Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Humoreske „Wie wir Mac Kinley wiederwählten“ von D. B. Warren. (S. 78)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Siebenter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Zu der Humoreske „Wie wir Mac Kinley wiederwählten“ von D. B. Warren. (S. 78)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

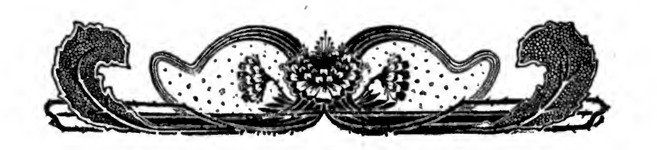
Jahrgang 1901 · Siebenter Band



Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



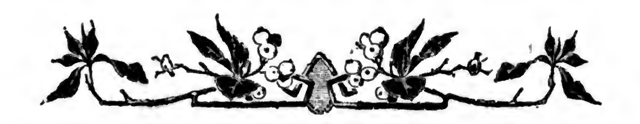
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Mannigfaltiges: Seite





Fata Morgana.

Roman von Gustav Johannes Krauss.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Frau Kitty stürzte sich mit dem ganzen lodernden Eifer, dessen ihr lebhaftes Naturell fähig war, in die Durchführung der Pläne, die sie zur Umgestaltung ihres Hauswesens und ihrer Lebensweise in der Eisenbahn zwischen Dresden und Berlin entworfen hatte.

Noch am Nachmittag ihrer Heimkehr fuhr sie zu der Gesindevermittlerin, deren sie sich zur Beschaffung ihres Hauspersonals bediente, und hatte mit ihr eine Unterredung, deren lange Dauer Fräulein Wendt, die unten im Wagen auf die Gebieterin warten mußte, in Erstaunen setzte und beunruhigte.

Die bösen Ahnungen des ältlichen Fräuleins sollten sich rascher und vollständiger erfüllen, als das sonst mit Ahnungen, auch mit bösen, zu geschehen pflegt.

Die Frau Kommerzienrat kam endlich aus dem Hause, vor dem der Wagen hielt, wieder hervor, rief dem Kutscher zu, daß er zu Schulte und dann zu Keller & Reiner fahren solle, und stieg dann ein. Sowie die Equipage dahinrollte, teilte Frau Bothe ihrer Gesellschafterin, um

von dem Kutscher nicht belauscht zu werden, in französischer Sprache, kurz und trocken mit, daß sie sich als gekündigt zu betrachten und morgen schon das Haus zu verlassen habe, weil ihre Nachfolgerin da zuziehe. Für das vertragsmäßige Recht auf vierteljährliche Kündigung werde sie entschädigt werden, und zwar reichlich.

„Gnädige Frau!“ rief das ältliche Fräulein, ganz grün im Gesicht vor Aufregung. „Was habe ich denn verschuldet? So Knall und Fall ...“

„St!“ zischte Frau Bothe energisch, indem sie mit den Augen bedeutungsvoll nach dem breiten Rücken des Kutschers winkte, und Fräulein Wendt ging sofort von dem Deutschen ins Französische über.

„Diese plötzliche Entlassung schädigt mich weit mehr, als Sie mit Geld gut machen können, das müssen Sie doch einsehen, Madame. Ich werde schwer eine andere Stelle bekommen, man wird mißtrauisch nach dem Grunde meiner Entlassung fragen. Ganz abgesehen von meinen gekränkten Gefühlen ... meine Treue, meine Ergebenheit ...“

Ihre Herrin schnitt ihr mit einer raschen, verächtlichen Handbewegung das Wort ab. „Schaden nehmen Sie keinen, meine Beste. Ich entlasse nämlich mein ganzes Personal, zugleich mit Ihnen und unter gleichen Bedingungen. Da wird man nicht gerade für Ihre Entlassung einen besonderen Grund suchen, sondern sich das Ganze einfach mit der Laune einer kapriziösen Frau erklären, die eben neue Gesichter um sich zu sehen wünscht. Und bei den anderen“ — Frau Bothe betonte dieses scharf — „wird man damit recht haben.“

„Bei den anderen?“ stammelte Fräulein Wendt mit erlöschender Stimme. „Bei mir haben Sie also einen besonderen Grund?“

„Jawohl, meine Beste. Ich vermisse nämlich die

Treue und Ergebenheit, die Sie mir eben anpreisen wollten, ziemlich stark an Ihnen."

„Gnädige Frau!"

„Ah, Sie protestieren!" sagte Kitty ungeduldig. „Nennen Sie das etwa Treue und Ergebenheit, wenn man gegen seine Herrin konspiriert? Wenn man an solche, die ein Interesse daran haben, auf dem Laufenden zu sein, Berichte über die Dame schickt, an deren Seite man lebt? Sie haben sich nicht schön benommen, meine Liebe!"

Das ältliche Fräulein bot einen kläglichen Anblick, wie sie so ängstlich in ihrer Wagenecke zusammenkroch und sich mit zitternder Stimme zu verteidigen suchte. „Ich hätte Berichte . . .?"

„Jawohl. Sie waren während unserer Reise die Privatdetektivin des Freiherrn v. Mahlow," sagte Frau Bothe mit kühler Bestimmtheit.

Jetzt schnellte der Oberkörper der Gesellschafterin aus seiner Zusammengesunkenheit empor. „Meine Gnädige, das ist . . ." ihr versagte die Stimme.

Frau Kitty sah sie unter den zusammengezogenen Brauen hervor scharf an. „. . . eine Lüge, wollen Sie am Ende gar sagen? Ah, das ist stark! Da muß ich Ihnen denn doch eine kleine Geschichte erzählen. Gedacht hatte ich mir das schon lange, als ich aber neulich in Graz einen Brief in grünem Umschlag bei Ihnen bemerkte, und weiter Ihre Sorgfalt bemerkte, den Brief vor mir zu verhehlen, da hatte ich zum erstenmal das bestimmte Gefühl, daß gerade dieser Brief einen solchen Bericht enthalten müsse. Und ich ging der Sache nach. Das war nun freilich Spionage von meiner Seite, und daher auch nicht schön, aber es war eben Notwehr. Ich ging also ein paar Stunden später auf das Postamt und klagte dem Schalterbeamten mein Leid, daß ich einen Brief an Freiherrn v. Mahlow, Berlin, aus Versehen

unfrankiert in den Kasten gesteckt hätte. Da der Adressat seinem Diener ein für allemal den Auftrag gegeben habe, die Annahme mit Strafporto belasteter Postsachen zu verweigern, so werde der Brief, der sehr wichtige Mitteilungen enthalte, nun höchst wahrscheinlich zurückgehen. Die Oesterreicher sind gefällige Leute, und besonders den gut gekleideten Ausländerinnen gegenüber zerfließen sie in Liebenswürdigkeit. Der betreffende Herr ließ sich also sofort von einem Kollegen auf dem Platz am Schalter vertreten und führte mich nach dem Zimmer, in dem die für das Ausland bestimmten Briefe sortiert werden. Das Fach für Berlin wurde durchsucht, und mein Mann hatte sehr bald das Vergnügen, mir den an den Freiherrn Wilhelm Friedrich v. Mahlow zu Berlin adressierten grünen Brief entgegenhalten und mir zeigen zu können, daß der Brief richtig frankiert war, ich mir also unnütze Sorge gemacht habe. Ich bedankte mich natürlich bei dem freundlichen Herrn sehr verbindlich für die wertvollen Aufschlüsse, die ich ihm verdankte. Ich hatte mir nämlich auch die Handschrift der Adresse genau angesehen und wußte nun ganz bestimmt, daß der Brief wirklich von Ihnen geschrieben war und nicht von jemand anderem, der zufällig auch grünes Briefpapier gebrauchte."

Fräulein Wendt sah wahrhaft mitleidswürdig aus, als ihre Herrin das so kalt und ruhig erzählte. Ihre grauen Augen flackerten unruhig hin und her, wie die einer Wahnsinnigen, die Winkel des welken Mundes zogen sich nach abwärts gleich den Mundwinkeln eines weinerlichen Kindes, ihr Atem keuchte mühsam.

Als Frau Bothe geendigt hatte, hob die arme alte Person flehend die Hände. „Gnädige Frau, ich ... ich schwöre Ihnen ... der ... der Herr Rittmeister hat ... hat nicht ..."

„Herr v. Mahlow hat sich diese Dienste nicht bestellt,"

fiel ihr Kitty ins Wort. „Das weiß ich. Dazu ist er viel zu sehr Gentleman. Er hat sie sich aber gefallen lassen. Auch das ist schon sehr schlimm für ihn." Die Augen der schönen Frau funkelten drohend. Dann fuhr sie wieder fort, in ruhigem, geringschätzigem Tone: „Sie haben aus eigenem Antrieb gehandelt. Davon bin ich überzeugt, auch ohne Ihre Beteuerungen. Was für einen Grund Sie haben, den Rittmeister so zu — zu protegieren, wollen wir sagen, untersuche ich nicht. Sie könnten einem leid thun, wenn die Geschichte nicht so unsagbar lächerlich wäre."

Jetzt antwortete die Gesellschafterin nichts mehr. In verzweifelter, quälender Scham ließ sie den Kopf hängen, über dem die grauen Federn des Hutes trübselig nickten, wie wackelnde Altweibleinköpfe. Die letzten Worte Frau Kittys, mehr noch der Ton, in dem diese Worte gesprochen worden waren, hatten dem armen alten Ding deutlich gezeigt, daß die unheimlich kluge Frau da neben ihr das klägliche Geheimnis der wahnsinnigen Liebe, die sie, die Gealterte, Reizlose, Dienende, für den schönen und stolzen Mann im Herzen trug, durchschaut hatte. Weil sie sich selbst ihm nicht geben konnte, hatte sie ihn glücklich machen wollen, indem sie ihm half, die andere zu erringen, die alles das besaß, wonach er strebte und was ihr fehlte.

Frau Bothe kümmerte sich wenig darum, was in der Seele ihrer Gesellschafterin vorgehen mochte. Sie hing während der Fahrt von einer Kunsthandlung zur anderen ihren Gedanken nach und ordnete und überlegte im Geiste die Dinge, die in den nächsten Tagen zu besorgen waren, immer aufs neue.

Endlich befahl sie dem Kutscher, nach Hause zu fahren.

Als der Wagen vor dem schmiedeeisernen Portale der Villa hielt, meldete der Diener, der dienstfertig heran-

gestürzt war, um das Thor zu öffnen, mit der Miene eines Mannes, der sich sicher fühlt, keine unangenehme Nachricht zu überbringen: „Der Herr Rittmeister sind vor einer halben Stunde gekommen. Der Herr Rittmeister erwarten die gnädige Frau im roten Zimmer."

Zum nicht geringen Erstaunen des Wackeren sah die gnädige Frau nicht sehr erfreut aus, als sie die Meldung entgegennahm. Sie nickte bloß kurz mit dem schönen Haupte und schritt dann, ihr Kleid ein wenig hochraffend, so eilig auf dem Kiesweg dahin, der durch den Vorgarten zum Hause führte, als gälte es, etwas Unangenehmes zu besorgen, was man am besten rasch thut, um es dann los zu sein. Der Lakai merkte mit dem Spürsinn der Dienenden, daß da irgend etwas nicht in Ordnung sein müsse, und sah Fräulein Wendt fragend an, als wolle er sich bei ihr Rats erholen.

Er erschrak nicht wenig, als er das ältliche Fräulein so recht scharf angesehen hatte. Lieber Himmel, wie sah die aus! Es lag etwas in der Luft ... ganz sicher lag etwas in der Luft!

Er hätte um sein Leben gern versucht, die Gesellschafterin auszuholen. Aber das wagte er nicht. Fräulein Wendt war gegenüber den Bediensteten niedrigerer Kategorie im Hause niemals allzu leutselig; wenn sie aber gar solche Augen machte, wie eben jetzt, war es geraten, sie in Ruhe zu lassen.

So schlich der arme Kerl denn voll jener ängstlich fiebernden Neugier, wie sie jenen, die gewohnt sind, von den Launen anderer abzuhängen, eigentümlich ist, hinter der Gesellschafterin her ins Haus. Er begab sich geradeswegs in die Küche, wo die Dienerschaft eben zum Nachmittagskaffee versammelt war, und fünf Minuten später wußten es Männlein und Weiblein, daß wieder einmal etwas in der Luft lag. — —

Als Kitty in das rote Zimmer, einen kleinen Salon, dessen Fenster nach dem parkähnlichen Hintergarten der Villa führten, trat, sprang Mahlow, der, das Gesicht in die Hände vergraben, auf einem der kleinen Fauteuils gesessen hatte, auf, stürzte auf die junge Frau zu und wollte sie an sich ziehen.

Erblassend trat er aber einen Schritt zurück, als es ihm scharf entgegenzischte: „Hüten Sie sich doch! Die Thür ist offen!"

„Ja so!"

Er nickte und ging, die Thür zu schließen. Dann wandte er sich an Kitty und sagte bitteren Tones: „Verzeih, daß ich wieder einmal unvorsichtig war. Ermutigend ist dieser Empfang nach so langer Trennung übrigens gerade nicht. Du scheinst mir sehr verändert, Kitty."

„Ich mir gar nicht," antwortete die junge Frau kühl. „Ich war von jeher eine Feindin aller überflüssigen Unvorsichtigkeiten. Dazu gehört auch das Du, das man auch unter vier Augen nicht gebrauchen soll, weil es einem dann ganz sicher einmal vor Fremden entschlüpft."

„Nun, und wäre das Unglück gar so groß, Kitty, wenn es die Menschen errieten, daß wir uns lieben und uns heiraten wollen?"

Die schöne Frau, die eben die Handschuhe von den Händen streifte, hob den Blick und sah den Mann eigentümlich an. „Wollen wir das wirklich, Mahlow? Ich kann mich durchaus nicht erinnern, ein bindendes Versprechen abgegeben zu haben."

Trotzdem sie augenblicklich in dem Freiherrn einen Gegner sah, den sie niederringen mußte, und ihn deshalb beinahe haßte, bewunderte sie im stillen seine männliche Schönheit, die der in ihm aufwallende Zorn prachtvoll hervortreten ließ. Wie seine Augen flammten, die feinen

Nüstern zuckten, wie auf der marmornen Stirn die blaue Ader schwoll!

„Ah!“

Er trat ganz dicht an Kitty heran, faßte sie mit beiden Fäusten an den Handgelenken und sah ihr scharf in die Augen, als wolle er sie ihr mit seinem Blicke aus dem Kopfe sengen. Sie zuckte aber mit keiner Wimper. Kalt und feindselig, wie das Blitzen stählerner Klingen, funkelten ihm ihre Augen entgegen.

„Wozu drücken Sie mir das Armband ins Fleisch?“ fragte sie ruhig. „Ich weiß es ohnehin, daß Sie stark sind — und brutal.“

Langsam ließ er ihre Hände los. Als ob nichts geschehen wäre, fuhr Frau Bothe augenblicklich fort, ihre rechte Hand, die noch zur Hälfte im Handschuh stak, aus ihrer ledernen Hülle zu befreien. Ihre gleichgültige Ruhe wirkte gegenüber der Leidenschaft, die in dem Manne sichtlich tobte, beinahe unheimlich.

Mahlow that ein paar starke Schritte in das Zimmer hinein. Dann kehrte er um und kam wieder zu ihr heran. „Sagen Sie, daß Sie mit mir spielen!“ flehte er in weichem Tone. „Eines Ihrer beliebten Verwandlungsstücke, die Ihnen so viel Vergnügen machen und dem anderen so wehe thun. Mehr ist es ja doch nicht, kann es nicht sein. Ich bitte Sie, sagen Sie ja!“

Sie hatte nun endlich den rechten Handschuh von der Hand gezerrt. Sie legte das Paar zusammen, glättete es und legte es auf den Tisch, alles so ruhig, als führe sie dabei ein leichtes, nichts bedeutendes Gespräch. „Ich weiß nicht, was Sie wollen, lieber Freund,“ sagte sie. „Ich bin doch eigentlich nur auf diese Reise gegangen, weil ich mich nicht entschließen konnte. Weil ich fern von Madrid, dem zerstreuenden Gesellschaftsleben entrückt, nachdenken wollte über mich selbst und das, was ich thun

müsse, um dann vor der Reue, die zu spät kommt, möglichst sicher zu sein. Ich habe Ihnen das ja, als wir Abschied nahmen, ganz rückhaltlos gesagt."

„Nun gut," warf er in mühsam beherrschtem Tone ein. „Aber jetzt sind Sie ja wieder da. Sie müssen sich also entschlossen haben, sonst . . ."

Sie schüttelte lebhaft das schlanke Haupt. „Ich habe die Klarheit über mich selbst, ohne die ich einen solchen Schritt nicht thun will, noch immer nicht. Da irren Sie, Mahlow. Und — es thut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen — wenn ich mich entscheide, so wird der Entschluß kaum zu Ihren Gunsten ausfallen. Das weiß ich heute bereits, aber auch nur das."

Er war totenblaß geworden und stand vor ihr, ein Bild der Verzweiflung, aber ein in Erz gegossenes Bild, und das Bild einer stolzen Verzweiflung, die nicht daran denkt, sich zu demütigen. Die Zähne preßten sich ihm wie im Krampfe zusammen, das hörte sie, die ihren Gegner so scharf beobachtete, an dem leisen Knirschen in seinem Munde.

Endlich hatte er sich so weit gefaßt, um sprechen zu können. Mit entstellter Stimme sagte er: „Sie wollen mir also den Rückzug mit kriegerischen Ehren offen lassen. Edelmütig von Ihnen, schöne Frau. Aber vielleicht haben Sie die Gnade, meine Neugier nach den Gründen zu befriedigen, die . . . die . . . nach allem . . . jetzt auf einmal . . ."

Er konnte nicht weiterreden und biß sich zornig auf die Lippen.

Sie sah ihm mit der Miene kühler Neugier ins Gesicht und zuckte die Achseln. „Gründe! Wer wird nach Gründen fragen wie ein Pedant? Vielleicht aber ist das der Grund, daß Sie mir zu herrisch sind, zu sehr geneigt, Ihrer Umgebung den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Einem solchen Manne kann ich gut sein, sehr gut, und ich war Ihnen sehr gut, Mahlow, könnte es vielleicht auch noch länger sein. Aber heiraten? Nein. Dazu liebe ich meine Freiheit zu sehr. Und weil ich mir denke, daß Sie heiraten wollen, und das möglichst bald, gebe ich Sie eben frei."

Vor dem letzten Satze hatte sie ein wenig gezaudert. Sollte sie ihn wirklich aussprechen? Dieser Hinweis auf seine zerrüttete Existenz, die Beschuldigung, daß er es zumeist auf ihr Vermögen abgesehen habe, war schneidend grausam. Aber wer eine Operation vollziehen will, darf keine Scheu vor dem Messer haben und vor dem qualvollen Zucken des Geschöpfes, in dessen lebendiges Fleisch die kalte Schneide dringt. So warf sie ihm denn das Wort hin. So nachlässig, in so selbstverständlichem Tone sprach sie es aus, daß der schärfste Beobachter nicht hätte merken können, es koste sie Ueberwindung, das zu sagen.

Sie sah sofort, daß der rasche Schnitt, den sie geführt, seine Wirkung gethan hatte. Mahlow wußte jetzt, daß es aus war, ganz aus. Das zeigte sein Zusammenzucken, sein jähes Erblassen, das Starrwerden seines Blickes. Es war, als hätte den Mann ein elektrischer Schlag getroffen.

Zwei Sekunden stand er so, lautlos, regungslos. Dann kam wieder Leben in die Bildsäule. Mit einem raschen Griffe raffte er Hut und Handschuhe auf, die auf dem niedrigen Tischchen neben dem Armstuhl, in dem er vorhin gesessen hatte, lagen. Eine kurze, stumme, frostige Verneigung, und Herr v. Mahlow verließ das Zimmer, hoch aufgerichtet, mit festen Schritten. —

Tief aufatmend ließ sich Kitty in den Armstuhl sinken und stützte die Stirn in die weiße Hand.

Ihr war ganz sonderbar zu Mut. Sie hatte ihr Ziel erreicht, und doch kam sie sich vor, als hätte sie eine

Schlacht verloren. Die Art, in der er auf ihren schonungslosen Angriff geantwortet hatte, imponierte ihr und empörte sie zugleich. Hatte das nicht ausgesehen wie Verachtung? Wie die Verachtung des Mannes gegen das Weib, das mit ihm ein frevelhaftes Spiel getrieben, wie die Verachtung des adeligen Offiziers gegen den kühl berechnenden Krämersinn, der sich nicht davor scheut, den Unterschied zwischen reich und arm recht nachdrücklich zu betonen, wenn es ihm so taugt.

Das war ja gerade, als hätte er *ihr* den Laufpaß gegeben!

Die Fußspitze der schönen Frau trommelte nervös auf dem Teppich, sie wand sich auf ihrem Sitz wie in körperlichem Unbehagen. Dann sprang sie auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Sie wollte das häßliche, peinigende Gefühl, das sie so mitten im Gelingen ihrer schwierigsten Pläne befallen hatte, abschütteln und zwang sich, an anderes zu denken, an Freundlicheres. An Matthias Moosdörfer dachte sie, an „Hiesel“, wie sie ihn im stillen jetzt schon nannte, und ihn später laut nennen wollte, zuerst eine Zeitlang, wenn nur er es hörte, und nachher vor allen anderen auch.

„Hiesel ... Hiesel ... Hiesel.“

Sie sagte den Namen ein halbes Dutzend Mal vor sich hin, als wolle sie sich das behagliche, ein wenig träge Hinüberschleifen des i ins e, das ihrer norddeutschen Zunge ein wenig schwer fiel, möglichst echt und naturgetreu einüben. Dabei lächelte sie glücklich vor sich hin und breitete sogar einmal die Arme halb aus, als wolle sie irgend etwas, irgend jemand umarmen und an ihre Brust drücken.

Hiesel! Was für ein entzückender Name das doch war! Es war Stimmung in diesem Namen, Naturstimmung. Vor allem aber sah und hörte sie bei dem

Klange dieses Namens den Mann, der ihn trug, die Glieder sehnig und schwellend von trotziger Kraft, das Gesicht dunkel gebräunt von Wind und Wetter, so daß der rote Mund unter dem flaumigen Jungmannsbart und die treuherzigen Blauaugen von dieser dunklen Haut seltsam lebhaft abstachen. Und das Gesicht trug die Züge ihres jungen Sängers, der rote Mund war sein Mund, die hellen Augen sahen sie mit seinem Blicke an.

In Wirklichkeit war Matthias ja nicht so braun. Er hatte ja in der Stube gesessen und war nicht auf den Höhen herumgestiegen mit der Büchse auf der Schulter oder der schweren Axt des Holzknechtes. Aber darauf kam's auch gar nicht an. Er war doch einer aus dem Volke dieser Jäger und Holzfäller. Er gehörte zu diesem Geschlechte von Männern, die heute noch an ihre Urvorfahren gemahnten, an die alten Deutschen, die den Bären und den Auerochsen jagten und das gewaltige Römerreich zertrümmerten, an jenes keusche und reine Volk, dessen einzige Laster darin bestanden, daß die Männer nach der Jagd oder nach der siegreichen Schlacht den Humpen manchmal ein wenig zu rasch kreisen ließen und auf die rollenden Würfel zu hohe Einsätze wagten. Die Frauen aber waren ihnen den Göttern verwandt, sie ehrten sie und machten sie zu Priesterinnen. Mit dreißig Jahren freite der Mann, und das Weib, das er dann nahm, war seine erste Liebe. Denn das lockere Leben der jungen Römer, das in der alten römischen Gesellschaft wie in der heutigen als liebenswürdige Schwerenöterei betrachtet und lächelnd geduldet wurde, das galt diesen Barbaren als eine schimpfliche, entehrende Sache.

Wie sie sich sehnte nach dieser Reinheit, aus der alles andere hervorblüht, was die Liebe köstlich macht: die rot lodernde Leidenschaft, die Leib und Leben wagt, die Geliebte zu erringen, die treuherzige Innigkeit, die nichts

von ironischer Selbstbespöttelung weiß, und die Treue, die nicht daran denkt, das Geschenk, das sie heute gegeben, morgen wieder zurückzunehmen!

Während ihr das alles durch die Seele zog, nur zum Teil klar gedacht, zum größeren Teil in dämmernden Gefühlen und Empfindungen, stand das Bild Moosdörfers immer deutlicher vor ihrer aufgeregten Seele. Sie sehnte sich nach ihm, so daß sie nahe daran war, so wie sie ging und stand, die Treppe hinabzulaufen und die nächste Droschke anzurufen, um zu ihm zu fahren.

Hiesel, Hiesel!

Sie liebte ihn. Endlich, endlich liebte sie! Sie wehrte ihm nicht, dem glückseligen Taumel, der ihr ganzes Wesen immer wilder erfaßte. Sie hätte jauchzen mögen über sich selbst und zugleich vor Freude weinen. Es war eine Stimme in ihr, wie sie über Frauen kommt, die sich lange Jahre vergeblich nach einem Kinde gesehnt haben, und denen dann endlich das Glück der Mutterschaft doch noch beschert wird.

Ihr Herz lebte also. Es war nicht tot gewesen. Bloß geschlafen hatte es, immerfort geschlafen, wie Dornröschen im epheuumsponnenen Königsschloß, weil eben der Rechte nicht gekommen war. Jetzt aber, jetzt war er da. Bei seinem bloßen Nahen waren die Riegel und Pforten von selbst aufgesprungen, und all das Leben, das so lange geschlafen hatte, ward lebendig, und das scheintote Prinzeßlein sprang von seinem Lager empor.

Er — er liebte sie wieder. Jetzt schon war er ganz und gar ihr eigen, trotz seiner kindlichen Gewissensbisse, die ihn so liebreizend kleideten. Sie hatte ja seine Herzensangst, seine leidenschaftliche Ruhelosigkeit gesehen, als Mahlow ...

Da war sie im Kreislauf ihrer Gedanken wieder bei dem Manne angelangt, der sie vorhin bei seinem Weg-

gange in einer so peinlichen Stimmung zurückgelassen hatte.

Diese Stimmung war verflogen. Sie dachte nun ohne Haß an ihn, eher in leiser Wehmut.

Er war doch, trotz allem und allem, ein Vollmensch, dieser Mahlow. Schön, vornehm, klug. Warum nur hatte er das Wunder nicht wirken können, das dem jungen Steirer gelungen war, ohne daß er es wollte, ohne daß er es ahnte? Ja, warum nur? War es gewesen, weil sie bei seinen zärtlichen Worten, bei seinen Küssen nie recht hatte daran glauben können, daß es ihm rechter Ernst sei, weil sie immer an die hundert anderen hatte denken müssen, zu denen er vor ihr so gesprochen, die er so geküßt hatte? Vielleicht war sie auch das Gefühl nie recht los geworden, daß es nicht die Liebe allein war, die ihn immer wieder auf baldige Verlobung und Heirat drängen ließ, daß er von den Manichäern gehetzt war.

Armer Mensch! Er konnte ja nichts dafür, daß ein junger Offizier von altem Namen so viel Gelegenheit hat, seine Empfindungsfähigkeit und sein Hab und Gut zu verschwenden. Er wäre vielleicht der Rechte gewesen, wenn sie ihn nicht erst kennen gelernt hätte, als er schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte und die materielle Sorge seinem ganzen Geistes- und Gefühlsleben ihren entadelnden Stempel aufgedrückt hatte.

Er war nicht der Rechte gewesen, aber unter anderen Umständen hätte er es sein können. Um dieser Möglichkeit willen wollte sie für ihn thun, was sie thun konnte, ohne dabei ihr eigenes Selbst zum Opfer zu bringen.

Nur war die Schwierigkeit dabei, daß sie die Hilfe, die sie ihm gewähren wollte, leisten mußte, ohne daß er etwas davon merkte. Sonst nahm er sie nicht an.

Frau Bothe war es nicht gewohnt, daß sich ihrem Willen allzu große Schwierigkeiten entgegentürmten; sie

faltete sehr ungnädig die schöne Stirn, als sie die ersten beiden Auskunftsmittel, auf die sie verfiel, bei näherer Prüfung als unbrauchbar von der Hand weisen mußte.

Endlich hatte sie das richtige.

„Ich werde zum alten Hellmers fahren,“ dachte sie. „Einen gewissen Einfluß auf den Biedermann hat mir der Herr Kommerzienrat ja hinterlassen. Der alte Schuft ist jedenfalls selbst der Hauptgläubiger, und die übrigen hat er an der Hand.“

Sie drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Ein hübsches Zöfchen trat zaghaft ein. Sie sah höchst erstaunt darein, als die gnädige Frau so guter Laune schien. Karl hatte doch vorhin erzählt, daß etwas in der Luft liege.

„Rufen Sie Fräulein Wendt, Laura. Und dann holen Sie mir eine Droschke, aber eine geschlossene.“

Die Kleine verschwand, und gleich darauf trat die Gesellschafterin ein. Die Ränder ihrer Augen und die Nasenspitze waren gerötet, in ihrer Stimme klangen noch die Thränen nach.

„Frau Kommerzienrat befehlen?“

Kitty hatte ein im Grunde gutes Herz, dessen Güte freilich nur dann zum Durchbruch kam, wenn sich die schöne Frau bei so rosiger Laune befand wie eben jetzt. Sie redete also dem vergrämten Fräulein so freundlich zu, sich die Sache nicht gar so sehr zu Herzen zu nehmen, daß Klara Wendt die rotgeränderten grauen Augen beinahe entsetzt aufriß, was ihrem hageren welken Gesicht einen nicht allzu geistreichen Ausdruck verlieh.

Als dem schönen Triebe der Nächstenliebe genug gethan war, gab Kitty der Gesellschafterin ihre Aufträge.

„Ich fahre noch einmal aus. Sie sind so gut und teilen inzwischen dem ganzen Personal mit, daß es gekündigt ist und morgen ziehen muß. Jeder erhält drei

Monate Lohn und gleichfalls für drei Monate Wohnungs- und Kostgeld. Berechnen Sie die einzelnen Posten, so beiläufig bloß. Auf etliche Mark mehr kommt es ja bei solchen Gelegenheiten nicht an. Ferner bringen Sie die Klebekarten in Ordnung und tragen in die Dienstbücher die Zeugnisse ein, alle so glänzend, als es nur möglich ist, ohne unwahrscheinlich zu wirken."

Die Gesellschafterin zog sich mit einem unendlich diskreten Ausdruck von teilnahmsvollem Bedauern in der Miene vorsichtig zurück. Es war doch mehr als klar, daß die schöne Frau Kommerzienrat nicht ganz gesund im Kopfe war. Dieser völlige Umsturz des ganzen Hauswesens, ohne jeden ersichtlichen Grund! Dieser plötzliche Stimmungswechsel! Der arme, arme Mahlow! Er war zuvor mit sehr finsterer Miene, im Gesicht ganz aschfahl, fortgegangen. Das Fräulein hatte ihn, hinter dem Fenstervorhange des Eßzimmers verborgen, beobachtet, wie er mit langen, hastigen Schritten durch den Vorgarten davonstürmte. Sie hatte sich die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß sie die Schuld an dem Korbe trug, den der vergötterte Mann im roten Salon offenbar bekommen hatte. Jetzt aber fing Klara Wendt an zu glauben, daß dieser Korb eher ein Glück für den Freiherrn sei. Denn eine Frau zu haben, die ... hm ... Eine böse Sache, so etwas.

Während die Gesellschafterin an dieser Theorie zur Erklärung des sonderbaren Wesens ihrer Herrin herumgrübelte, fuhr Kitty bereits, ziemlich dicht in die Ecke ihres geschlossenen Wagens gedrückt, durch Seitenstraßen, in die sie kaum je vorher gekommen war und in denen sie um keinen Preis gesehen werden wollte, weil das zu den übelsten Gerüchten über sie hätte Anlaß geben müssen. Die Bankiers von dem Spezialfach des Herrn, zu dem sie fuhr, wohnen eben nicht in den vornehmsten Stadtvierteln.

Aus dem nämlichen Grunde war es ihr sehr angenehm, daß, obwohl es schon ziemlich dunkel war, im Thorweg des großen Hauses, vor dem der Wagen endlich hielt, noch kein Gas brannte. Sie schlüpfte rasch aus dem Wagen, winkte dem Kutscher, daß er warten solle, und huschte dann in die Höhle, die ihr dunkel entgegengähnte und einen dumpfen Geruch, widerlich säuerlich, wie von dem Angstschweiß gequälter Menschen herrührend, auf die Straße heraussandte.

Am Fuße der Treppe begegnete ihr ein Herr, der in Gang und Haltung den Offizier in Zivil unverkennbar verriet. Erst erschrak sie, als ihre scharfen Augen aber trotz des tiefen Halbdunkels festgestellt hatten, daß der Mann ihr völlig fremd war, nickte sie befriedigt. Bei Herrn Hellmers war's also noch Geschäftszeit.

Vorsichtig stieg sie die Treppe empor. Die Stufen waren steil und ausgetreten, und das Geländer anzufassen scheute sie sich.

Endlich hatte sie die richtige Thür gefunden. Sie klingelte, und ein hagerer junger Schreiber öffnete ihr, der vor Erstaunen fast in Ohnmacht fiel, als er beim Scheine der von der Decke des Vorzimmers herabhängenden Petroleumlampe erkannte, daß es eine junge, vornehme und allem Anschein nach gut situierte Dame war, die an dieser Thür so spät noch Einlaß begehrte.

„Herr Hellmers ist ja eigentlich ... nicht mehr zu ... zu sprechen," stotterte er.

„Aber ausnahmsweise doch, nicht wahr?" ergänzte die Dame ruhig. „Melden Sie ihm also, bitte, daß ihn jemand ausnahmsweise zu sprechen wünscht, und zwar möglichst sofort."

Der junge Herr knickte unter dieser herrischen Bestimmtheit der Fremden fast zusammen. Ueber seine eigenen Füße stolpernd, stürzte er auf eine der Thüren zu, die

aus dem Vorzimmer in die inneren Räume führten, riß sie auf und bat die gnädige Frau mit tiefem Bückling, einzutreten. Dann raste er auf eine andere Thür zu, um Herrn Hellmers zu holen.

Dieser kam so rasch, daß Kitty kaum Zeit gefunden hatte, sich in dem kleinen Salon, in dem sie stand, umzusehen und festzustellen, daß es hier aussah wie in der guten Stube eines soliden, vielleicht zu pedantisch soliden Berliner Rentiers aus dem Kleinbürgerstande, als der Hausherr auch schon eintrat.

„Ah, welche Ehre, Frau Kom ...“

„St!“ zischte Frau Bothe energisch, wobei sie nach der Thür blickte, die der Schreiber eben von außen zuzog. Hellmers schwieg erschrocken und stand nun vor seinem Besuche in der Haltung eines demütigen Höflings, der nach der Etikette zu warten hat, bis die Frau Königin ihn anredet.

Kitty ließ ihn ein paar Sekunden warten. Es interessierte sie, sich den Mann anzusehen. Diese behäbige Gestalt im ehrbaren schwarzen Gehrock, dieser Apostelkopf mit dem lang herabwallenden Weißbart und dem ein wenig pastoralen Zug um Mund und Augen ... wer hätte vermutet, daß hinter dieser wohlanständigen Außenseite einer der gefährlichsten Kehlabschneider Berlins steckte?

„Setzen wir uns,“ sagte Kitty endlich.

Nachdem sie Platz genommen hatten, fuhr sie fort: „Schenken Sie mir mal reinen Wein ein, Herr Hellmers: wie steht es eigentlich mit dem Freiherrn v. Mahlow?“

In dem Gesichte des Wucherers ging eine merkwürdig rasche Veränderung vor sich. Bis jetzt war dort nichts zu lesen gewesen als gottergebene Demut, verbunden mit einem sanften Erstaunen über die unerwartete Ehre, die seinem geringen Heim durch den Besuch der Frau Kommerzienrat Kitty Bothe, geborenen v. Hopfgarten, wider-

fuhr. Sowie aber der Name Mahlow von den Lippen der Dame gefallen war, sah Herr Hellmers einem aus gierigen Augen spähenden Geier, dem ein wunderliches Naturspiel einen langen weißen Bart am Unterschnabel hatte wachsen lassen, täuschend ähnlich.

„Hm ... so so ... ich weiß nicht recht ...“

„Sie können ruhig sprechen,“ sagte Kitty gelassen. „Sie schaden ihm nicht. Er hat Ihnen wahrscheinlich erzählt, daß er sich demnächst mit mir verloben wird. Damit ist es vorbei.“

Wie von einem Peitschenschlag getroffen fuhr der Alte in die Höhe und griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe. „Was?“ zeterte er. „Was?“

„Es ist aus,“ wiederholte Kitty ruhig.

„Mein Geld! Mein schönes, schönes Geld! Das ist Betrug! Aber er soll mir's büßen, der Schwindler, der Betrüger, der Halunke, der ...“

„Ruhig, Mann!“ herrschte ihn Frau Bothe unmutig an. „Was ist das für ein Betragen? Schämen Sie sich denn gar nicht?“

„Sie haben gut reden,“ fauchte der Geldmann giftig zurück, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte, mit der bloßen Hand, ohne sein Taschentuch zu bemühen. „Sie verlieren nichts. Ja, wenn man's recht besieht, sind Sie mitschuldig daran, daß andere ihr sauer zusammengedarbtes bißchen ...“

„Das ist eine Frechheit, Hellmers,“ sagte Kitty eisig. „Hüten Sie Ihre Zunge! Oder meinen Sie vielleicht, ich weiß um die Geschichte nicht, die Ihnen etliche Jährchen Gefängnis eingetragen hätte, wenn Bothe es hätte eingestehen wollen, daß auch er sich einmal habe betrügen lassen und gar von seinem eigenen Angestellten? Ich weiß darum, und verjährt ist die Geschichte auch noch nicht.“

Die zornige Röte in dem Gesicht des alten Herrn wich plötzlich einer fahlen Blässe, die große, breite, fette Gestalt zog sich demütig und erschreckt zusammen. Es war, als ob Hellmers unter dem Blicke Kittys um einige Zoll kleiner würde und zugleich vom Fleische fiele. Der ehrbare schwarze Rock, der ihm eben noch so wohlhäbig prall am Leibe saß, schlotterte ja jetzt förmlich über Brust und Schultern.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ ächzte er. „Aber ... aber ... ich ... wenn man so sein sauer zusammengedarbtes ...“

Frau Bothe schnitt ihm das Wort ab. „Lassen Sie doch diese lächerliche Redensart. Den Grundstock Ihres Vermögens haben Sie dem seligen Kommerzienrat abgeschwindelt; der Rest mag ja zusammengedarbt sein, aber da haben nicht Sie gedarbt, sondern die anderen, die armen Teufel, die Ihnen in die Klauen fielen. So liegt die Sache. Darum deklamieren Sie nicht, sondern setzen Sie sich wieder, und antworten Sie vernünftig auf meine Frage: wie steht es um den Freiherrn v. Mahlow?“

Hellmers ließ sich nieder und wischte sich wieder die Stirn. Diesmal aber gebrauchte er sein Taschentuch dazu, sein feines, weißes Taschentuch, in dessen Ecke ein großes Monogramm gestickt war. „Faul, oberfaul,“ sagte er kummervoll. „Jetzt, da Sie von ihm nichts mehr wissen wollen, ist der Mann für keine fünfzig Pfennig mehr gut. Dabei hat er aber mindestens dreißigtausend Mark Schulden.“

„Etwas davon wird ja wohl gedeckt sein?“

„Jawohl, gedeckt! Keine Spur!“

„Es ist doch das Gut da?“

„Weit über den Wert belastet, gnädige Frau. Ueber den Wert! Sein Bruder, der darauf sitzt, wirtschaftet mit Müh' und Not die Hypothekenzinsen heraus. Wenn's

zur Zwangsversteigerung kommt, fallen noch von den eingetragenen Forderungen welche aus."

„Und die Erbschaften, die er zu erwarten hat?"

„Nicht 'ne Mark. Er hat ja wohl so 'n altes Fräulein von Tante und einen Onkel. Die Tante aber hat nur so 'n bißchen, hundertundzwanzig Mille. Das erben die beiden Brüder zu gleichen Teilen. Das Testament liegt beim Gericht. Nun hat aber der Rittmeister seinen Teil schon vor Jahren an Geldmänner cediert, die ihn damals rangierten und ihm noch 'n paar Kröten herauszahlten. Ihre eigenen Forderungen haben sie sich dabei natürlich mit in erster Reihe bezahlt gemacht. Solche Kerle wissen sich ja immer zu decken, ein reeller Geschäftsmann aber fällt herein."

Er hielt inne, um über die Verderbtheit einer Welt, in der es einem reellen Geschäftsmann so traurig ergehen kann, recht aus tiefster Seele zu seufzen. Der sarkastische Blick der Dame ihm gegenüber aber ließ den Seufzer nicht so recht salbungsvoll geraten, und Herr Hellmers referierte weiter, wobei seine Stimme ein wenig geärgert klang: „Bliebe also noch der Onkel. Das ist aber ein alter Querkopf, der sich bereits mit dem Vater des Rittmeisters nicht vertrug und die Söhne schon gar nicht sehen will. Er will überhaupt niemand sehen, sondern haust wie ein Dachs in seiner Villa in Steglitz. Der Alte ist ja schwer reich. Seine vier, fünf Milliönchen hat er beisammen —"

„So viel?" warf Frau Kitty erstaunt ein.

„Eher mehr, mehr eher als weniger," versicherte Hellmers, dem bei der Vorstellung so vielen Geldes das Wasser sichtlich im Munde zusammenlief. „Hat er in Amerika gemacht. Er war ein smarter Kaufmann. Davon kriegen die Neffen aber keinen roten Pfennig. Ueberhaupt keiner. Irrenhäuser will der Alte nach seinem Tode davon bauen lassen. Er sagt, die lieben Deutschen kämen

ihm allesamt so närrisch vor, daß der Narrenhäuser viel, viel zu wenig seien. Eine boshafte Canaille, der Alte. Aber ein vorzüglicher Geschäftsmann war er seiner Zeit, trotz seines alten Adels."

Frau Bothe nickte gedankenvoll mit dem schönen Haupt. „Dann steht es freilich schlimm um die Dreißigtausend," sagte sie langsam. „Sie sind der Hauptgläubiger?"

Hellmers fuhr sich wieder mit beiden Händen an die Schläfen. „Gott sei's geklagt, ja! Ueber zwanzigtausend Mark Wechsel hab' ich ihm diskontiert —"

„Da beträgt Ihr wirklicher Schaden vielleicht zwölftausend," schaltete Kitty trocken ein.

Der Wucherer hob die Augen mit leidvollem Ausdruck zur Decke empor, als wolle er den Mieter, der eine Treppe höher wohnte, zum Zeugen anrufen, wie bitter unrecht ihm gethan wurde. Er wagte aber nichts zu antworten. Frau Bothe sah ihm mit humoristischem Augenzwinkern zu. Sein stummes Spiel belustigte sie sichtlich.

Nach einer Weile sagte sie: „Da Sie aber schon einmal so tief drin sitzen, wäre es vielleicht das klügste, wenn Sie den Rest seiner Wechsel auch noch aufkauften und ihm dann Zeit zum Bezahlen ließen. Vielleicht rafft sich der Mann noch auf, wenn ihm der Hals nicht zugeschnürt wird."

Ihre Hoffnung, der Wucherer würde den Vorschlag als blutigen Hohn auffassen und wütend auf sie los fahren, wurde schmählich enttäuscht. Herr Hellmers war ein geriebener alter Fuchs. Während er den verzweifelten Greis spielte, der seinen verlorenen Ersparnissen nachwimmert, hatte er sich heimlich den Kopf zerbrochen, was der Besuch der Frau Kommerzienrat eigentlich zu bedeuten haben könne, wenn zwischen ihr und seinem Klienten wirklich alles vorbei war. Die letzte Wendung des Gespräches warf ihm einen orientierenden Blitz in dieses Dunkel.

Er sah die Dame listig an und sagte: „Als Ihr Strohmann würd' ich's schon thun.“

„Das ist gut!“ sagte Kitty, ein wenig verblüfft. „Wie käme ich dazu?“

Hellmers wiegte nachdenklich das Apostelhaupt. Man sah ihm dabei deutlich an, wie innig er den Triumph seiner überlegenen Geisteskraft genoß. „Ich bin ein armer Mann von geringer Herkunft,“ sagte er demütigen Tones. „Mein Vater war Budiker. Ich habe mich niemals in den feinen Kreisen bewegt. Wie kann ich da wissen, was für Gründe eine Dame aus diesen Kreisen für ihre Handlungen hat? Ich kann höchstens raten. Vielleicht paßt es Ihnen nicht, daß der Herr Rittmeister gleich nach Ihrem Bruch mit ihm vor die Hunde geht. Die Sache war ziemlich bekannt geworden. Da könnten die Leute sagen, Sie hätten ihn auf dem Gewissen, weil er sich in der Zeit, die Sie ihn — Sie verzeihen, Frau Kommerzienrat! — am Narrenseil führten, anderswo umsehen und vielleicht Erfolg hätte haben können.“

Er hielt inne. Unter dem weißen Schnurrbart zuckte es hämisch.

Dann fuhr er vorsichtig fort: „Das wäre schon ein Grund. Wenn ich Sie mehr für eine Realpolitikerin halten darf, so kann ich noch anders raten. Sie haben mit ihm gebrochen, aber vielleicht nur auf Zeit. Er kann sich mißliebig gemacht haben, Eifersüchtelei und so. Da wollen Sie ihn los sein, sich ihn aber für später konservieren.“

Kitty war bei dieser lauernden Rede des alten Schurken ein wenig rot geworden. „Sie raten etwas impertinent, Hellmers,“ unterbrach sie ihn in hochmütigem Tone. „Sie wissen also nun, was Sie zu thun haben. Sie rangieren den Freiherrn und eröffnen ihm noch einen weiteren Kredit von zehntausend Mark. Dabei darf er aber nicht

bewuchert werden, verstanden? Sie werden da einmal Gelegenheit haben, die Rolle des gottesfürchtigen Biedermanns, die Sie so gern spielen, auch im Geldpunkte durchzuführen. Die alten Papiere löse ich mit dem vollen Betrage bei Ihnen ein, ebenso die, die sich jetzt noch in den Händen Ihrer Herren Kollegen befinden und die Sie wahrscheinlich sehr billig einhandeln werden. Die Differenz mögen Sie an der Geschichte verdienen. Dagegen sind Sie zu absolutem Stillschweigen verpflichtet, gegen jedermann, hören Sie? Wenn ich dahinterkomme, daß Sie etwas weitererzählt haben, so dürfen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen. Namentlich der Freiherr selbst darf durchaus nicht ahnen, woher die plötzliche Veränderung Ihres Wesens kommt. Der Verkehr zwischen uns ist brieflich. Wenn Sie selbst zu mir kommen müssen, so bemühen Sie sich über die Seitentreppe und lassen sich als Tapezierer Lehmann anmelden."

Sie beendete die Unterredung mit einem leichten Kopfnicken, erhob sich und rauschte an dem Wucherer vorüber, der sich bis zur Erde verneigte und ihr dann folgte, hinaus. Dem Schreiber im Vorzimmer, der ihr dienstfertig die Thür aufriß, antwortete sie auf seinen devoten Gruß viel, viel freundlicher als dem Brotherrn des armen Sklaven.

Trotz dieser schlechten Behandlung, die sie Herrn Hellmers hatte angedeihen lassen, folgte ihr die Treppe hinab das fatale Gefühl, daß sie die Ueberlegenheit des geriebenen alten Schlaukopfs zu kosten bekommen habe. Das Bewußtsein, daß nun zwischen ihr und diesem Menschen eine vertrauliche Beziehung bestand, belästigte sie wie das Gefühl einer ekelerregenden körperlichen Besudelung. Wie zuvor nach dem Weggange Mahlows flüchtete sie sich vor den peinlichen Gedanken in Zukunftsträume von einem Liebesglück, das über alle Maßen innig

war und die Kraft dieser Innigkeit aus der großen Unschuld und Reinheit schöpfte, die ihr aus den Augen ihres Geliebten entgegenleuchtete.

Ihre Augen funkelten wie zwei Sterne in dem Dunkel des Wagens, ihr Atem ging rasch, ihr Herz klopfte mit jagenden Schlägen. Durch den Sinn aber zogen ihr die Verse aus Lenaus „Don Juan“:

„Ich möchte, waschend mich von alten Tagen,
Den Ozean durch meine Seele jagen.“

Zehntes Kapitel.

Für Matthias Moosdörfer waren die ersten Tage in Berlin eine böse Zeit.

Die knabenhaft scheue und zugleich leidenschaftlich wilde Liebe zu seiner schönen Gönnerin, die ihm bisher wie ein im Verborgenen glimmendes Schadenfeuer das Herz mit ihrem Gluthauch geängstigt hatte, ohne mit hell aufsteigenden Flammengarben den Sitz des Unheils anzuzeigen, hatte in den Minuten, in denen der junge Mensch dabei stehen mußte, als Kitty und der schöne stolze Fremde so vertraulich miteinander umgingen, die Decken durchbrochen, die sie niederhalten und ersticken wollten, und loderte nun wild und zügellos. Die guten Vorsätze, die Matthias so tief und ernst gefaßt hatte, schmolzen vor dem glühenden Atem dieses Brandes machtlos dahin wie Wachs, und das Bild des jungen Mädchens in dem kleinen Hause im fernen Graz ging im Herzen Moosdörfers unter, wie in der Brandröte, mit der ein Großfeuer den Nachthimmel anglüht, die Sterne erbleichen und untergehen.

In der ersten Nacht, die der junge Mann unter dem Dache seines neuen Heims zubrachte, war die Gefahr ziemlich groß, daß er Selbstmord beging. So wütend

zerfleischten ihm die quälendsten Empfindungen, die ein Mann erfahren kann, ohnmächtige, hoffnungslose Liebe und ohnmächtiger, hoffnungsloser Haß, das Herz. So nahe an den Rand des Wahnsinns wirbelte ihn der Sturm der Leidenschaft, daß er, als die zwölf Schläge der Mitternacht von irgend einem Kirchturm der fremden Stadt zu ihm hereindröhnten, niederkniete und zitternd, mit gefalteten Händen, als verrichte er sein Abendgebet, den Teufel anflehte, den persönlichen Teufel mit Bocksfüßen und Hörnern, er möge ihm erscheinen und den höllischen Pakt mitbringen, den Moosdörfer so gerne mit seinem Herzblut unterzeichnen wollte, um reich und vornehm zu werden. So reich und vornehm, wie es einer sein mußte, der einen adeligen Reiteroffizier im Zweikampf erlegen und dann um das schönste Weib der Erde freien wollte.

Aber sein Stammeln verklang ungehört. Herr Samiel kam nicht. Statt seiner kam die Ernüchterung, eine jener Pausen voll Kleinmut und Todesmattigkeit, die in den Stürmen des menschlichen Herzens das sind, was im Orkan auf tropischer See die Augenblicke plötzlich eingetretener bänglicher Windstille, in denen die Wolken pfeilschnell über den düsteren Himmel jagen, die Wogen turmhoch sich aufbäumen, die Segel des Schiffes aber schlaff und schwer und tot, von keinem Windhauch gebläht, an den Masten hängen. Matthias warf sich, das Gesicht nach unten, über sein Bett und schluchzte in krampfhaften Stößen wie ein mißhandeltes Kind. Er fühlte sich so klein, so nichtig, so verworfen, so lächerlich, so über alle Maßen elend. Wer war er denn, daß er seine Augen so hoch erhob, daß er in verblendeter Anmaßung nach den Sternen langte? Und seine arme, arme Pepi, die ihn so lieb hatte, die vielleicht gerade jetzt in ihrem engen Stübchen in Graz das dunkelhaarige Köpfchen in

die Kissen vergrub und in einen Zipfel der Bettdecke biß, damit ihre Schwester es nicht höre, wie sie in Sehnsucht nach ihrem Verlobten weinte! In Sehnsucht nach einem, der ihre Liebe gar nicht verdiente, der in vermessener Leidenschaft an eine andere dachte!

Moosdörfer wollte dem Spuk, der ihm Leib und Seele behexte, entrinnen. Zurück nach Graz wollte er, gleich morgen. Reumütig hintreten vor sein Mädchen wollte er, ihre Hände in den seinen halten, ihr beichten und sie um Verzeihung bitten. Was hatte er mit der vornehmen Dame und ihrem Kavalier zu schaffen?

Aber da schrie die Eifersucht wieder wild und gellend in seiner Seele auf, und der tolle Hexensabbath der Leidenschaft brauste von neuem los. Wenn dieser Kavalier sie unglücklich machte, die Schöne, Gute, Edle! Sah er nicht aus wie ein blonder, frecher Teufel, dieser Herr v. Mahlow, als er sich auf dem Bahnhof Kittys bemächtigte? Und der Blick, mit dem sie sich nach ihm selbst, nach dem armen Matthias, umgesehen hatte! Lag es nicht in diesem Blick wie ein Hilferuf, wie eine stumme, angstvolle Bitte: Steh mir bei? Erlöse mich von diesem Bösen! Warum sollte er ihr denn nicht helfen, sie nicht lieben dürfen? Warum sie nicht auch ihn? Weil er zu gering war? Seine Herkunft, sein Stand waren gering, aber er selbst nicht. Sie hatten doch ein Talent in ihm entdeckt, ein großes Talent, das mehr wog als ein pergamentener Stammbaum. Und wenn er zehnmal ein geringer Mann gewesen wäre, war es nicht in hundert Büchern zu lesen, daß die stolzesten Frauen, Königstöchter sogar, ihre Liebe oft und oft der Geringsten einem, einem ihrer eigenen Diener, geschenkt hatten?

Mit fieberischer Hast grub Matthias in seiner Erinnerung nach den großen und kleinen Zeichen, die dafür sprachen, daß Kitty ihn liebte. Er hatte sie bald alle

beisammen; von jenem letzten sonderbaren, um Vergebung flehenden, seine Hilfe anrufenden Blicke auf dem Bahnsteig bis zurück zu dem Morgen im Hotel Daniel, wo ihn die schöne Frau so nahe an ihre Seite hatte treten heißen, daß er den Duft ihres Haares einatmen, die lebendige Wärme ihres Leibes fühlen mußte, fehlte nicht eines dieser Liebeszeichen.

„Sie ist mir gut! Sie ist mir gut!“ jubelte und frohlockte es in ihm.

Dann wieder schlug die Eifersucht ihre mörderischen Geierfänge in das arme, zuckende Herz.

Endlich schlief Matthias erschöpft ein.

Als er des anderen Morgens zum Frühstück in das Eßzimmer der Familie kam, sahen ihn alle mit verstohlener Neugier an. Wie der junge Mensch aussah! Diese dunklen Ringe unter den fieberisch glänzenden Augen, das Gesicht über Nacht beinahe hager geworden, und der Mund so rot und heiß. Herr Riedel-Steinfels schüttelte unzufrieden das graulockige Haupt, als er alle diese Zeichen eines verstörten Gemütes bemerkt hatte, seine Frau wünschte im stillen auf die Erzkokette, wie sie die Frau Kommerzienrat nannte, alles Unheil herab, das der Himmel über eine schöne Sünderin nur verhängen kann. Die Schriftstellerin Bettina hätte am liebsten Papier und Bleistift geholt, um im Anblicke des Modells eine Schilderung des Eindrucks zu skizzieren, den ein im Netze eines raffinierten Weibes zappelnder leidenschaftlicher Knabe macht, nachdem er eine Nacht in Eifersuchtsqualen durchwacht hat. Luischen verliebte sich beinahe in den romantischen Jüngling.

„Nun, Herr Moosdörfer,“ fragte die Hausfrau nach einer Weile, „wie war denn die erste Nacht in der Fremde?“

Matthias bedankte sich für die gütige Nachfrage, ohne den Blick von seiner Kaffeetasse zu erheben. „Viel ge-

schlafen hab' ich grad nit," meinte er. „Mir ist so viel im Kopf herum'gangen."

Das Ehepaar und die älteste Tochter wechselten einen sehr beredten Blick.

„Wahrscheinlich konnten Sie nicht schlafen, weil Sie zu viel an das vergnügte Leben denken mußten, das Sie hier in Berlin als Studierender der Musik führen wollen," bemerkte der Professor scherzhaft. „Da werden Sie sich aber geirrt haben, mein Sohn. Ein paar Tage gebe ich Ihnen frei, damit Sie sich Berlin ansehen, dann aber heißt es heran an die Arbeit."

Matthias schüttelte sehr energisch den Blondkopf. „Daran denk' ich nit, Herr Professor, an das lustige Leben. Ich brauch' auch die paar Tag' nicht. Berlin werd' ich schon ganz von selber so nach und nach kennen lernen. Am liebsten möcht' ich gleich jetzt anfangen zu üben und zu lernen und nicht aufhören, bis ich fertig bin, ganz und gar fertig."

„Ein wichtiges Zeichen!" dachte Bettina. „Leidenschaftlicher Thätigkeitstrieb, um sich der Geliebten würdig zu zeigen und sich in ihre Sphäre zu erheben."

„Das ist recht!" lobte der Musiklehrer seinen Schüler. „Sie haben in kurzer Zeit Großes zu leisten, da ist dieser Feuereifer sehr nötig."

„'s is nicht allein die Musik," antwortete Matthias. „Ich hab' nur die sechs Volksschulklassen g'macht in Graz, und dann eine gewerbliche Fortbildungsschul' besucht. Da werd' ich auch sonst noch allerhand lernen müssen, Sprachen zum Beispiel."

Riedel-Steinfels nickte. „Gewiß. Vor allem ein bißchen Französisch und Italienisch."

„Ja," fuhr Moosdörfer eifrig fort. „Und dann werd' ich wohl auch eine Menge lesen müssen. So die Bücher, die man gelesen haben muß."

„Darin werde ich Ihnen zur Hand gehen," sagte Bettina. „Ich besitze selbst eine ganz anständige Bibliothek, und was ich nicht habe, bekommen wir aus der Leihbibliothek. Ich werde Ihnen heute noch die Liste der Sachen zusammenstellen, mit denen Sie sich zuerst bekannt machen müssen."

Fräulein Luischen wollte um ihr Leben gern an dieser furchtbar interessanten Thätigkeit, aus dem jungen Aelpler mit den melancholischen Augen einen salonfähigen Stadtmenschen zurecht zu kultivieren, ihren Anteil haben. Sie war steinunglücklich, als ihr nicht gleich einfiel, worin dieser Anteil wohl bestehen könne. Endlich aber hatte sie's gefunden und wandte sich nun freudestrahlend an ihren Papa.

„Herr Moosdörfer wird doch auch Klavierstunden haben müssen. Wenigstens so viel, daß er seine Partien studieren oder sich zu einem Liede begleiten kann. Diese Stunden gebe ich ihm, ja?"

„Guck' mal einer!" rief der alte Herr vergnügt. „Fröschelchen will Klavierstunde geben! Kannst doch selber nichts Rechtes, Frosch!"

Das junge Mädchen verzog schmollend den hübschen Mund. „Weil ich noch in keinem Konzert mitwirken kann? Brauch' ich doch gar nicht, um Herrn Moosdörfer die Anfangsgründe beizubringen."

„Später vielleicht, Fröschelchen. Gleich im Anfang würde ihm's zu viel werden. Singen, Sprachen, Lektüre ... Klavierspielen auch noch? Wo soll er denn die Zeit zu allem herkriegen?"

Luischen wollte zu der ablehnenden Haltung ihres Vaters gerade eine höchst ungnädige Schmollmiene aufsetzen, als ihr Matthias zu Hilfe kam und versicherte: „O, Herr Professor, um die Zeit is mir nit bang'! Wenn einer was lernen will, findet er schon die Zeit

dazu. Ans Klavierspielen hab' ich ohnedem selber gedacht. Wenn das gnädige Fräul'n so gut sein will, ich werd' schon recht fleißig sein."

Auf Anregung von Fräulein Luischen wurde sofort ein Stundenplan beraten, nach dem der Tag Moosdörfers zwischen den verschiedenen Studien, die ihm oblagen, verteilt werden sollte.

Als diese Einteilung festgelegt war, sagte Bettina, die sich an ihrer Erörterung wenig beteiligt hatte, mit trockenem Humor: „Wenn Sie das ein Jahr lang aushalten, Herr Moosdörfer, dann sind Sie gesellschaftlich unmöglich vor Bildung. Namentlich die Herren werden sich dafür bedanken, mit einem Menschen umzugehen, der alles das erst in der jüngsten Zeit gelernt und darum noch nicht vergessen hat."

Diese Prophezeiung schreckte Matthias nicht ab, mit der Durchführung des Programms sofort anzufangen. Bis zum zweiten Frühstück trieb er unter Leitung des Professors Gesangsübungen, dann saß er neben Luischen am Klavier und vergoß sauren Schweiß über den Schwierigkeiten des Fingersatzes. Dann saß er über zwei Bänden Gerhardt Hauptmann, mit denen die Bücherliste, die ihm Bettina aufgestellt hatte, anfing. Nach dem Mittagessen machte er unter der Anleitung der Frau Professor die Erfahrung, daß das Französische eine wunderliche Sprache ist, in der man au schreibt, wo man o sagt, in der man Endsilben verschlucken und auch sonst noch allerlei Hinterlist anwenden muß, die einem ehrlichen Deutschen schwer genug fällt.

Nach diesen Sprachstudien hatte der von Lerneifer glühende junge Mann seine Gesangsübungen wieder vornehmen wollen. Dazu kam es aber nicht, weil die Abendpost einen Brief brachte, bei dessen Anblick alle seine Gewissensqualen in ihm neuerdings lebendig wurden. Die Adresse war von Pepis Hand geschrieben.

Er ging mit dem Schreiben in sein Zimmer hinüber, öffnete es zögernd und las:

„Mein lieber, lieber Matthias!

Soeben haben wir Dein Telegramm bekommen, in dem Du uns Deine glückliche Ankunft mitteilst. Ich schreibe Dir sofort, weil ich mir denke, daß Du Dich in den ersten Tagen, bevor Du Dich mit den Menschen dort angefreundet hast, recht einsam und verlassen vorkommen wirst, und es Dir eine Freude sein wird, einen Beweis zu bekommen, daß die Leute weit unten im Süden, zwischen den Bergen, an Dich denken.

Und dann will ich Dir viel, viel Glück wünschen, Matthias. Möge es der liebe Gott so fügen, daß Deine Bestrebungen Erfolg haben, und alle Deine Wünsche sich erfüllen.

Vater hat sich sehr gefreut über das Telegramm und läßt Dich recht schön grüßen. Auch die Mutter und Marie und Mizzerl. Ich küsse Dich herzlich als

Deine Pepi."

Matthias Moosdörfer las bis herab zu der Unterschrift, dann drehte er das Blatt wieder um und begann von vorne zu lesen, und dann fielen aus seinen Augen die heißen Thränen auf das Brieflein, so daß das feine blaßblaue Elfenbeinpapier, das sich Pepi offenbar angeschafft hatte, um ihrem vornehm gewordenen Verlobten keine Schande zu machen, garstige Flecken bekam, und die ein wenig schulmädchenhafte Handschrift an manchen Stellen in einem trüben kleinen Teiche ertrank.

Das arme, arme Kind! Wenn sie geahnt hätte, wohin die Wünsche gingen, deren Erfüllung sie beim lieben Gott das Wort redete! Oder ahnte sie es und wünschte ihm diese Erfüllung doch, weil sie ihn so unendlich lieb hatte, daß sie bereit war, sein Glück mit ihrem eigenen Unglück zu erkaufen? Fast wollte es dem jungen Mann

scheinen, als lese er eine solche Ahnung zwischen den Zeilen des so seltsam resigniert klingenden Schreibens seiner jungen Braut.

Und wie es ihn quälte, daß sein neues Leben gleich mit einem Betrug anfing, der an den alten Freunden begangen wurde! Das Telegramm, über das sich Vater Weinzierl so gefreut hatte, das Pepi mit diesem herzigen Briefe beantwortete, es war ja gar nicht von ihm. Riedel-Steinfels hatte es wohl abgesandt, während er selbst gestern nachmittag in seinem Zimmer saß und keinen Gedanken übrig hatte für seine Lieben in der Heimat, und er hatte die Depesche so abgefaßt, als rühre sie von Matthias selber her, um die guten Leute nicht zu beunruhigen.

Einen Augenblick war es Matthias wiederum zu Mut, als müsse er den naß geweinten Brief in sein Taschenbuch legen, dann seinen Hut nehmen und aus dem Hause schleichen, um vom nächsten Bahnhof nach Graz zu fahren. Aber die Anwandlung wich bald von ihm. Zu zäh waren die Bande, die ihn an die Stadt fesselten, wo Kitty lebte, und seine Willenskraft von dem Banne, in den ihn das schöne Weib geschlagen hatte, zu gelähmt. Er bewies sich wieder einmal mit hundert Scheingründen, daß er sich lächerlich machen würde durch solche Flucht.

Dann kramte er Schreibzeug und Briefpapier hervor, um Pepi zu antworten. Er suchte die spärlichen Eindrücke zusammen, die ihm von seiner Fahrt mit dem Professor im Gedächtnis haften geblieben waren, um Pepi einen Begriff von der Großartigkeit Berlins zu geben, er schilderte den Professor, seine Frau, Bettina und Luise, er sprach von seinen Arbeiten und Studienplänen.

Als der Brief endlich fertig war, schloß ihn Moosdörfer mit fieberhafter Eile und klingelte gleich darauf dem Dienstmädchen, um das Schreiben aus der Hand

zu haben. Er fürchtete heimlich, daß er es sonst doch noch zerreißen und an seiner Stelle einen anderen, ehrlicheren Brief schreiben würde, der durch seine Ehrlichkeit großes Herzeleid über Pepi brächte.

„Zu was sollt' ich das thun?" murmelte er trübe vor sich hin. „Sie wird ja do' den fein'n Herrn heiraten, und i ... mein Gott, wann i nit hin werd', so werd' i halt mit der Zeit ruhiger wer'n und mein arm's Peperl, was mi' so gern haben thut, aus Graz holen."

Sie war aber nicht ganz echt, diese Resignation. Sie war nur eine jener Spiegelfechtereien vor dem eigenen Ich, zu denen auch der Ehrlichste zuweilen greift, wenn er Grund hat, mit sich selber unzufrieden zu sein und diesem quälenden Gefühle entrinnen möchte. Wäre die verzichtende Stimmung so ganz aus dem Tiefsten seines Herzens herausgeboren gewesen, hätte Matthias nicht fünf Minuten nach Abgang des Briefes schon wieder über seinen Büchern gesessen und mit solchem heißen, ungeduldigen Eifer Studien getrieben, deren er nicht bedurfte, der bescheidenen Pepi Weinzierl zu gefallen, die ihm aber dringend und unumgänglich nötig waren, wenn er Frau Kitty Bothe ebenbürtig werden wollte.

Von seinem Idol hörte Matthias in den nächsten Tagen nichts. Der Professor schien es geflissentlich zu vermeiden, seinem Schüler gegenüber den Namen der schönen Frau auszusprechen, und die jungen Leute, die das berühmte Konservatorium Riedel-Steinfels besuchten und Matthias neugierig, hochmütig und zumeist auch ziemlich mißgünstig anstarrten, schienen noch nicht zu wissen, wer in dem jungen Handwerksgesellen den phänomenalen Tenor entdeckt hatte. Matthias hielt sich übrigens von ihnen allen, von den Jünglingen mit den Genielocken über der Stirn, wie von den ein wenig dreist und emanzipiert sich gebärdenden jungen Mädchen, fast unhöflich

fern. Er wollte keine Bekanntschaften haben, die ihn gestört und zerstreut und seine Zeit in Anspruch genommen hätten, er wollte arbeiten, arbeiten, arbeiten mit unzersplitterter, gesammelter Kraft.

Ihm war zu Mut, wie der Schlange vor der Häutung in ihrem alt und unansehnlich gewordenen Balge zu Mut sein mag. Wie sie sich nach dem Augenblicke dunkel und unbewußt sehnt, der sie von dieser verbrauchten Hülle erlösen und ihr ihre neue, glatte und schöne Haut schenken soll, so drängte in ihm alles mit bewußtem Wollen nach dem Tage hin, der ihm freilich noch in unerreichbar ferner Zukunft zu stehen schien, nach dem Tage, an dem er zum erstenmal die Bretter einer Schaubühne unter seinen Füßen haben, den weiten Raum eines Theaters mit den jauchzenden Tönen seiner Stimme erfüllen sollte. Dann war er kein Schneidergeselle mehr, sondern ein Opernsänger, dann ...

Und Matthias Moosdörfer sang und klimperte, parlierte und studierte Tag um Tag, vom frühen Morgen bis spät hinein in die Nacht. Der Professor mußte beinahe grob werden mit ihm, um ihn dazu zu bewegen, daß er eines Abends auf einen kurzen Bummel durch die Potsdamer Straße mitkam, den der Alte mit Bettina, die den ganzen Tag an ihrem Romane geschrieben hatte, und mit seinem Schüler unternahm, um die übereifrigen jungen Leute zu zwingen, frische Luft zu schöpfen.

Am fünften Tage nach Moosdörfers Ankunft ging Bettina nach dem zweiten Frühstück aus, um sich wieder einmal über die lieben Kollegen zu ärgern, wie sie sagte. Die Familie saß bereits bei dem im Hause eingeführten späten Mittagessen, als die junge Dame wieder zurückkam.

Bettina, die vor Hunger zu sterben versicherte, verschlang ein paar Bissen mit solcher Eile, daß die anderen

sie erstaunt und besorgt ansahen. Das Rätsel dieser Hast löste sich bald. Das Fräulein steckte bis in die Schuhspitzen hinab voll Neuigkeiten und hatte so schnell gegessen, um wenigstens den schlimmsten Hunger zu stillen und so bald wie möglich zum Erzählen zu kommen.

„Ueber Frau Bothe laufen wieder einmal die tollsten Gerüchte um."

Moosdörfer wurde purpurrot, als Bettina so begann, und sein Herz klopfte so stark, daß er ängstlich meinte, Riedel-Steinfels und Luischen, zwischen denen er saß, müßten dieses aufgeregte Pochen hören.

„Ich war nämlich in unserem Klub," fuhr Bettina fort, „und traf da große Gesellschaft, so die ständigen Figuren der lieben Kollegenschaft. Willy Bergheim war darunter, ihr wißt ja, der rothaarige, mopsnäsige Bursch, der vor fünf Jahren eine neue Dichterschule gründen und die Litteratur von Grund aus umstürzen wollte, sich aber jetzt dabei beruhigt hat, für Familienblätter Modeberichte zu schreiben und die auf Sensation arbeitenden Tageszeitungen mit Skandalgeschichtchen zu versorgen, die er in den Malerateliers aufschnüffelt und der Dienerschaft der oberen Zehntausend abfragt."

„Laß doch den Bergheim!" unterbrach Frau Riedel-Steinfels, die vor Neugier brannte, ihre Tochter. „Was hat er von Frau Bothe erzählt?"

Bettina trank einen Schluck Bier und antwortete dann: „Die gute Frau scheint sich eine Art ekstatisch-mystischen Koller angeschafft zu haben. Sie hat Heiligenbilder von Kasimir Rozmarinowsky gekauft."

Der Professor that einen Ausruf des Erstaunens. „Das nennst du Koller, Bettina? Wenn das wahr ist, so ist es vielleicht das Vernünftigste, was die Frau Kommerzienrat jemals gethan hat. Die Bilder sind gut und der junge Polacke einer unserer begabtesten Maler."

„Das weiß ich alles," antwortete die Schriftstellerin. „Koller ist es aber doch."

„Weiter, weiter!" drängte die Mutter, die es Bettina ansah, daß sie noch mehr und noch interessantere Neuigkeiten im Hintertreffen hatte.

„Ferner hat sie ihre gesamte Dienerschaft entlassen, von der Gesellschafterin bis herunter zum letzten Küchenmädchen. Die neuen Leute sind ausnahmslos Süddeutsche. Der Kutscher ist aus München, der Diener ein Oesterreicher, die Köchin eine Stuttgarterin, und so weiter. Die Gesellschafterin aber ist gar ein ältliches Edelfräulein aus Innsbruck, eine Tirolerin, die hier ziemlich lange keine Stelle finden konnte, weil sie weder bei Protestanten noch bei Juden eintreten wollte."

„Die Frau Kommerzienrat ist doch aber auch Protestantin," warf Matthias schüchtern ein.

„Stimmt, Herr Kehlkopf-Goldgrubenbesitzer. Trotzdem ist die fromme Dame zu Frau Bothe gegangen. Vielleicht kommt es daher, daß man sich erzählt, die schöne Kitty wolle zum Katholizismus übertreten."

Bettina machte eine Kunstpause, um die Aufregung, die diese Nachricht bei ihren Eltern und bei Luischen hervorgerufen hatte, sich austoben zu lassen und um Matthias scharf zu beobachten.

Der junge Mann war blaß geworden vor Aufregung. Mit niedergeschlagenen Augen saß er da, starrte auf das Tischtuch neben seinem Teller, als sähe er eine Vision auf dem weißen Untergrunde der feinen Leinwand. Seine rechte Hand, die mit einem Krümchen Brot mechanisch spielte, zitterte stark.

Die blonde Dame nickte mit der Miene eines Naturforschers, der bei einem Experiment an seinem Versuchstiere die erwarteten Erscheinungen pünktlich eintreffen sieht, und griff dann wieder in das Gespräch der anderen ein.

„Ihres lustigen Lebens wegen kannst du das nicht glauben, Mama? Mit dem lustigen Leben hat es aber geschnappt, scheint es. Der kokette Pariser Geschmack wird aus der Villa Bothe hinausgeworfen, und eine ganz andere Richtung hält ihren Einzug. Wenigstens hat Frau Bothe bei Keller & Reiner eine Saloneinrichtung von höchst feierlichem Ernst des Stils gekauft, und die Verehrer der schönen Frau scheinen samt und sonders den Abschied bekommen zu haben. Die einen warten vergeblich auf eine Anzeige, daß die Göttin wieder auf Berliner Erde wandelt, die anderen machten den Versuch, ungebeten aufzuwarten, und wurden nicht empfangen. Der Haupthahn aus dem umfangreichen Korbe aber läßt verzweifelt die Flügel hängen. Der Freiherr v. Mahlow ist nirgends zu sehen in diesen Tagen. Dafür erzählt man sich, daß er sich bei mehreren Zeitungen sehr energisch um das Ressort für Sport und Militärisches bewirbt, er, der immer den Grandseigneur spielte. Man bringt dieses Gerede mit einem anderen Gemunkel in Zusammenhang, das wohl von der entlassenen Dienerschaft der Kommerzienrätin herrührt. Er sei ein paar Stunden nach der Ankunft der Dame dort gewesen und nach kurzer Zeit wieder weggegangen, wobei er sehr blaß und aufgeregt ausgesehen habe."

Matthias litt wahre Höllenqualen während dieser Erzählung Bettinas und des lebhaften Gesprächs, das sich daran knüpfte. Er hätte am liebsten laut herausgejubelt vor Freude über das, was er hörte, und mußte statt dessen sogar seine Mienen ängstlich hüten, damit sich in ihnen keine allzu lebhafte Anteilnahme verrate.

Da ging die Thür auf, und das Dienstmädchen brachte ein zierliches Billet herein.

„Für den Herrn Professor. Ein Diener hat den Brief gebracht und wartet auf Antwort."

Riedel-Steinfels langte eilig nach dem Kärtchen. Als er einen Blick auf die Handschrift der Adresse geworfen hatte, rief er erstaunt: „Wie der Wolf in der Fabel! Von Frau Bothe!"

Die Damen reckten die Hälse lang, und Matthias schoß alles Blut zum Herzen, während der alte Herr den Umschlag bedächtig öffnete, das Billet herauszog, es aufschlug und las.

Als er fertig war, reichte er es Moosdörfer. „Hier. Es geht Sie auch an."

In seiner fieberhaften Erregung konnte der junge Mann die großen, kräftigen Schriftzüge, mit denen das Kärtchen bedeckt war, kaum entziffern. Mühsam las er:

„Verehrter Herr Professor! Ueber allerlei Angelegenheiten bin ich noch nicht dazu gekommen, mich nach unserem angehenden Heldentenor zu erkundigen. Es wäre sehr hübsch von Ihnen, wenn Sie in den nächsten Tagen einmal mich abends besuchten, um mir bei einer Tasse Thee Bericht zu erstatten. Könnte das gleich heute sein, so wäre mir's am liebsten. Den jungen Herrn bringen Sie vielleicht mit.

Wollen Sie durch den Diener Bescheid sagen lassen Ihrer Sie alle verbindlich grüßenden

Kitty Bothe."

Matthias hob den Blick erst wieder von der Karte, als der Professor ihn drängte: „Nun, Sie Träumer, was soll ich zurückschreiben? Gehen wir heute schon, oder erst morgen?"

Moosdörfer fuhr sich mit den Fingern durch das blonde Haar. „Ich ... ich denk' wohl, heute ... wenn Herr Professor Zeit haben — — ich bin der Dame so viel Dank schuldig."

„Versteht sich, versteht sich," rief der alte Herr, wobei er zu Matthias' heimlicher Empörung das linke Auge

schalkhaft einkniff. „Ich werde also schreiben, daß wir heute um acht Uhr kommen.“

Er ging in das Nebenzimmer, um die Antwort auf eine seiner Karten zu kritzeln.

Matthias benutzte die nächste Gelegenheit, um aus dem Zimmer zu entspringen, noch ehe der alte Herr zurückkam. Als er sich in seiner Stube befand, und die Thür hinter sich verriegelt hatte, atmete er wie erlöst auf. Gott sei Dank! Gegen das Zimmer da drüben, in dem einen so viel neugierige Augen forschend und fragend angesahen, war ja der Rost des heiligen Laurentius die reine Sommerfrische!

Er wollte gerade in die rosenroten Träumereien versinken, die von den Erzählungen Bettinas und der Einladung Kittys in ihm heraufbeschworen worden waren, als er jählings zusammenfuhr.

Herrgott, die französische Stunde! Die hätte er doch beinahe ganz und gar vergessen gehabt. Und das durfte nicht sein. Das hätte den Leuten wieder Anlaß zu allerlei Reden gegeben.

Hastig wusch er sich Gesicht und Hände, um sich abzukühlen, und kehrte zu den anderen zurück, die noch im Speisezimmer um den Eßtisch saßen. Bei Moosdörfers Eintritt stockte ihr Gespräch. Es war also von ihm die Rede gewesen.

Ein wenig verlegen verneigte er sich vor Frau Riedel-Steinfels. „Frau Professor, wenn Sie so gut sein wollen, meine französische Stunde ...“

Die würdige Dame machte ein Gesicht, als ob sie es äußerst merkwürdig finde, daß Matthias sich heute mit Ollendorfschen Sätzchen und mit Leseübungen befassen wolle, sie erhob sich aber doch und ging voraus in das Nebenzimmer, wo der große Schreibtisch stand, an dem Moosdörfer seinen Unterricht empfing.

Die Sache wollte aber heute nicht recht gehen. Der junge Mann, der stockend aus dem französischen Lesebuch vorlas, hatte die Empfindung, daß er seine Sache heute viel schlechter mache als gestern und vorgestern. Die Zunge war ihm so schwer, und die fremden, ungewohnten Laute wollten sich gar nicht recht bilden. Die Lehrerin wies ihn aber nicht zurecht. Sie saß da, hatte die Stirn in die Hand gestützt und blickte irgendwohin ins Leere.

Endlich legte Frau Riedel-Steinfels ihre volle, weiße Hand auf Moosdörfers Arm, um den jungen Mann in seinem heißen Bemühen um die richtige Aussprache zu unterbrechen.

„Lassen wir das heute, Herr Moosdörfer. Ich weiß nicht warum — vielleicht von der Hitze heute — aber ich bin nicht im stande, Ihnen aufmerksam zuzuhören. Erzählen wir uns lieber was Hübsches, oder besser Sie mir. Sie lernen ja so fleißig, daß Sie noch gar nicht recht dazu gekommen sind, mir von Ihrer Heimat zu erzählen. Mir hat die Steiermark so gut gefallen. Graz selbst find' ich einfach entzückend. Und wie Sie Frau Bothe kennen gelernt haben, weiß ich eigentlich auch noch nicht recht."

„Aha!" dachte Moosdörfer. „Dadrauf will sie hinaus!" Dann gab er ihr einen wahrheitsgetreuen, kurzen Bericht des Hergangs, schnitt aber der alten Dame die eingehenderen Fragen, die er vermeiden wollte, mit einer ganz erstaunlichen diplomatischen Geschicklichkeit ab. Sie zeugte davon, wie schnell sich manchmal ungelenke Unschuld in die behende Geistesgegenwart derer, die etwas zu verbergen haben, verwandeln kann. Er begann in lebhaft fließender Rede von Graz und seiner schönen Umgebung zu erzählen, von den Grazer Leuten, ihren Sitten und Gebräuchen, von Meister Weinzierl, seiner Frau und seinen Töchtern, von dem Sohne, der dem alten Herrn

in der Mur ertrunken war, und von hundert anderen Dingen, davon das eine oder das andere Frau Riedel-Steinfels jedesmal den Weg verrannte, wenn sie das Gespräch wieder auf Frau Kitty Bothe und ihre Stellung zu dem Erzähler bringen wollte.

Dieses Spiel von Haschenwollen und listigem Entweichen dauerte fort, bis es an die Thür klopfte und Luischen das dunkelhaarige Köpfchen im Thürspalt erscheinen ließ.

„Herr Moosdörfer, Papa läßt sagen, Sie müßten nun rasch Toilette machen. Es ist ein Viertel nach Sieben.“

Der junge Mann verschwand eiligst, und das Fräulein fiel mit einer Flut von Fragen über ihre Mama her. Luischen hatte sehr wohl gemerkt, daß irgend welche ganz und gar romantische und geheimnisvolle Zusammenhänge zwischen dem interessanten Steirer und der noch interessanteren Frau Kommerzienrat bestehen mußten, die in ihrer lebhaften Jungenmädchenphantasie als ein wunderliches Kreuzungsgeschöpf von Engel und bösem Dämon erschien. Nun brannte sie vor Neugier nach genaueren Einzelheiten.

Frau Rike, die diese Einzelheiten selbst nicht kannte, und ihre Wissenschaft dem jungen Dinge auch dann sorglich verschwiegen haben würde, wenn sie etwas gewußt hätte, fertigte die niedliche Fragerin ein wenig brüsk ab.

„Quäle nicht, Luise. Man soll sich auch gar nicht so viel um anderer Leute Angelegenheiten kümmern. Das schickt sich nicht.“

Das Fräulein ließ schmollend das Köpfchen hängen. Deshalb sah sie das flüchtige Erröten der Verlegenheit nicht, das über das volle Gesicht ihrer Mutter hinging. Die Frau Professor war sich bewußt geworden, daß sie zuvor eine ganze, zu nützlicheren Dingen gewidmete

Stunde darauf verwendet hatte, gegen dieses Verbot der Schicklichkeit zu sündigen.

Gleich darauf traten die beiden Herren ein, um sich zu empfehlen. Frau Riedel-Steinfels sagte sich mit fraulichem Stolze, daß ihr Eheherr im Besuchsanzuge äußerst vornehm und stattlich aussehe, und Fräulein Luischen fand den interessanten jungen Steirer „einfach furchtbar“ schön. Sie wurde ordentlich befangen, als sie ihm die Hand reichte.

Elftes Kapitel.

Unterwegs sprachen die beiden Männer, der alte und der junge, nicht viel. Ihre Gedanken waren ihren Schritten vorausgeflogen und irrten um das Haus, welches das Ziel dieser Schritte war, freilich in verschiedener Art. Die Gedanken des Professors glichen der neugierigen Elster, die Moosdörfers der Schwalbe, die in Sehnsucht nach dem Frühling die Flügel hebt zum Zug ins Weite, dessen Ziel sie noch gar nicht kennt.

Als sie vor der Villa Bothe in der Tiergartenstraße standen, ließ Matthias den Kopf sinken, und das Herz wurde ihm schwer. In diesem fürstlichen Hause also wohnte sie, das so weit hinter den sorgfältig gepflegten Vorgarten zurückwich, als wünsche es nicht, von den Blicken der durch die Straßen hastenden Menge aus indiskreter Nähe angestarrt zu werden. Das kunstvolle schmiedeeiserne Gitter, das prächtige Portal, diese Beete voll fremdartig glühender Blumen im Vorgarten, von smaragdgrünem Rasen umschlossen — — wie tief war doch der Abgrund zwischen der königlichen Frau, die dieses Haus bewohnte, und einem armen Burschen, der gestern noch ein Schneidergeselle war, und, wenn er auch morgen ein Künstler sein sollte, doch wieder nur von ihrer Hand auf diese Höhe gehoben worden war!

Während Moosdörfer mit der Versuchung rang, vor dem Vorgartengitter und dem schmiedeeisernen Portal des Hauses seiner heimlich Geliebten die Flucht zu ergreifen, hatte der Professor geklingelt. Ein Diener in blauem Rock mit silbernen Tressen war herausgestürzt und öffnete, als Riedel-Steinfels seinen Namen nannte, weit das Thor, um die Herren mit tiefer Verneigung in den von Epheu überrankten Laubengang treten zu lassen, der von dem Portale nach der Hausthür führte.

„Die gnädige Frau erwartet die Herren schon. Der Herr Professor wissen ja wohl Bescheid?"

Riedel-Steinfels nickte und schritt, während der Lakai das Thor wieder schloß, mit seinem Schüler, den er unter dem Arme gefaßt hatte, dem Hause zu. Als sie eben die Stufen zu der Pforte hinaufstiegen, erschien Frau Bothe, die ihren Gästen bis hierher entgegengegangen war, in der Thüröffnung und streckte den Herren beide Hände entgegen.

„Donner und Doria!"

Professor Riedel-Steinfels unterdrückte den Ausruf mit Mühe zu einem halblauten, unverständlichen Gemurmel. War dieses Teufelsweib bildschön in seinem elfenbeinfarbigen, an die Tracht der deutschen Frauen im Mittelalter gemahnenden Hausgewande, von dem sich der feine Kopf mit der dunklen Haarkrone so wirkungsvoll abhob! Dieser Matthias Moosdörfer hatte ein ganz unverschämtes Glück.

Während der alte Herr Frau Bothe einige witzig-galante Worte sagte, streifte er mit einem raschen Seitenblick das Gesicht seines Schülers. Na natürlich ... die reine Verzückung! Und wie fest der Tollpatsch die zierliche Hand hielt, die unter dem Spitzengeriesel des Aermels hervorkam. Es sah gerade aus, als wolle er das Händchen in seiner Faust mürbe drücken, um es dann aufzuessen.

Die schöne Frau bemerkte den beobachtenden Blick des Professors, errötete ein wenig und zog ihre Hand aus der Moosdörfers zurück, was eines ziemlich kräftigen kleinen Rucks bedurfte.

Um dem außer sich geratenen Jüngling Zeit zur Sammlung zu lassen, rief sie mit etwas übertriebener Lustigkeit: „Jetzt aufgepaßt, Herr Professor! Es giebt etwas ganz Besonderes zu sehen!"

„Weiß ich schon," antwortete der alte Herr trocken. „Kasimir Rozmarinowsky."

Frau Bothe ließ den Arm des Professors, den sie genommen hatte, um ihre Gäste in das Innere des Hauses zu führen, los und blieb stehen.

„Woher wissen Sie --?"

Riedel-Steinfels schmunzelte vergnügt. „Amtsgeheimnis, Gnädigste!"

„Das ist aber doch ... geradezu krähwinkelhaft ist es!" rief Kitty empört.

Der Professor zuckte die Achseln. „Was wollen Sie?" fragte er. „Für Sie wäre auch Paris ein Krähwinkel, weil Sie auch dort die Aufmerksamkeit auf sich konzentrieren würden. Wir grauen, bescheidenen Alltagsmotten, wir gehen in der großen Stadt unter. Wenn aber die schönste Frau von Berlin W. auf einmal mystische Madonnen kauft, dann reden alle Kaffeehäuser von nichts anderem."

Kitty antwortete mit einem Kopfschütteln, dem nicht recht zu entnehmen war, ob sie sich geschmeichelt fühlte oder ob sie peinlich berührt war. Dann wandte sie sich zu Matthias.

„Geben Sie mir Ihren Arm, frommer Schüler. Der Meister ist mir zu unartig."

Das bedeutete für den jungen Mann eine Katastrophe. Er hatte bei der Begrüßung kein Wort hervorgebracht,

sondern sich, im Ueberschwange des Gefühls stumm geworden, auf den nachhaltigen Händedruck und die verzückte Miene beschränken müssen, die Herr Riedel-Steinfels beide bemerkt hatte. Jetzt hatte er eben eine leidlich klingende Bemerkung seinem von der Erregung halb betäubten Geiste abgerungen. Aber eben als er den Mund öffnen wollte, sie von sich zu geben, schlüpfte die kleine, weiche, warme Hand Kittys in seinen Arm und schmiegte sich so vertraulich-innig an ihn. Da war es mit der Möglichkeit, etwas zu sagen, wiederum aus. Der so mühsam zusammengesuchte Satz zerstob in dem Sturm der Leidenschaft, den die leichte, leise Berührung in dem jungen Menschen entfesselte.

Der „reine Thor“ ahnte nicht, daß sein Verstummen, das von einem jähen, gleichsam schreckhaften Zusammenfahren begleitet war, der schönen Frau an seiner Seite mehr sagte und ihr lieblicher dünkte als die geistreichste, wohlklingendste Schmeichelei. Während Kitty mit dem weltgewandten alten Herrn, der an ihrer rechten Seite einherschritt, ein witziges Wortgeplänkel führte, sehnte sie sich innig danach, ihren Steirer an seinem blonden Schopf zu fassen und ihn zu küssen, bis dem lieben, süßen, holden Jungen der Atem so recht gründlich verginge.

Inzwischen war die kleine Gesellschaft durch eine Flucht von elektrisch beleuchteten Gemächern, deren schier königliche Pracht an Matthias' wankenden Sinnen kaum empfunden vorüberging, in den Salon gekommen, in dem das so viel besprochene Muttergottesbild des polnischen Malers an der Wand hing.

Riedel-Steinfels, der schon in den bisher durchschrittenen Zimmern allerlei Veränderungen bemerkt hatte, die den heiteren, von Lebenslust gleichsam strahlenden Räumen ein ernsteres Gepräge gaben, wußte beim Betreten des Gemaches sofort, daß er die bei Keller & Reiner erstandene

Einrichtung vor sich hatte, deren strenger Ernst zu der früheren in einem so schroffen Gegensatze stand. Die schwere Gediegenheit der in altniederländischem Stil gehaltenen Möbel, die dunkelfarbigen Teppiche und Portieren machten in der That einen fast feierlichen Eindruck. Der feinsinnige Graukopf witterte sofort eine gewisse symbolische Bedeutung hinter dem Umstande, daß gerade der ehemalige rote Salon eine so eingreifende Umgestaltung erfahren hatte.

Dieser rote Salon war ja das Zimmer gewesen, in dem der Freiherr v. Mahlow bei seinen häufigen Besuchen sich am liebsten aufhielt. Wie oft hatte Riedel-Steinfels, welchen Frau Kitty, die eine leidenschaftliche Musikliebhaberin war, häufig zu sich einlud, mit den beiden schönen Menschen hier den Thee getrunken. Kitty trug dann meist ein Gesellschaftskleid von apfelblütfarbener Seide, dessen weit zurückfallende Aermel die weißen, edel geformten Unterarme der schönen Frau enthüllten. Von dem Rosenrot und Gold der Einrichtung umrahmt, war sie dem Professor manchmal wie eine Verkörperung der überschäumenden Lebensfreude, wie eine moderne Aphrodite erschienen.

Und jetzt bildeten die ernsten, dunklen Farbentöne des nämlichen Raumes den Hintergrund für eine andere weißgekleidete Frauengestalt, die mit jener nur die Züge des feingeschnittenen Antlitzes gemeinsam hatte. Aus der Venus war ein Gretchen geworden, ein Gretchen mit einem leisen Anhauch von Magdalenentum.

Andere Götter wollen andere Tempel und andere Priesterinnen.

Der alte Herr hatte sich diese Gedanken durch den Kopf gehen lassen, während er that, als wäre er in die Betrachtung des Madonnenbildes, das als einziges Gemälde an der Längswand des Salons hing, versunken.

Jetzt weckte ihn die wohlklingende Stimme der Hausfrau mit der Frage aus seinem Sinnen: „Wie finden Sie, daß das Bild in dieser Umgebung wirkt, Herr Professor?"

Riedel-Steinfels that einen Schritt nach rückwärts, blickte um sich, auf das Bild und wieder im Zimmer umher. Es sah aus, als wolle er sein Urteil erst noch einmal kontrollieren, ehe er's aussprach. In Wirklichkeit bildete er sich erst jetzt eines.

„Ganz ausgezeichnet, gnädige Frau!" sagte er endlich. „Viel besser, als es in der Ausstellung bei Schulte wirkte. Sie haben da ein Kunstverständnis bewiesen, um das Sie mancher Galeriedirektor beneiden dürfte."

Frau Kitty lächelte dankbar. Sie fühlte in den Worten des Professors wirkliche, ehrliche Anerkennung, nicht bloß das herkömmliche Bestreben des Gastes, der Hausfrau Angenehmes zu sagen. Dann wandte sie sich an Moosdörfer, in dessen Arm ihre Hand noch immer lag.

„Und was sagen Sie?"

„Gnädige Frau ... ich ... wie darf ich da mitreden? Ich habe noch so wenig gesehen."

Kitty nickte ihm ermutigend zu. „Das thut nichts. Im Gegenteil! Auf Sie müssen künstlerische Eindrücke ja viel tiefer und reiner wirken als auf die Leute, die viel gesehen haben, weil Sie eben noch nicht übersättigt und abgestumpft sind. Sie werden das, was Sie empfinden, vielleicht nicht so ganz klar ausdrücken können, denn dazu gehört Uebung, aber wir verstehen Sie schon, der Herr Professor und ich."

„Ich ... ich ..." Der junge Mensch suchte verlegen nach den richtigen Worten. „Es ist vielleicht am richtigsten, wenn ich sag', mir ist zu Mut wie in einer Kirchen und zugleich wie wenn ich in einem Haus wär', wo liebe, gute, ein bissel ernsthafte Menschen wohnen, bei denen ich am liebsten bleiben möchte."

Er konnte nicht weiterreden, denn Kitty schmiegte sich so innig an seinen Arm, daß es ihm wie Feuer durch die Adern zuckte, und das Madonnenbild, auf dem sein Blick ruhte, vor seinen Augen in weite Ferne zurückzuweichen schien, wo es in rosigen, unruhig wogenden Nebeln fast verschwand. Kitty bemerkte das Unheil, das sie da angerichtet hatte, und ließ ein wenig verwirrt den Arm Moosdörfers los.

Zu ihrer innigen Befriedigung hatte der sonst so scharf beobachtende alte Herr den kleinen Zwischenfall nicht bemerkt. Riedel-Steinfels klopfte seinem Schüler kräftig auf die Schulter und rief freudestrahlend: „Mensch, wenn ich nicht selbst geholfen hätte, Sie aus der Grazer Schneiderwerkstatt hervorzuholen, ich müßte wahrhaftig glauben, Sie seien ein durchtriebener kleiner Schäker, der die Unschuld vom Lande spielt, um dadurch die raffinierte Feinheit seiner Einfälle recht wirksam zu machen. In dem, was Sie da gesagt haben, war mehr drin als in manchem Kunstbericht aus berufener Feder."

Matthias fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn und sah verwirrt von einem zum anderen. Was war das nur? Der Professor lobte ihn, Kitty aber hatte sich von ihm los gemacht. Hatte er sie verletzt? ... Aber nein, sie sah ihn ja so freundlich an.

In diesem Augenblick trat eine Dame ein, die die beiden Herren nicht kannten, also wohl die neue Gesellschafterin.

„Fräulein v. Puggstein," stellte Kitty das zierliche Persönchen vor, das mit seinen sanften hellblauen Augen und dem resignierten Zuge um den welken Mund, der ehedem sehr hübsch gewesen sein mochte, an eine Nonne gemahnte, die aus irgend einem Grunde weltliche Kleidung angelegt hatte.

Die Dame war sichtlich erfreut, in Matthias einen

halben Landsmann zu begrüßen. Kitty und der Professor beobachteten lächelnd, wie die beiden, die ihr Gespräch hochdeutsch angefangen hatten, auf einmal in ihre heimischen Dialekte hineingerieten, wobei die ein wenig rauhe tirolerische Mundart von den Lippen der zierlichen Dame drollig genug klang.

„Jetzt müssen Sie aber auch ein bißchen Koschat singen, Herr Moosdörfer," sagte die Hausfrau endlich. „Sie haben sogar eine Zither zur Verfügung, um sich darauf zu begleiten. Fräulein v. Puggstein besitzt eine."

Man begab sich in das Musikzimmer, in dessen Mitte ein kleines Tischchen gerückt wurde. Die Gesellschafterin holte ihr Instrument, und Matthias spielte und sang.

Die Augen der Gesellschafterin wurden größer und größer, je länger sie zuhörte.

„Gnädige Frau," flüsterte sie endlich aufgeregt Kitty zu, „gnädige Frau, der junge Mensch ist ja ein ganz großer Künstler!"

Kitty nickte mit glückseliger Miene. Sie hörte in der Stimme Moosdörfers die festliche Erregung mitklingen, die in allen Nerven des jungen Mannes lebte. Seine Stimme hatte Seele bekommen, in der Art, wie er diese einfachen Volkslieder sang, lebte sich alles das aus, was nicht wagte, sich anders zu äußern. Er liebte sie, liebte sie mit jener urgewaltigen, den ganzen Mann beherrschenden Leidenschaft, nach der sie sich so lange gesehnt hatte.

Die schöne Frau schloß die Augen, lehnte sich in ihren Sessel zurück und trank die schmelzenden, von allen Gluten des Menschenherzens durchzitterten Töne mit halbgeöffnetem Munde gleichsam in sich hinein. Er sah sie nicht an, während er sang, sie ihn nicht, während sie zuhörte, und doch war dieses Singen und Lauschen wie eine Umarmung, eine unendlich zarte und innige Umarmung der Seelen.

Auf einmal schob Matthias die Zither so energisch zurück, daß die Baßsaiten summten.

„Ich weiß nicht ... ich kann nicht mehr!“ stieß er in einem Tone hervor, der ganz merkwürdig rauh und umflort klang.

Die begeisterten Lobsprüche des Professors und des Fräuleins v. Puggstein hörte er gesenkten Hauptes an, ohne zu antworten oder die so lebhaft auf ihn Einredenden auch nur anzusehen. Erst als Kitty als letzte zu ihm trat, ihm die Hand reichte und ihm irgend etwas Freundliches sagte, hob er den Kopf und traf die in ihrer heimlichen Bewegung doppelt schöne Frau mit einem Blicke, den sie in allen Nerven fühlte wie einen elektrischen Schlag.

Man ging nun hinüber in das Speisezimmer und setzte sich zu Tische. Außer der Tasse Thee, zu der Kitty die Herren geladen hatte, gab es alten Rheinwein und wenige, aber auserlesene Gerichte.

Gesprochen wurde hauptsächlich von Moosdörfers Zukunft. Der Professor rühmte die Energie, mit der Matthias sich in die Studien gestürzt hatte, und meinte, wenn der junge Mann so fortfahre, könne er noch vor Ablauf eines Jahres auftreten. Als Moosdörfer das hörte, ging ein freudiges Leuchten über sein Gesicht, und er atmete tief auf.

Zum schwarzen Kaffee gingen die vier dann hinaus auf die große Terrasse, die über den Vorgarten des Hauses weg den Blick auf die Tiergartenstraße und auf die schwarzen Baumwipfel hatte, über denen die hell leuchtenden Sterne am dunklen Nachthimmel standen. Die elektrische Beleuchtung der Terrasse hatte Kitty, als sie herauskamen, ausgeschaltet. In dem stimmungsvollen Halbdunkel, das sein Licht einzig von den Laternen an der belebten Straße jenseits des Vorgartens empfing, sahen die Blattpflanzen, mit denen die Terrasse geschmückt war,

seltsam und geheimnisvoll aus, von dem Blütenflor des Gartens schien es stärker und schwüler heraufzuduften als bei hellem Licht. Jede der Baumkronen, deren sattgrüne Laubmassen von dem weißen Lichte, das von der Straße her in sie hinein- und durch sie hindurchschimmerte, wunderlich belebt wurden, schien eine Märchenwelt, in deren heimlichem Schatten weiße Elfchen huschten. Jenseits des trotzig gezackten schwarzen Gitters aber, das alle diese träumerische Stille, den Duft und den Schatten gegen die Welt da draußen abschloß, ihren Einbruch gleichsam mit drohenden Spießen und Hellebarden abwehrte, rollten auf dem hell beleuchteten Asphalt die Wagen hin und her, Radfahrer sausten auf stahlfunkelnden Rädern blitzschnell vorüber, manchmal tauchte die wunderlich hüpfende Kentaurengestalt eines Reiters für einen Augenblick auf, und das fröhliche Stimmengewirr der zahllosen Spaziergänger klang, durch die Entfernung gedämpft, herüber.

Das Gespräch der vier Menschen, die auf der Terrasse zwischen den Palmen beisammen saßen, geriet gar bald ins Stocken. Der Professor sog gedankenvoll an seiner Zigarre, Fräulein v. Puggstein, in deren Herzen der poetische Reiz der Stunde allerlei verschollene Jugendträume wieder heraufbeschwor, seufzte einigemal tief und vernehmlich auf. Kitty und Matthias, die ziemlich nahe nebeneinander saßen, genossen das Glück, jedes des anderen Nähe zu fühlen, in einem sonderbaren Zustande halb träumerischer Seligkeit, die für den Augenblick alle Sorgen einschläferte, alle Wünsche zum Schweigen brachte in ihren Herzen.

Endlich brach Riedel-Steinfels das Schweigen. Seine Stimme klang gedämpft, als zögere sie, diese köstliche Stille zu stören, als er unvermittelt sagte: „Es ist vieles anders geworden bei Ihnen, gnädige Frau. Ueberraschend anders und — verzeihen Sie — schöner.“

Matthias sah das weiße Gesicht Kittys sich für einen Moment voll zu ihm wenden, ihre Augensterne leuchteten ihm durch das Dunkel mit einem unendlich zärtlichen Blicke entgegen. Dann sah er wieder nur das dunkle Haar der Geliebten. Sie hatte sich zu dem Professor gewandt, um zu antworten. Moosdörfer aber wußte, daß jedes ihrer Worte zu ihm allein gesprochen war. Das hatte ihm der stumme Blick vorher ja angekündigt.

„Ich weiß, lieber Freund, daß früher manches nicht schön war." Die Stimme der schönen Frau klang weich, es bebte darin wie Selbstanklage. „Ich war auch niemals glücklich, niemals befriedigt von dem rauschenden, lärmenden Leben. Aber ich kannte ja nichts anderes. Meine Eltern führten ein großes Haus, in dessen geräuschvollem Treiben niemand dazu kam, sich auf sich selber zu besinnen, der Kommerzienrat ein noch größeres und geräuschvolleres. Das brachte seine Stellung als Großkaufmann so mit sich. Er hat vielleicht sogar etwas mehr gethan, als gerade nötig war, um seiner Frau, die um so viel jünger war als er, das Leben an seiner Seite möglichst leicht und angenehm zu machen. Als er dann starb, waren die gesellschaftlichen Verbindungen und Verpflichtungen einmal da, und das Räderwerk schnurrte weiter, bis — ja, bis ich auf diese Reise ging."

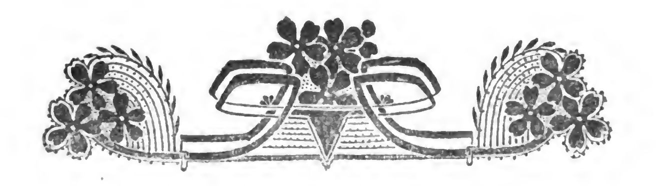
„— bis ich dich kennen lernte!" klangen die letzten Worte im Ohre Moosdörfers, der sich mit Mühe enthielt, in Gegenwart der beiden anderen Kitty zu Füßen zu fallen.

„Ich kann ja davon sprechen," fuhr diese leise fort. „Es wird so viel geklatscht werden über mich, daß ich sogar sprechen muß, um die wenigen Menschen, auf deren Meinung ich Wert lege, daran zu verhindern, an den Klatsch schließlich doch zu glauben. Diese Reise war eine Flucht. Ich wollte einmal heraus aus allem dem, was

sich immer wieder an mich herandrängte, sich meiner bemächtigte, und was mir doch so unendlich schal und nichtssagend und erbärmlich hohl schien. Und vor allem, ich war in Gefahr, in eine verfehlte zweite Ehe hineinzugeraten, die mich dann für ein ganzes Leben verurteilt hätte, in der Tretmühle der sogenannten Gesellschaft zu bleiben, das schwere Rad immerfort zu treten, treten, treten, halb betäubt von seinem Knarren, endlos müde von der Anstrengung, die doch um keinen Schritt vorwärts bringt. Und davor hatte ich Furcht, ich, von der man glaubte, daß sie nichts anderes kennt und wünscht."

(Fortsetzung folgt.)





Wie wir
Mac Kinley wiederwählten.

Eine Humoreske von der letzten Präsidentenwahl.

Von D. B. Warren.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.

1.

Seit einem halben Jahre etwa befand ich mich im nordamerikanischen Bundesstaate Maine. Dieses Land ist der nordöstlichste Staat der Union und grenzt an Canada. Es hat ein sehr rauhes Klima, und ich befand mich hier zur Wiederherstellung meiner Gesundheit.

Ich hatte mir in Afrika das Malariafieber geholt, und zwar in ausgiebigster Weise. Nun giebt es wohl keine unangenehmere Krankheit als das Malariafieber. Es ist ein jahrelanges Sterben, bei welchem Milz und Leber allmählich zu Grunde gehen und der Kranke von Tag zu Tag mehr durch Fieberfrost, Hitze, Brustbeklemmungen und Herzschwäche leidet. Ich hatte schon fast mit dem Leben abgeschlossen, als ein mir befreundeter Arzt mir als letztes Rettungsmittel vorschlug, nach dem

rauhen Maine zu gehen. Ich that's, ging sogleich von Portland, wo ich gelandet war, nach dem Inneren und fing bald an, meine Malaria zu segnen.

Welche Narren sind wir doch eigentlich in unserem ganzen Thun und Treiben! Wie die Esel in der Tretmühle laufen wir immer auf demselben Pfade. Wer von uns nach Amerika geht, der besucht New York, Chicago, San Francisco, höchstens noch Washington und New Orleans; dann ist man fertig und glaubt Amerika zu kennen. Aber die Nordstaaten sind gerade die allerinteressantesten, besonders für einen Jäger, und ich bin ein leidenschaftlicher Jäger.

Dieses Maine hat ein merkwürdiges Klima; erst im Juni hören die Nachtfröste auf, und im September fangen sie schon wieder an. Frühjahr giebt es gar nicht; auf den Winter setzt im Juni gleich eine bärenmäßige Hitze tags über ein, und nach wenigen Monaten ist ein Winter da, von dem man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung machen kann. Aber es ist ein gesundes Land, und es hat auch fruchtbare Thäler, wie zum Beispiel am Aroostookfluß, einem Nebenfluß des St. John, wo eine Vegetation herrscht, die fast an die Tropen erinnert, und das fruchtbarste Land gefunden wird, das man vielleicht in ganz Nordamerika hat. Die Viehzucht ist bedeutend, und die riesigen Wälder liefern ein wunderbares Bauholz, das auch den Hauptausfuhrartikel des Landes bildet. Zwei Drittel des ganzen Territoriums sind noch mit Wäldern bedeckt, und zwar meist mit herrlichen Laubwäldern. Und in diesen viele Quadratmeilen großen Wäldern findet man ein Wild, wie es sich der Jäger nur wünschen kann: Bären, Karibu (Renntier), Wölfe, wilde Katzen, Biber, Moosetiere (Hirsche von ganz besonderem Gewicht und Größe), und die zahllosen Flüsse liefern Fische in staunenswerter Menge.

Nachdem ich längere Zeit im Lande herumgezogen war, wurden die Anfälle des Wechselfiebers seltener, und ich durfte hoffen zu genesen. Wollte ich aber für immer gesund werden, so mußte ich mindestens noch ein Jahr im Lande bleiben. Meine Verhältnisse erlaubten mir, zu leben, wo ich wollte; ich war Junggeselle und nach allen Richtungen hin unabhängig. Ich ging also nach dem Aroostookthal, in der Nähe von Ashland, einer Stadt von ungefähr dreitausend Einwohnern, und kaufte mich hier an. Wie sich bald herausstellte, hatte ich keine besonders glückliche Wahl getroffen. Ich kam schon beim Abschluß des Kaufes mit dem Friedensrichter der Grafschaft, Namens Durand, in Konflikt. Dieser Mann, der zwar englisch sprach und seinen Namen englisch aussprechen ließ, war ein Nachkomme der ersten Einwohner, welche bekanntlich in dieser Gegend Franzosen gewesen waren, und er hatte gegen mich, den Deutschen, eine besondere Abneigung. Er behauptete, Ansprüche auf einen Teil der Farm zu haben, die ich übernahm, und es kam zu einem Prozeß. Dieser wurde nicht in Ashland geführt, denn hier war Durand selber Grafschaftsrichter, sondern wir mußten die Sache in Houlton zum Austrag bringen, und Durand verlor den Prozeß.

Es war mir dies aus verschiedenen Gründen unbequem. Es ist auch in Amerika nicht gut, mit dem höchsten politischen Beamten der Grafschaft, in der man wohnt, auf schlechtem Fuß zu stehen. Dann aber hatte Durand eine Nichte, für die ich mich außerordentlich interessierte. Marie war aber auch wirklich das interessanteste Mädchen, das ich jemals kennen gelernt hatte. Unzweifelhaft verdankte sie ihre große Schönheit und pikante Erscheinung ihrer Abstammung. Ihre Lebhaftigkeit, ihre elegante Figur waren das Erbteil des französischen Blutes, ihre blonde Schönheit wurzelte in dem englischen, kurz,

Fräulein Marie Durand vereinigte die Vorzüge der Französin und Engländerin in ihrer Person. Sie ritt wie ein Cowboy, schoß wie Coopers Lederstrumpf und war ebenso burschikos wie echt weiblich, kurzum, ein liebliches Geschöpf, an das ich mein Herz im Umsehen verlor. Der alte Durand war Junggeselle, und ich glaube, er ging mit der Absicht um, seine Nichte selbst zu heiraten.

Der Winter war recht langweilig auf meiner Farm bei Ashland, und meine einzige Beschäftigung war, heimlich mit Marie zu korrespondieren, obgleich sie sich sehr zurückhaltend zeigte. Sie beantwortete meine Briefe höchst selten, aber ich merkte doch, daß ich ihr nicht gleichgültig war.

Anfang Juli hatte ich das Unglück, auf der Jagd zu stürzen und mir den Fuß zu brechen. Ich ließ mich nach Portland transportieren, weil ich hier Aerzte und im Krankenhaus die nötige Pflege fand. Sehr wohlgethan hatte mir die große Teilnahme Maries bei meinem Unglück, und ihre Briefe wurden, seitdem ich im Krankenhause lag, auch häufiger. Jetzt befand ich mich in der Rekonvaleszenz; ich konnte schon herumhinken, aber es dauerte wahrscheinlich noch einige Zeit, bis ich meinen Fuß wieder wie früher gebrauchen konnte. An Reiten und Jagen war vorläufig nicht zu denken.

So stand ich eines schönen Morgens am Hafen und sah zu, wie die Schiffe ein- und ausgeladen wurden. Da faßte mich jemand am Arm.

„Gelobt sei Gott, Bill, daß ich dich treffe! Ich sterbe vor Hunger und Entkräftung. Borg mir einen Dollar!“

Der Mann, der mich mit diesen Worten anredete, mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein; er hatte ein bartloses, blasses Gesicht, dem man lange Entbehrungen ansah, und seine Kleidung war defekt. Er war mir gänzlich unbekannt.

„Ich bin nicht der, den Sie meinen," sagte ich, „aber wenn Sie in Not sind, will ich Ihnen mit Vergnügen einen Dollar geben." Ich reichte ihm die Münze,



und als er mich fragend ansah, rührte mich sein Blick so sehr, daß ich hinzufügte: „Behalten Sie den Dollar nur und kommen Sie mit mir. Ich weiß hier in der Nähe ein gutes Lokal, in dem wir finden, was wir brauchen."

„Sie sind ein Deutscher, ich erkenne Sie an Ihrer Aussprache," entgegnete in deutscher Sprache der Fremde.

„Dann sind wir ja Landsleute," erklärte ich, „und nun habe ich erst recht die Verpflichtung, mich um Sie zu kümmern."

Ich führte den Landsmann in ein Restaurant in der Hafenstraße, und bald darauf fiel er mit der Gier eines Verhungerten über die Speisen her, die ihm vorgesetzt wurden.

Dabei erzählte er mir seine Schicksale. Garret nannte er sich und war ein Artist. Er hatte Unglück gehabt, er war gestürzt und konnte seinen Beruf als Parterreakrobat nicht mehr ausüben. Eine Zeitlang ernährte er sich von Taschenspielerei, aber es war ihm zuletzt recht schlecht gegangen. Drüben im englischen Territorium, in Neu-Braunschweig, waren ihm seine Apparate und sein ganzes Besitztum gestohlen worden. Er hatte sich mühsam durch den Winter hindurchgebettelt und war jetzt nach Portland gekommen. Er hatte mich für einen ehemaligen Zirkusgenossen gehalten, mit dem ich wohl einige Aehnlichkeit haben mochte, und deshalb hatte er mich um Unterstützung angesprochen.

Es war das alte Lied vom verunglückten Artisten, der sich nicht mehr mit seiner Beschäftigung ernähren kann und nicht weiß, was er anfangen soll. Er wußte nicht einmal, wo er hin wollte. Ich riet ihm, er solle ein paar Wochen in Portland bleiben und sich erholen, und ich bot ihm auch Geld an. Er lehnte es zuerst ab, indem er sagte, er könne mich ja niemals wiederbezahlen, und es sei ihm schrecklich, von Almosen zu leben. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, engagierte ich ihn schließlich als meinen Sekretär, obgleich ich nichts zu schreiben hatte, als meine Briefe an Marie. Und die schrieb ich natürlich selbst.

Eines Morgens kam Garret zu mir, um mir eine großartige Idee zu unterbreiten. Er bat mich dringend, auf seinen Vorschlag einzugehen, damit er in die Lage komme, seine Schuld bei mir wieder gutzumachen. Es sei ihm furchtbar drückend, daß er mir auf keine andere Weise das, was ich für ihn ausgelegt hatte, zurückzahlen könne, und wenn er auch zugeben müsse, ich sei der liebenswürdigste und gutmütigste Mensch, dem er je begegnet, so sei doch auch seine Stellung bei mir für ihn drückend; denn in Wirklichkeit bezahle ich ihn für das Nichtsthun, und das sei ebenso schlimm wie ein Almosen.

Als er mir seine Idee entwickelt hatte, lachte ich, und als er von mir verlangte, ich solle die Sache mitmachen, wollte ich zuerst gar nichts davon wissen. Aber schließlich überlegte ich, daß die nächsten Wochen für mich doch noch eine Ruhezeit bildeten, und wenn ich da eine unterhaltende Beschäftigung fand, konnte ich eigentlich ganz zufrieden sein. Die ganze Sache machte mir zudem Spaß, und so schlug ich denn in Garrets dargebotene Hand ein und erklärte, ich wolle mit ihm zusammen seinen Vorschlag ausführen.

Noch am selben Tage gingen wir zu dem Holzhändler Mullins, dem Führer der republikanischen Partei im Staate Maine, und machten ihm unseren Vorschlag. Mullins lachte hellauf und sagte dann, wir seien ein paar ganz verteufelte Halunken, und er sei fest überzeugt, das Wahlkomitee würde auf unseren Vorschlag mit Vergnügen eingehen.

2.

In Dexter kamen wir mit unserem Unternehmen auf die Welt. Wir mieteten einen Saal und annoncierten auf mannshohen Plakaten: „Großes historisches Museum von Garret & Comp.“

Das Entree war außerordentlich billig, nämlich nur zehn Cents, und wir bekamen einen ungeheuerlichen Zulauf. Innerhalb vierundzwanzig Stunden sprach ganz Dexter von uns.

Man wird sich vielleicht wundern, wie wir plötzlich zu einem historischen Museum kamen. Die Sache war aber sehr einfach. Wir hatten das „Museum" innerhalb vierzehn Tagen selbst zusammengestellt, und zwar aus lauter wertlosen Gegenständen. Das ganze Arrangement war nichts als eine Wahlmache. Die Präsidentenwahl stand nach vierjährigem Turnus in Nordamerika wieder einmal vor der Thür, das heißt vorläufig die Wahl der Elektoren, der Wahlmänner, welche erst später den Präsidenten wählen sollten. Da jeder Elektor aber von seinen Wählern auf einen bestimmten Kandidaten eingeschworen wird, weiß man nach dem Ausfall der Elektorenwahlen schon genau, wer der nächste Präsident sein wird.

Es giebt in Amerika nur zwei große Parteien, eine republikanische und eine demokratische. Die republikanische Partei war für Mac Kinley, den bisherigen Präsidenten, während die demokratische für Bryan eintrat, der schon bei der vorigen Wahl Mac Kinleys Gegenkandidat gewesen war. Man darf nicht vergessen, daß in Amerika eine Präsidentenwahl ebenso eine politische wie eine Geschäftssache ist. Die Partei, deren Präsident gewählt wird, kommt damit ans Ruder und besetzt alle Stellungen vom Präsidenten bis zum letzten Thürsteher, nicht nur in den Hauptstädten, sondern überall im Lande, wo irgend ein Beamter, und sei es selbst nur der Büttel eines Grafschaftsgerichts, vorhanden ist. Die Parteien bieten also alles mögliche auf, um zu siegen, und deshalb ist die Agitation für eine amerikanische Präsidentenwahl etwas, was man sich in unserem harmlosen Europa gar nicht vorstellen kann. Die aufregendsten Wahlvorbereitungen

und Agitationen, die man je in Deutschand für den Reichstag gehabt hat, verhalten sich zu einer amerikanischen Wahlvorbereitung und Agitation ungefähr wie das harmlose Rasseln einer Nähmaschine zu dem betäubenden Krachen der Donnerschläge eines Tropengewitters. Es ist unerhört, was aufgeboten wird, um im Parteiinteresse zu wirken. Monatelang herrscht die fürchterlichste Erregung in der ganzen Union, und in den letzten Wochen und Tagen vor der Wahl steht, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, die Bevölkerung der ganzen Union auf dem Kopf, und es geschehen Dinge, die man für unglaublich halten sollte, wenn man sie nicht eben selbst miterlebt hat.

Die republikanische Partei nun hatte unsere Idee acceptiert, unterstützte uns reichlich mit Geld, und da ich so wie so der Ansicht war, daß Mac Kinley für Amerika wertvoller sei, als Bryan mit seiner Silberplanke, so ging ich aus voller Ueberzeugung in diesen Wahlkampf, von dem ich mir recht viel Unterhaltung versprach und der mir über die Zeit der Rekonvaleszenz hinweghelfen sollte.

Die „Silberplanke" ist das Programm Bryans, das ihm zum Siege helfen sollte. Unzweifelhaft ist Bryan interessiert von den Besitzern der Silberminen, und diese wollen, daß in Amerika die Goldwährung abgeschafft und die Silberwährung oder wenigstens ein gemischtes Geldsystem eingeführt wird. Das Silber, das jetzt sehr entwertet ist, würde, wenn es wieder zu Münzen verwendet wird, außerordentlich im Preise steigen, und die Silberminenbesitzer, die zum Teil den Betrieb auf ihren Bergwerken einstellen mußten, würden zu steinreichen Leuten werden, wenn das Silber wieder im Preise stiege. Es war meine feste Ueberzeugung und auch die aller Republikaner, daß die Einführung der Silberwährung für Amerika eine Krise bedeuten würde, die ganz unabsehbar traurige Folgen haben müßte.

Unsere Aufgabe war nun, in humoristischer Weise für den Präsidenten Mac Kinley zu wirken. Unser Museum war, aufrichtig gesprochen, nichts weiter als ein Ulk, aber ein für Agitationszwecke unzweifelhaft sehr wertvoller, und das Verdienst der Erfindung gebührte Garret. Er hatte die Idee gehabt, ich hatte den Text ausgearbeitet, und Garret, der als ehemaliger Artist auch das Reden und Ausrufen verstand, erklärte die Dinge in unserem Museum dem Publikum, das gewöhnlich aus dem Lachen gar nicht herauskam.

Wir fingen bei der Erklärung mit den harmlosesten Dingen an. Wir zeigten ein Stück holländischen Käse, das an einem Bindfaden befestigt war und hin und her geschwungen wurde. Das war „der fliegende Holländer". Wir zeigten einen Säbel als Reliquie, weil damit der berühmte Admiral Dewey in See gestochen sei, als er auszog, Manila zu erobern. Weiter zeigten wir einen kleinen Totenkopf aus Papiermaché und erzählten, dies sei der Schädel des Kandidaten Bryan gewesen, als er fünf Jahre alt war. Dann kam ein Schädel, der etwas größer war; von diesem erzählten wir, es sei der Schädel des Kandidaten Bryan, als er fünfzehn Jahre alt war. Endlich wurde der Schädel eines Widders mitsamt den Hörnern vorgezeigt und dem Publikum mitgeteilt, dies sei der Schädel Bryans während seiner jetzigen Kandidatur. Der Witz war plump, ich gebe das zu, aber wirksam. Es wurden ferner humoristische Reliquien gezeigt, welche Mac Kinley lobten und Bryan schadeten, und da der Amerikaner außerordentlich viel Humor besitzt, so gingen die Leute willig auf alles ein, und waren sie erst ins Lachen gekommen, so lachten sie über die größten Nichtigkeiten.

Da wir natürlich mit diesen Dingen, die sich auf die beiden Kandidaten bezogen, nicht ausgekommen wären,

zeigten wir noch Reliquien aus dem letzten Kriege zwischen Spanien und Amerika, dessen Nachwirkungen ja noch in



allen Gemütern nachzitterten und durch dessen Einfluß ja auch die Wiederwahl Mac Kinleys zu stande gekommen ist.

Bei diesen Kriegsreliquien gingen wir sehr oft aus dem scherzhaften Ton in einen ernsten über, wobei natürlich die Tapferkeit und der Todesmut der amerikanischen Truppen gebührend gelobt wurde, und wenn dann Garret mit kräftiger und geschulter Stimme irgend eines der Lieder intonierte, die während des Krieges populär geworden waren, dann fiel die ganze Versammlung ein, und es gab eine patriotische Begeisterung ohnegleichen. Dann trat ich auf und hielt eine kurze, aber eindringliche Wahlrede zu Gunsten Mac Kinleys und ein wenig zu Ungunsten Bryans, und damit hatten wir gewöhnlich einen großen Erfolg.

Als dritter Punkt des Programms nach dem humoristischen und historisch-patriotischen folgte gewöhnlich eine Vorführung von Taschenspielerkunststücken von seiten Garrets, die indes sämtlich auch ein politisches Gewand hatten. Jeder kennt wohl das Spiel mit den drei Bechern, eines der ersten Kunststücke, die der Dilettant lernt, welcher ein wenig „zaubern" will. Der Ausführende stellt drei Becher mit der Oeffnung nach unten vor sich hin, und unter einem dieser Becher liegt eine Nuß. Durch Changieren, das heißt Hin- und Herschieben der Becher, weiß er die Nuß so geschickt den Platz wechseln zu lassen, daß gewöhnlich derjenige, der raten soll, wo sich die Nuß befindet, fehlgreift. Auch dieses Spiel hatten wir „politisch" gemacht. Unter den mittelsten Becher wurde eine Silbermünze gelegt. Darauf machte Garret seinen Hokuspokus und fragte, ob er jetzt zeigen solle, was aus der Silbermünze unter Mac Kinley würde. Wenn das Publikum dies bejahte, so hob er den Becher auf, und es lag anstatt der Silbermünze ein Goldstück da. Wenn aber gezeigt werden sollte, was unter Bryan aus der Silbermünze wurde, so zeigte sich beim Aufheben des Bechers ein Blättchen Papier, und auf diesem Blättchen stand gedruckt das Wort „Bankerott". Dann bat sich Garret den

Hut eines der Anwesenden aus und zog aus dem Hut endlose Massen von Zetteln, welche immer größer wurden, und auf denen gedruckt stand: „Die Union bankerott durch die Silberplanke Bryans.“ Diese Zettel wurden in das Publikum geworfen und erregten jubelnde Heiterkeit. Man riß, ja man schlug sich um diese wertlosen Dinger, und die Agitation zu Gunsten Mac Kinleys und zu Ungunsten Bryans war wieder einmal erfolgreich.

Nachdem wir in Dexter und Brewer Glück gehabt hatten, wagten wir uns nach Orono und Oldtown; dann stieg unser Mut so, daß wir auch nach den größeren Städten, nach Bangor und selbst nach Augusta, der Hauptstadt des Landes, mit unserem Museum gingen. Es lag eigentlich in unserem Programm, hier unsere Thätigkeit abzuschließen. Aber es war jetzt Anfang Oktober, wenige Wochen vor der Wahl, und da kam die Nachricht, daß im Thal von Aroostook die Aussichten für Mac Kinley nicht so gut sein sollten wie bisher, weil dort unter den reichen Farmern eine private Agitation, und zwar durch die Damen, stattgefunden hatte. Die Frauen spielen in Amerika eine große Rolle bei den Wahlen. Eine energische Dame, die es versteht, ihre Geschlechtsgenossinnen zu beeinflussen, kann eine Agitation zu nichte machen, welche Millionen von Dollars gekostet hat.

So war da unten im Aroostookthale irgend eine fanatische Anhängerin Bryans in geschickter Weise damit vorgegangen, die Damen für sich zu gewinnen, und hatte so glücklich operiert, daß die Frauen ihre Väter, Bräutigame und Gatten beeinflußten, und daß es höchst wahrscheinlich war, daß Bryan dort einen erheblichen Prozentsatz von Stimmen erhalten würde. Es war Gefahr im Verzuge, und es galt, dieses fast verlorene Terrain unter allen Umständen wieder zu gewinnen. Man schickte

Dauerredner hin, die dafür bezahlt wurden, um täglich an zwanzig verschiedenen Straßenecken einer Stadt zu reden und täglich stundenlang zu Gunsten Mac Kinleys und gegen Bryan einzutreten, und als schweres Geschütz schickte man schließlich auch unser Museum vor.

Ich kann nicht sagen, daß mir die Sache angenehm gewesen wäre. Ich war in der Nähe von Ashland selbst ansässig, ich war dort Wähler, hatte unter den Farmern als Gentleman verkehrt, und es war mir recht unlieb, jetzt dort als politischer Marktschreier aufzutreten. Da erhielt ich eine Nachricht, welche alle meine Bedenken über den Haufen warf: Marie Durand, meine Angebetete, war öffentlich zu Gunsten Mac Kinleys aufgetreten. Sie hatte gegen die Agitation der Dame, welche Anhängerin Bryans war, Frauenmeetings einberufen, hatte glänzende Reden zu Gunsten der republikanischen Partei gehalten und war dadurch im ganzen Aroostookthale zu einer bekannten und selbst von den Gegnern geachteten Dame geworden. Die eigentümliche Stellung, welche die Frau in Amerika einnimmt, umgiebt sie, selbst wenn sie sich am Wahlkampf beteiligt, mit einem gewissen Nimbus, der auch dem politischen Gegner imponiert. Jetzt gab es für mich kein Zögern mehr, ich mußte unbedingt nach dem Aroostookthal, um in Marie nicht nur die Geliebte, sondern auch die Parteigenossin zu unterstützen.

Wir gaben in drei, vier kleineren Orten Vorstellungen mit dem gewohnten Erfolg, und die Bryan-Partei wütete. Darauf kamen wir nach Ashland und gaben unter ungeheuerlichem Zulauf unsere erste Vorstellung, die aber dadurch eine sehr unangenehme Unterbrechung erlitt, daß der Richter Durand mit zwei Polizisten erschien und uns verhaftete, sowie das historische Museum konfiszierte. Und zwar geschah unsere Verhaftung wegen Betrugs.

3.

Im politischen Kampf, besonders aber in der erregten Zeit der Präsidentenwahl, nimmt man es in Amerika dem Feinde gegenüber auch mit der Gerechtigkeit nicht allzu genau. Man vernichtet den Gegner unter Umständen auch durch mißbräuchliche Anwendung der Gesetze, und erleichtert wird diese Ungeheuerlichkeit durch die Gerichtsverfassung und die gesetzlichen Bestimmungen, die sich auf das Gerichtswesen beziehen.

Einerseits ist dieses Gesetz sehr liberal, es kann zum Beispiel jeder Beliebige, Mann oder Frau, vor Gericht als Verteidiger auftreten, ohne Jurist oder irgendwie besonders gebildet zu sein. Die einzigen Bedingungen sind: Mündigkeit und Unbescholtenheit; andererseits ist das Gesetz aber geradezu thöricht, wenn es sich um die Geschworenen handelt, und es wird alles durch eine Jury, also durch Geschworene, abgeurteilt.

Geschworener darf derjenige unter keinen Umständen werden, der sich über den Fall, der zur Verhandlung steht, „schon eine eigene Ansicht gebildet hat“, weil das Gesetz annimmt, eine solche Person sei als Geschworener nicht mehr unparteiisch genug. Wer nun Zeitungen liest und so über den betreffenden Fall vorher etwas erfuhr, hat ja seine eigene Ansicht über die Angelegenheit und ist also unfähig, Geschworener zu sein. So kommt es, daß in einer solchen Jury sehr oft nur Ungebildete sitzen, Leute, die überhaupt nicht lesen können oder kein Interesse an irgend welcher Lektüre haben. In den verständigen Kreisen der Gebildeten weiß man daher längst, daß die Geschworenen gewöhnlich sehr ungebildete Menschen sind, welche oft kaum im stande sind, den Verhandlungen mit Verständnis zu folgen, und welche man daher im guten und im bösen Sinne in ganz ungeheuerlicher Weise be-

einflussen kann. Durand wollte gegen uns und wohl speziell gegen mich diesen Einfluß im schlimmsten Sinne ausüben, indem er zur Auslosung als Geschworene nur Leute einberief, welche Anhänger Bryans waren.

Die Anklage gegen uns war geradezu lächerlich, und jeder vernünftige Mensch mußte sie dafür halten. Sie lautete, wie bereits erwähnt, auf Betrug. Wir sollten in betrügerischer Absicht und um uns unberechtigte Einnahmen zu verschaffen, dem Publikum für sein gutes Geld Dinge als echt gezeigt haben, die unecht waren. Um die Anhänger Bryans, besonders unter den Geschworenen, zu reizen und gegen uns einzunehmen, hatte man den Scherz aus unserer Schaustellung herausgegriffen, den ich selber schon als plump bezeichnet habe, den Scherz mit den drei Schädeln Bryans. Die Anklageschrift behauptete, Bryan habe notorisch seinen Kopf noch, habe nur einen Kopf, und wer drei Köpfe von ihm vorzeige, sei ein Betrüger, besonders wenn er Geld dafür nähme, Geld von Leuten, welche zu dem Glauben gebracht wären, drei echte Köpfe Bryans vor sich zu haben.

So lächerlich dieser Vorwurf und die Anklage waren, so hatte letztere doch wahrscheinlich Erfolg. Die Geschworenen sprachen uns schuldig, wir kamen ins Gefängnis für mehrere Monate und konnten nicht mehr zu Gunsten Mac Kinleys agitieren, ebenso wie wir als Gefangene am Wahltage unsere Stimmen nicht für ihn abgeben durften.

Zum Glück geht in Amerika alles rasch, selbst wenn es sich um eine himmelschreiende Ungerechtigkeit handelt. Drei Tage nach unserer Verhaftung sollte bereits die öffentliche Verhandlung gegen uns stattfinden.

— — — — — — — — — — — —

Es war am Abend vor dem Verhandlungstage. Ich saß, mit keineswegs angenehmen Gedanken beschäftigt,



Mit einem Freudenruf trat ich ihr entgegen (S. 78).

in meiner Zelle. Plötzlich rasselte der Schlüssel im Schlosse, der Gefangenwärter öffnete die Thür und rief herein: „Ihr Verteidiger!"

Dann trat er zurück und ließ — Marie Durand eintreten.

Mit einem Freudenruf trat ich ihr entgegen, wenige hastige Worte wurden gewechselt, dann lagen wir uns in den Armen und tauschten die ersten Küsse junger Liebe aus.

Marie wollte in der That öffentlich als meine Verteidigerin vor Gericht auftreten, und der Plan, den sie hatte, schien Aussicht auf Erfolg zu haben. Als Parteigenossin war sie ja legitimiert, uns zu verteidigen, aber sie that es auch noch um meinetwillen und um ihrem Onkel einen Streich wegen unserer Verhaftung zu spielen. Durand hatte ihr vor einigen Tagen einen Antrag gemacht und war abgewiesen worden. Sie hatte sein Haus verlassen und Unterkunft bei Bekannten gefunden, wo sie bequem von ihrem Vermögen leben konnte.

Nach einer glücklichen halben Stunde verabschiedete sich Marie von mir. —

Der nächste Tag brachte die große Sensation für Ashland: die Verhandlung und Marie Durand als Verteidigerin, während ihr Onkel Vorsitzender des Gerichtshofes war.

Geschworene wurden fast ausnahmslos ungebildete irische Holzfäller, vielleicht nicht alle Anhänger Bryans, aber politisch vom Vorsitzenden leicht zu beeinflussen. Die Anklage wurde vom Gerichtsschreiber verlesen, wir Angeklagten erklärten uns für nichtschuldig, dann erhob sich Marie zu folgendem Plaidoyer: *)

„Meine Herren! Es wäre mir eine Kleinigkeit, hier

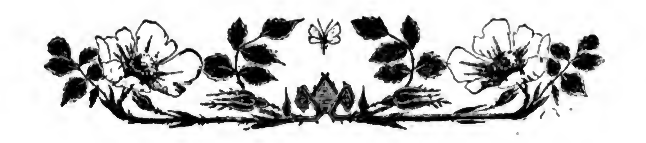
---

*) Siehe das Titelbild.

sofort vor Ihnen hundert achtbare Zeugen aufmarschieren zu lassen, welche bezeugen würden, daß sie sich in der Schaustellung der Angeklagten ausgezeichnet amüsiert haben, welche sich in keiner Weise betrogen glauben, ja welche bereit wären, selbst für höhere Preise, sofort wieder in eine Vorstellung des historischen Museums von Garret & Comp. zu gehen. Aber nicht das, was diese Zeugen hier aussagen, was sie meinen und glauben, ist hier maßgebend, sondern das, was Sie, meine Herren Geschworenen, glauben, Sie, welche entscheiden sollen, ob die Angeklagten schuldig sind oder nicht. Sie sind nichtschuldig, behaupte ich. Es wird Ihnen bekannt sein, daß es in unserer herrlichen Sprache Worte und Redensarten giebt, welche unwahr sind, welche etwas ganz anderes bedeuten, als der wörtliche und gewöhnliche Sinn, den diese Redensarten eigentlich haben müßten. Wenn Männer uns Frauen einen Heiratsantrag machen, dann erklären sie gewöhnlich, sie schenkten uns ihr Herz und ihre Hand. — Ist das wahr? Niemals! Unter Ihnen, meine Herren, sind so und so viele Verheiratete, die wahrscheinlich auch Herz und Hand dem Weibe ihrer Wahl geschenkt haben und doch hat jeder von Ihnen ein Herz und sogar zwei Hände, hat also nichts davon verschenkt. Wollen Sie die Angeklagten schuldig des Betruges finden, so machen Sie sich selbst nur darauf gefaßt, daß Ihre eigenen Frauen gegen Sie die Betrugsklage wegen der diesen in Wirklichkeit unterschlagenen Herzen und Hände anstrengen könnten. Wenn Sie das nicht wollen, so müssen Sie auch den Angeklagten das Recht zugestehen, Redensarten zu gebrauchen, Behauptungen aufzustellen, die allerdings unwahr sind, wenn man sie wörtlich nimmt, die aber einen anderen Sinn haben, wenn man sie von dem durchaus berechtigten und gesetzlichen Standpunkte des Humors aus betrachtet. Aber selbst, wenn Sie darauf

bestehen, alles, was die Angeklagten gesagt und vorgetragen haben, wörtlich zu nehmen, müssen Sie zu einem Freispruch kommen, denn Sie müssen den Angeklagten auch gestatten, die Redensarten anderer Leute wörtlich zu nehmen. Nun, meine Herren, Sie wissen, daß man in gewissen Augenblicken des Lebens „den Kopf verliert". Auch Herr Bryan hat, so behaupte ich, mindestens dreimal in seinem Leben in schwierigen Situationen schon den Kopf verloren. Nehmen wir diese Redensart wörtlich, so steht es fest, daß der verlorene Kopf Bryans dreimal von irgend einem Finder aufgelesen worden sein kann, diese Finder aber waren die Angeklagten, die nun berechtigt sind, diese drei Köpfe vorzuzeigen. Vielleicht sind das trotzdem nicht die Köpfe Bryans, und die Finder, die Angeklagten, haben sich geirrt. Dann sind sie von einer Selbsttäuschung befangen, aber doch keine Betrüger! Hüten Sie sich also vor der wörtlichen Auslegung von Redensarten! Sie könnten sonst selbst in wenigen Tagen hier auf der Anklagebank sitzen."

Jubelnder Beifall und dröhnendes Gelächter im Zuhörerraume! Richter Durand ließ wütend die Zuhörer hinausjagen. Die Geschworenen aber sprachen nach nur kurzer Beratung ihr „Nichtschuldig" aus. Marie und ich wurden von der Menge vor dem Gericht, als wir das Haus verließen, jubelnd begrüßt. Ich hielt sofort eine Rede zu Gunsten Mac Kinleys, und abends war unser Museum wieder eröffnet. Die Elektorenwahlen fielen in Ashland zu Gunsten Mac Kinleys aus. Richter Durand nahm seine Entlassung, die er so wie so erhalten haben würde, Garret erhält zur Belohnung für seine politische Thätigkeit eine Anstellung im Staatsdienst, und ich habe meine Marie sofort geheiratet und gedenke vorläufig in Maine zu bleiben.



Die Weltmeisterschaft im Schlittschuhlaufen.

Sportbilder von E. Koller.

Mit 9 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

> Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
> Auf Silberkrystallen dahin und daher:
> Der Stahl ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
> Die Lüfte sind eilig und schweben uns nach.
> So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
> Auf eherner Tiefe das Leben dahin.
>
> Herder.

Das Eislaufen, eine schon in uralter Zeit von den Pfahlbauern mit Schlittschuhen aus Pferdeknochen geübte und in nordischen Ländern ganz volkstümliche Kunst, ist in neuerer Zeit in Mitteleuropa und Nordamerika nicht nur zum bevorzugten Wintervergnügen der höheren Stände geworden, sondern es hat sich auch zu einem regelrecht betriebenen internationalen Sport entwickelt. Während in Gegenden, welche im Winter weit ausgedehnte Eisflächen darbieten, mehr das Weit- und Schnellfahren gepflegt wird, findet an Orten, denen nur kleinere Eisplätze zur Verfügung stehen, besonders das Kunstlaufen eine sorgfältige Ausbildung. In vielen größeren Städten sind Schlittschuhläufer-Vereine gegründet worden, die sich

gewöhnlich innerhalb der Landesgrenzen zu einem Verbande vereinigen.

So besteht gegenwärtig ein deutscher und ein öster-



Schnellläufer auf der Eisbahn in Davos.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

reichischer Verband, die mit denen Rußlands, Skandinaviens, Dänemarks, der Niederlande, der Schweiz, Großbritanniens und Canadas eine Internationale Eislauf-Vereinigung (I. E.V.) bilden. Auf dem alle zwei Jahre stattfindenden Kongresse dieser Vereinigung



Schnellläufer bei Beschreibung eines Bogens.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

wird jeweilen der aus fünf Mitgliedern bestehende Vorstand gewählt, welcher die Geschäfte führt und die Veranstaltung internationaler Wettläufe veranlaßt. Für letztere besteht eine besondere Wettlaufordnung, die alle darauf bezüglichen Bedingungen und Bestimmungen aufs genaueste feststellt.

Die Internationale Eislauf-Vereinigung hat auch in Gemeinschaft mit dem deutschen Eislaufverbande und dem Internationalen Schlittschuhklub „Davos" ein eigenes amtliches Organ, das unter dem Titel „Deutscher Eissport. Fachzeitschrift für die Interessen des Eissports" wöchentlich einmal in Berlin erscheint. Es enthält außer den amtlichen Bekanntmachungen zahlreiche Abhandlungen und Berichte, sowie eingehende Schilderungen der in den verschiedenen Ländern veranstalteten Wettläufe. Diese stufen sich ab in Schüler-, Jugend-, Vereins-, Bezirks-, Verbands- und internationale Wettläufe, welch letztere über die Verbands- und die Weltmeisterschaft entscheiden.

Zur Heranbildung tüchtiger Eisläufer stellen die größeren Vereine besondere Berufsläufer an, welche die nach der Meisterschaft strebenden Mitglieder regelrecht trainieren. Gewöhnlich verfügen solche Vereine auch über zweckmäßig eingerichtete Uebungsräume, wie zum Beispiel das Sportetablissement „Pôle Nord" in Wien, von welchem der „Deutsche Eissport", dessen neuestem Jahrgange 1899/1900 wir verschiedene der nachstehenden Angaben entnehmen, folgende Schilderung giebt.

„Seit voriger Saison wurden namhafte Verbesserungen, sowohl in den maschinellen Anlagen, als auch hinsichtlich des Komforts in den Räumlichkeiten und Plätzen, durchgeführt. Die elektrische Beleuchtung wird durch einen Gasmotor erzeugt, der die Dynamomaschine, gleichzeitig aber auch eine Pumpe treibt. Der 400 Quadratmeter große, in schwedischem Stil gehaltene Pavillon umfaßt



Schnellläufer unmittelbar vor dem Umwenden.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

einen Büffettraum, Küche, drei große Garderobenräume, Sanitätszimmer, Kanzlei, Orchesterraum, Arbeiterraum u. s. w. Der 10,000 Quadratmeter große Sportsplatz ist im Sommer in zwei Abteilungen geteilt und bietet Raum für sechs Lawn Tennis-Plätze, eine 200 Quadratmeter große Radfahrbahn mit aufgebauten Kurven und einen 5000 Quadratmeter großen Radfahrplatz. Das „Pôle Nord" ist heute bereits Sammelstelle der eleganten Welt in Wien und vieler ehemaligen Mitglieder des Wiener Eislaufvereins, welche vorziehen, in schöner Umgebung, in gesunder, frischer Luft den Sport auszuüben."

Da die Teilnahme an einem Wettlaufen durch das vorhergehende, zeitraubende Trainieren und die oft bedeutenden Reisekosten große Ausgaben verursacht, so werden diese bisweilen vom ganzen Verein bestritten, dem dann dafür die Ehre zu teil werden kann, ein mit der Verbands- oder Weltmeisterschaft ausgezeichnetes Mitglied zu besitzen. Der Ort und die Zeit eines internationalen Wettlaufens werden von dem Zentralvorstand unter möglichster Einhaltung einer regelmäßigen Reihenfolge unter den in Betracht kommenden Ländern bestimmt. Da aber bei dem Eislauf im Freien die Temperatur- und Witterungsverhältnisse eine große Rolle spielen, so kann die Möglichkeit eintreten, daß von dem ursprünglich gewählten Versammlungsorte abgesehen und ein anderer bezeichnet werden muß. So geschah es in den Jahren 1899 und 1900, daß der für Wien in Aussicht genommene Wettlauf für die Weltmeisterschaft wegen der außergewöhnlichen Milde des Winters nach Davos in der Schweiz verlegt werden mußte, welches alle für den Schnee- und Eissport unerläßlichen Bedingungen erfüllt und zudem als Eisenbahnstation auch leicht erreichbar ist.

Das aus einem schlichten Bergdorfe zu einem stattlichen Winterkurort herangewachsene Davos liegt 1560 Meter

hoch in einem von bewaldeten Bergen umschlossenen Alpenthal. Gegen Norden und Osten ist es durch hohe Gebirgsstöcke besonders geschützt, während im Süden die anmutigen Krümmungen des Davoser Thales, seine schwellenden blumigen Auen, seine sanften Anhöhen und



Kunstlauf zu zweit (Wiener Läufer).
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

lärchenbesäumten Hügel und das sie durchschlängelnde silberschimmernde Landwasser einen Vordergrund und eine Mittelansicht darstellen, welche von dem aus Gletschern, Eisfeldern und Felskuppen bestehenden Hintergrund seltsam abstechen und doch mit diesem zusammen ein harmonisches Ganzes bilden. Durch seine hohe Lage eignet sich Davos bei einer mittleren Jahrestemperatur von 3 bis

4 Grad Celsius ganz besonders für den Wintersport, welchem Monate hindurch ohne Unterbrechung gehuldigt werden kann. So finden denn auch dort jeden Winter Wettschlittenfahrten und Wetteisläufe statt, an denen sich nicht nur aus Europa, sondern auch aus Amerika Sportliebhaber beiderlei Geschlechts beteiligen. Zu diesem Zwecke haben letztere außer ihrer eigentlichen Sportausbildung noch eine besondere Trainierung durchzumachen, sie müssen sich nämlich zuerst durch einen mehrtägigen Aufenthalt und mäßige Bewegung an die Höhenluft gewöhnen. Unmittelbar nach ihrer Ankunft in Davos sind die meisten Läufer außer stande, anstrengend zu laufen. Meist schon nach kurzer Zeit fehlt ihnen der Atem infolge der dünnen Luft, und ihre Lunge arbeitet in kurzen schnellen Stößen. Nach und nach werden die Atemzüge wieder ruhiger und tiefer, aber erst nach einigen Tagen der Angewöhnung kehrt die frühere Leistungsfähigkeit wieder, und nach kurzem Aufenthalt leistet der Läufer sogar mehr als vorher im Tiefland. Die meisten Läufer bereiten sich wochenlang in Davos vor, fern von dem Getriebe der Großstadt mit ihrer Unruhe und ihren vielfachen Zerstreuungen. Sie haben für nichts zu sorgen, sondern den ganzen Tag für ihren Sport zur Verfügung, dazu die wunderbare staubfreie Luft, das Fehlen fast jeglichen reizenden Windes, die herrliche Wärmestrahlung, die eine größere Kälte nicht aufkommen oder nicht zum Bewußtsein kommen läßt; ferner als nicht zu unterschätzendes Moment eine schöne Eisbahn, die täglich mindestens zweimal für Schnellläufer abgesperrt wird.

Der vergangene Winter 1899/1900 war für den Davoser Eissport von besonderer Bedeutung wegen des Wettlaufens um die Weltmeisterschaft, bei dem die Photographien aufgenommen wurden, nach denen unsere Illustrationen angefertigt worden sind.



Kunstlaufen zu zweit (Wiener Läufer).
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Am 24. November wurde die 24,000 Quadratmeter große Eisbahn unter den Klängen der Kurkapelle eröffnet. Weit in das Thal hinaus verkündete dies die auf dem Turme gehißte rote Eisbahnflagge und mit dieser die Banner aller Nationen Europas und der Vereinigten



Gustav Hügel (Kunstlauf).
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Staaten von Amerika, deren bunte Farbenpracht sich wirkungsvoll von der in hellem Sonnenlichte strahlenden, von dem klaren, blauen Himmel überwölbten Winterlandschaft abhob.

Durch ein Ausschreiben des Internationalen Schlittschuhklubs „Davos“ war eine allgemeine Einladung zum internationalen Eiswettlaufen für Herrenläufer am 10. und 11. Februar 1900 ergangen, sowie zu dem Schnell-



Gustav Hügel aus Wien im Kunstlauf.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

laufen für Schüler und Kinder, einem Figurenlaufen und zu einem internationalen Wettschlitteln.

Die wichtigsten Bestimmungen für das Wettlaufen waren folgende: Beim Schnelllaufen mußten fünf Strecken von 500, 1000, 1500, 5000 und 10,000 Meter durchlaufen werden, der Sieger über mindestens drei dieser fünf Strecken erhielt die große goldene Medaille und den silbernen Pokal von Davos. Beim Kunstlaufen mußten gewisse vorgeschriebene Pflichtübungen ausgeführt werden, worauf dann jeder Teilnehmer in einem fünf Minuten dauernden Kürlaufen nach eigener Wahl seine schönsten Figuren auf dem Eise beschreiben konnte.

Schon im November fanden sich Sportliebhaber in Davos ein, um sich den verschiedenen Vorübungen und Winterbelustigungen hinzugeben, unter denen das Schlitteln auf der 3000 Meter langen und zur Bequemlichkeit der Fahrenden mit einer Drahtseilbahn versehenen Schlittelbahn den größten Zuspruch fand.

Am 10. und 11. Februar 1900 fand mit den ausgeschriebenen und oben erwähnten Rennen auch der von Wien nach Davos verlegte Wettkampf um die Weltmeisterschaft im Kunstlauf statt.

Das Preisgericht für das Kunstlaufen bestand aus einem Schiedsrichter und fünf Preisrichtern, dasjenige für das Schnelllaufen aus einem Schiedsrichter, einem Starter, einem Zielrichter, einem Zeitnehmer, zwei Zeitkontrolleuren, einem Zeitanzeiger, einem Protokollführer, zwei Rundenzählern und vier Bahnrichtern.

Im Schnelllaufen siegte der Norweger Oestlund, der 10,000 Meter in 17 Minuten 50 Sekunden zurücklegte und den silbernen Pokal von Davos, die große goldene Medaille und vier goldene Rekordmedaillen erhielt.

Im Kunstlaufen erhielt der Wiener G. Hügel als Sieger den Titel „Meister der Welt im Kunstlaufen für

1900", die goldene Meisterschaftsmedaille, den silbernen Pokal von Davos, sowie eine kleine goldene Medaille für die beste Leistung in den Kürübungen. Als zweiter erhielt der Schwede U. Salchow außer der großen goldenen Medaille einen Ehrenpreis und eine kleine goldene Medaille für die beste Leistung in den Pflichtübungen.



Berliner Kunstläufer.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Von Gustav Hügel, der schon 1897 in Stockholm die Weltmeisterschaft errungen hatte, sagt ein Fachmann: „Hügels Meisterschaft liegt hauptsächlich in der Kür. Sein Laufen ist weich und graziös, seine Haltung gut, sein Programm stets harmonisch entwickelt und abwechslungsreich." Ulrich Salchow, geboren 1877, von großer, schlanker Gestalt, war wiederholt Sieger in den schwedischen Nationalrennen, errang 1898 die Europameisterschaft und ist

ohne Zweifel dazu berufen, sich einst die höchsten Ehren im Kunstlauf zu erringen.

Während die Läufer sich bei den Pflichtfiguren streng an die Vorschriften halten müssen, können sie beim Kunstlauf ihre Individualität ganz zwanglos entfalten und die schwierigsten Kunststücke ausüben. Bei der Beurteilung dieser letzteren kommt nicht nur deren Schwierigkeit in Betracht, sondern auch die Haltung und Bewegung des Läufers, die möglichst anmutig und gefällig sein soll. In dieser Beziehung giebt es allerdings eine große Mannigfaltigkeit von Anschauungen und Regeln, so daß zwischen den sogenannten Stilarten der verschiedenen Länder, wie Oesterreich, Deutschland, Schweden, ein ziemlicher Unterschied besteht; jedoch gleicht sich dieser immer mehr aus, so daß es in Europa bald nur noch zwei Kunstlaufschulen geben wird, die kontinentale und die englische, von denen jede ihre eigene Richtschnur des guten Stils und ihre eigenen Einschränkungen behalten wird.

Auf dem dritten Kongreß der Internationalen Eislauf-Vereinigung zu Stockholm im Jahre 1897 wurden folgende Regeln über richtige Haltung und Bewegung angenommen: „Aufrechte, in der Hüfte nicht eingeknickte Haltung, ohne steif zu sein. Stärkere Knie- oder Rumpfbeuge nur vorübergehend. Kopf aufrecht. Spielfuß nur wenig vom Eise weggehoben, nicht nachschleppend; mit abwärts und auswärts gekehrter Schlittschuhspitze; im Knie leicht gebeugt, für gewöhnlich hinter dem Standfuß gehalten, sonst aber frei schwingend und die Bewegungen unterstützend, doch ohne denselben weit wegzuheben. Arme ungezwungen herabhängend, können wie der Spielfuß mit ihren Bewegungen unterstützend gebraucht werden, doch ohne Ellenbogen oder Hände weit vom Körper abzuheben; letztere auch womöglich nie über Gurthöhe. Finger weder gespreizt noch zur Faust geballt. Im allgemeinen alles

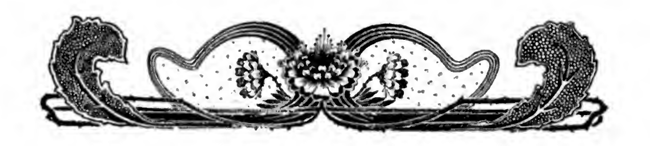


Wiener Kunstläufer-Quartett.
Nach einer Photographie von Reisch, Davos-Platz.

Heftige und Eckige oder Steife in den Bewegungen zu vermeiden; keine stark ausgeprägten Hilfen, sondern der Eindruck der mühelosen Ausführung anzustreben."

Die Anmut und Gefälligkeit der Körperhaltung und Bewegungen zeigt sich namentlich auch beim Paar- und Gruppenlaufen, entweder für Herren allein oder für Damen und Herren, wie aus einigen unserer Illustrationen zu ersehen ist. Solche Gesellschaftsübungen sind ganz besonders geeignet, auch den weniger gewandten Läufern großes Vergnügen und volle Befriedigung zu bereiten und in ihnen Lust und Liebe zu weiterem Betriebe aufrecht zu erhalten. In allen Fällen aber kann das Schlittschuhlaufen, ob es nun einzeln oder gruppenweise, als Schnelllauf oder Kunstlauf betrieben werde, als ein in gesundheitlicher Beziehung sehr wertvolles Mittel zur Förderung der körperlichen Kraft und Gewandtheit aufs wärmste empfohlen werden.





Ihre Schuld.

Novelle von Emma Merk.

Eine schlanke elegante Gestalt in lichtgrauem Reisekleide sprang auf dem kleinen Bahnhof in Gmund am Tegernsee aus dem Eisenbahnwagen. Das Ehepaar, das sie erwartet hatte, eilte ihr entgegen. Die beiden Damen umarmten sich.

„Grüß Gott, Hedwig!“

„Wie lieb, daß du kommst, Gerda!“

„Ich danke Ihnen, daß Sie Wort halten, Fräulein Klinger!“

„Das ist doch natürlich, Herr Professor! Ich freue mich ja so sehr, Ihr Sommerheim kennen zu lernen,“ versetzte Gerda.

Die drei bestiegen den Kahn, in dem sie sich über den See rudern ließen. Nach dem Menschentreiben auf dem Bahnhofe, nach der hastigen ersten Begrüßung wurde es ganz still und einsam um sie her. An dem waldigen Westufer lag schon tiefgrüner dunkler Schatten auf dem Wasser, während zur Linken noch die Sonne auf den

Wellen glänzte. In der plötzlichen Ruhe, die sie umgab, in der weiten abendlichen Landschaft wurden sie unwillkürlich befangen. Sie hatten sich manches Jahr nicht gesehen und fanden nicht gleich den rechten Ton für ein Gespräch.

Gerda beobachtete die Freunde. Es fiel ihr auf, wie grundverschieden die beiden Gatten doch aussahen. Hedwig schien in der Zwischenzeit jünger, reizvoller geworden zu sein, sie war eine blendend hübsche Erscheinung von biegsamer Schlankheit mit einem entzückend weichen Kindergesicht. Ganz kunstlos war diese Schönheit ja nicht, das bemerkten Gerdas Augen recht wohl; aber Hedwig besaß jedenfalls ein hervorragendes Talent, sich zu kleiden.

Und neben dieser eleganten Modedame der tiefernste, bleiche Mann mit der hohen Stirn, den tiefliegenden Augen und der ziemlich lässigen Haltung! Er war entschieden gealtert, und sein Ausdruck war nicht heiter. Wie Trauer lag's über diesen unregelmäßigen Zügen, die so unverkennbar das Gepräge ernster Geistesarbeit trugen, die aber auch so von warmer Herzensgüte durchleuchtet schienen, daß sie sofort Sympathie erwecken mußten.

Gerda empfand wieder eine Regung des Mitleids für ihn; gerade so wie vor neun Jahren, als derselbe Mann, damals noch ein blasser, etwas schüchterner Student, ihr, dem übermütigen sechzehnjährigen Ding, mit bewegter Stimme gestanden hatte, daß er sie liebe. Seine leidenschaftliche Erregung war ihr wunderlich erschienen. Sie war noch viel zu unreif, viel zu kindisch gewesen, um zu begreifen, was in ihm vorging. Er hatte ihr auch ganz und gar nicht gefallen. Häßlich fand sie ihn mit seinem bartlosen, hageren Gesicht und seinen eckigen Bewegungen. Aber er hatte ihr doch sehr leid gethan, als er sie so ernst und schwermütig angeblickt, und es war keine Redensart gewesen, wenn sie ihm mit heißerrötendem Gesicht erwidert

hatte: „Ich verdiene ja gar nicht, daß Sie mich lieb haben. Ich bin ja viel zu dumm für Sie. Aber wenn ich Sie einmal besser verstehen kann, dann sollen Sie mir ein guter Freund werden. Nicht wahr, Herr Jessen?"

Als sie dann einige Jahre später hörte, er sei verlobt mit einem schönen, reichen Mädchen, das sie oft in Gesellschaft getroffen, da war sie im ersten Moment doch ein wenig enttäuscht gewesen, daß er so schnell mit seiner „großen, unglücklichen Liebe" fertig geworden war. Aber sie hatte ihm herzlich gratuliert und war sofort zu seiner Braut geeilt, um das junge Mädchen, das dem guten, edlen und klugen Menschen das Glück schenken wollte, das sie ihm versagt hatte, zärtlich, ja fast mit einem Gefühl der Dankbarkeit, als nehme sie eine Schuld von ihr, auf den Mund zu küssen.

Sie hatte sich über diese Wahl gewundert, nachdem sie die schöne Hedwig näher kennen gelernt hatte. Ewald Jessen, der ernste Gelehrte, und dieses mit dem Leben spielende, verwöhnte Weltdämchen! Aber sie kam dann öfters in das Heim des jungen Paares, die beiden schienen zufrieden, ja die seligsten Gatten, die man sich denken konnte. So mußte denn wohl eine echte, tiefe Liebe alle Gegensätze in ihren Charakteren überbrückt haben.

Jessen war später einem Ruf an eine süddeutsche Universität gefolgt, und seit ein paar Jahren hatten sie nur brieflich miteinander verkehrt.

Wie seltsam, daß nun bei diesem Wiedersehen ihr altes schmerzliches Mitleid mit dem bleichen ernsten Manne sofort ihr Empfinden beherrschte! Das war doch heute nicht mehr am Platz, wie ehemals bei dem jungen Studenten. Jetzt war Jessen ja nicht mehr der unbedeutende, aussichtslose Kandidat der Philosophie, der mit dem Studium, das er gewählt, alt werden konnte, bis er eine Anstellung fand. Er war jetzt Professor an einer der größten

deutschen Universitäten, hatte eine reizende Frau, machte im Winter ein Haus und wohnte im Sommer in seiner eigenen Villa. Wahrlich, er war keine Persönlichkeit mehr, der man dieses beklemmende Mitgefühl entgegenbringen mußte, das sie wieder ergriffen hatte.

Sie gab sich Mühe, es abzuschütteln, und fing zu plaudern an. Hedwig horchte neugierig auf, als sie von dem Seebad erzählte, in dem sie vor ein paar Wochen gewesen war, von all den berühmten Persönlichkeiten, die sie da gesehen hatte.

„Was du für ein interessantes Leben hast, Gerda!" rief sie. „Während wir allsommerlich in der Einsamkeit hier sitzen! Einmal schickst du eine Postkarte von der Riviera, dann wieder von Paris oder von Norderney. Du bleibst eigentlich nur gerade lang genug in Berlin, um dich deinen Bekannten zu zeigen und wieder eine neue Unterhaltung auszusinnen."

Gerda lachte. „Warum soll ich seßhaft sein, da ich doch kein rechtes Heim habe und niemand mich braucht? Seit meine Eltern tot sind, werde ich von allen Bekannten ins Schlepptau genommen und bin bald da, bald dort zu Gast. Auf diese Weise habe ich mich allerdings daran gewöhnt, meine Tage ganz müßig zu vertröbeln."

„Schade," sagte der Professor mit einem ernsten Blick auf ihr lächelndes Gesicht.

Eine ärgerliche Röte stieg ihr in die Wangen. Wenn sie auch selbst ihre oberflächliche Lebensführung verurteilte, so hörte sie doch von anderen nicht gerne einen Tadel.

Hedwig aber rief ihrem Mann schnippisch zu: „O, Gerda hat ganz recht, sich zu amüsieren! Wenn alle Menschen Philosophen wären — brrr! — ginge es da langweilig zu auf der Welt!"

Eben flog ein Segelboot an ihnen vorüber, ein Herr hatte lebhaft gegrüßt; Gerda drückte die Lorgnette an die

Augen, nickte und sagte dann, angenehm berührt: „Da treffe ich ja gleich in der ersten Stunde einen Bekannten aus Berlin! Wie drollig! Die Welt ist doch klein, und schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande."

„Wer war es denn?" frug Hedwig neugierig.

„Rittmeister Xanten. Ein sehr guter Gesellschafter. Er scheint wohl in Urlaub hier zu sein. Du weißt nicht, wem das Segelboot gehört?"

„Ach nein! Wir kennen ja hier gar niemand. In unseren Fuchsbau da draußen verirrt sich niemand, da sieht man nur Kühe."

„Na, zur Abwechslung ist das auch ganz nett," meinte Gerda vergnügt. „Menschen sieht man ja eigentlich in Berlin gerade genug." —

Die beiden Segelfahrer standen in ihren weißen Sportanzügen am Steg, als der Kahn Jessens sich dem Ufer näherte.

„Gnädiges Fräulein, Sie hier? Welche Ueberraschung!" rief der Rittmeister.

„Die erstaunte Frage kann ich Ihnen zurückgeben. Wie kommen Sie an den Tegernsee?"

„Mein Freund Rollmann" — er stellte seinen Begleiter lachend vor — „berühmter Bildhauer, hat mir so lebhaft zugeredet, hier meinen Urlaub zuzubringen, und ich freue mich darüber, besonders in diesem Augenblick."

Er verbeugte sich vor den Damen. Gerda machte ihn mit ihren Freunden bekannt.

Der Bildhauer mit seinem breiten, vergnügten Gesicht sah recht unscheinbar aus an der Seite des hochgewachsenen, schlanken und geschmeidigen Offiziers. Dessen gute Erscheinung verleugnete sich auch in dem bequemen Sommeranzuge nicht, und er zeigte in der Art, wie er die junge Dame begrüßte, mit der hübschen Frau Pro-

fessor ein heiteres Gespräch begann, sofort die liebenswürdige Gewandtheit eines flotten Kavaliers.

Gerda hatte sich im Winter ein paarmal ausgezeichnet mit ihm unterhalten und freute sich, in dieser fremden Umgebung, in dieser ländlichen Stille so unvermutet mit ihm zusammenzutreffen.

Man rief sich gegenseitig ein herzliches „Auf Wiedersehen“ zu, ehe man den kurzen Weg nach der Villa antrat. Es war ein hübsches Wandern in der Abendkühle, durch Wiesen, an hohen Bäumen vorüber, immer weiter fort von den von Sommergästen wimmelnden Dorfhäusern, immer näher den Bergen zu, immer tiefer in die Einsamkeit. Gerda bewunderte das „Waldhaus“, das auf einer Anhöhe stand, hinter der ein grüner Bergrücken sachte anstieg. Ringsum hohe Tannen, nur Waldesrauschen, das reizende Murmeln eines Baches, das Klingen der Kuhglocken und im Garten blühende Rosen.

„Aber das ist ja eine Idylle! Herrlich ist es bei euch!“ versicherte sie immer wieder.

Der Professor blickte sie dankbar an, mit warm leuchtenden Augen. „Ich wußte, daß es Ihnen gefallen würde!“ sagte er ganz bewegt.

Es schien, als sei Hedwigs Abneigung gegen die Villa ein Schmerz für ihn, der ihm tief ging.

Ein blondlockiges kleines Mädchen von fünf Jahren sprang lebhaft in das Zimmer und streckte die Händchen aus, in denen es einen Blumenstrauß hielt. „Da, Mama, liebe Mama!“

Hedwig stand vor dem Spiegel, ordnete ihr Haar und schenkte der Kleinen wenig Beachtung.

„Der großen, lieben Tante mußt du den Strauß geben, mein Mäuschen,“ sagte sie nur über die Schulter hinweg.

Gerda war niedergekniet und küßte mit warmem Ent-

zücken den rosigen Kindermund. Ein so süßes, herziges Geschöpfchen!

Die Mutter war noch immer mit ihrer Frisur beschäftigt. Doch der Professor nahm nun sein Kind auf den Arm, sein ernstes Gesicht erschien wie verwandelt. Glückselig schaute er in die hellen lachenden Augen der Kleinen und drückte seine Wange auf die blonden Locken. Gerda durchzitterte Rührung bei diesem Anblick. Mit der ganzen Liebesfülle in seinem Herzen schien er an dem Kind zu hängen, als besäße er nichts auf der Welt als dieses kleine Geschöpf, das dem Papa so glücklich die Wangen streichelte.

War er einsam in seiner Ehe? Hatten die beiden Menschen, die einst so glücklich schienen, einander verloren?

Der Gedanke war für Gerda peinlich, und da sie sich ihre lebensfreudige Stimmung nicht gerne stören ließ, war sie froh, daß am nächsten Tage sich gleich eine Zerstreuung bot. Rittmeister v. Xanten machte mit seinem Freunde Besuch und brachte eine Aufforderung zu einem Waldfeste, das der Verschönerungsverein Tegernsee an dem schattigen Westufer abhalten wollte und bei dem die vornehmsten in Tegernsee weilenden Familien ihre Beteiligung versprochen hatten. Der Professor, der sich gegen die beiden Herren ziemlich kühl verhielt, und dem der Verkehr mit dem Rittmeister nicht besonders erwünscht schien, sagte nur: „Wenn Fräulein Klinger Lust hat, dann wird meine Frau sie wohl begleiten. Ich darf mich entschuldigen, nicht wahr?“

„Natürlich gehen wir!“ rief Gerda mit einem übermütigen Blick auf den Professor. Schon aus Trotz gegen ihn hätte sie zugesagt, auch wenn sie weniger Spaß an dem Ausflug gefunden hätte. Gerade weil sie ihm eine solche Geringschätzung für dergleichen Vergnügungen und für ihre lebenslustigen Bekannten anmerkte. O, er sollte

ihr nicht die Freude an ihrem Gesellschaftstreiben verleiden, er sollte sie nicht erziehen wollen! Sie mußte ihm gleich vom Anfange an zeigen, daß ihr Wille nicht so leicht zu beeinflussen war. Sie freute sich übrigens auch, sich an dem Nachmittage von dem Rittmeister den Hof machen zu lassen. Er hatte bei seinem kurzen Besuch am Morgen seine lebhaften dunklen Augen mit einem sehr bewundernden Ausdruck auf ihr Gesicht geheftet. Sie verstand diesen Blick. Sie wußte ganz genau, daß sie sein Interesse erweckte, und daß er nur auf eine Gelegenheit wartete, ihr seine Huldigung darzubringen. Als hübsches, reiches Mädchen, das schon durch die Stellung ihres Vaters — Justizrat Klinger war jahrelang Reichstagsabgeordneter gewesen — in den höheren Kreisen verkehrte, war sie seit Jahren gefeiert und ausgezeichnet worden und hatte auch schon manchen Korb ausgeteilt. Der Zweifel, ob es ihren Bewerbern wirklich um ihre Person oder in erster Linie um ihr Vermögen zu thun sei, hatte sie bisher davon abgehalten, ihr Jawort zu sprechen. Aber sie fand es hübsch, ein bißchen mit der Liebe zu spielen, in Männeraugen das Bestreben zu lesen, ihr wohlzugefallen, und mit feinem Takt jede ernstere leidenschaftliche Annäherung abzuwehren. Es war ihr eigentlich gar nicht wohl, wenn sie nicht einen Verehrer in der Nähe hatte, der ihrer Eitelkeit schmeichelte.

Der erste Tag ihres Landaufenthaltes ließ sich ganz nach Wunsch an. Xanten war wirklich ein amüsanter Mensch. Der mit Fahnen und bunten Tüchern geschmückte Waldplatz bot mit den hellen Toiletten der Damen einen heiteren Anblick. Die Musik spielte, und der blaue Himmel lachte durch die Bäume. Gerda und Hedwig wurden mit einem Kreise von frohen Menschen bekannt, die allerlei Vergnügungen planten: gemeinsame Bootfahrten, eine Bergpartie. Und Xanten flüsterte ihr mit dem lebhaften Auf-

blitzen seiner Augen bittend zu: „Sie kommen doch? Sie thun doch mit? Die Geschichte hat ja nur Reiz, wenn Sie dabei sind!“

Sie lachte über seinen Ernst. Aber es schmeichelte ihr doch. Er war bekannt wegen seiner Erfolge bei den Damen. Sie dachte nicht daran, daß er sich wirklich um sie bewerben wolle. Er freute sich nur, gerade wie sie, über eine hübsche Unterhaltung, eine kleine, flüchtige Liebelei in diesen Sommerwochen auf dem Lande.

So überließ sie sich denn arglos und leichten Sinnes dieser ernsten, vertraulicheren Annäherung.

Gegen Abend kam der Professor in seinem Kahn herübergerudert, um die Damen abzuholen. Er stand vereinsamt unter den Fröhlichen; Hedwig plauderte kokett wie ein junges Mädchen mit den Herren, ließ sich den Hof machen und kümmerte sich gar nicht um ihren Mann.

Das Verhältnis zwischen den beiden ward Gerda immer unverständlicher. Aber sie wunderte sich in den nächsten Tagen oft über „die zwei Seelen in ihrer Brust“. In der Nähe des Professors fühlte sie immer den Einfluß seiner tieferen Natur; sie sprach mit ihm über ernstere Fragen, sie las die Bücher, die er ihr gab, und die Trauer in seinen Augen weckte ihr eine lebhafte Entrüstung gegen Hedwig, die niemals ein liebevolles Wort für ihn hatte, die rücksichtslos gegen seine Arbeit am Morgen am Klavier trällerte, Operettenmelodien spielte, während er an seinem Schreibtische saß, und die eigentlich ihren Tag nur damit zubrachte, sich hübsch anzuziehen, in den Spiegel zu gucken und zu seufzen über die Langeweile im Waldhaus.

Aber jedesmal, wenn Gerda ihr Vorwürfe machen wollte, entwaffnete Hedwig sie wieder durch ihr Lachen, durch die reizende Bewegung, mit der sie ihr Kindergesicht an die Schulter der Freundin schmiegte, durch ihre ge-

winnende Anmut. Mit einer solchen Wärme plauderte sie oft von ihrem letzten Aufenthalt in Berlin im Hause der Mutter, in den alten Kreisen, daß es fast den Anschein hatte, als sei ihre Unzufriedenheit nur eine Art Heimweh, als habe sie nur nicht festen Fuß fassen können in ihrer neuen Umgebung. Sie wurde es nicht müde, nach den Gesellschaften zu fragen, die Gerda im Winter besucht, nach den Menschen, die sie kennen gelernt, und es lag dann immer ein sehnsüchtiger Ton in ihrer Stimme.

„Bei Geheimrat Eller war einmal eine hübsche Geburtstagsfeier," erzählte Gerda gelegentlich, als die beiden Damen allein im Garten saßen. „Es wurden lustige Tischreden gehalten. Ich erinnere mich, daß mein Nachbar, Baron Geßler, mich sehr amüsiert, viel —"

„Baron Geßler? Fedor v. Geßler? Du kennst ihn?" frug Hedwig merkwürdig erregt.

„Natürlich," lachte Gerda. „Wer kennt den Baron nicht?"

„Wieso? Wie meinst du das?" klang es ihr fast zornig entgegen.

„Nun, er gehört eben auch zu den Menschen, die nichts zu thun haben; man trifft ihn bei jedem Fest, bei jeder Erstaufführung im Theater, in jedem Bazar, in einem halben Dutzend Salons."

„Er hat dir wohl auch schon den Hof gemacht?" rief Hedwig mit einem harten, spöttischen Auflachen, und einen Moment sprühten aus ihren Augen Zornesblitze auf das hübsche Mädchenhaupt, das sich lässig in den Gartenstuhl zurücklehnte.

„Ach nein, keine Idee!" wehrte Gerda flüchtig ab.

„Bitte, sag es mir offen! Ich will es wissen, hörst du?"

„Aber ich begreife deinen Eifer gar nicht! Was geht dich der Baron an? War er einmal ein Verehrer von

dir? Kannst dich übrigens beruhigen. Ich bin ihm wohl ebenso unausstehlich wie er mir."

Hedwig lachte wieder, viel freier, übermütiger, als vorher. „Um so besser!"

„Ach, ich erinnere mich, er sprach damals bei Geheimrat Eller sogar von dir."

„Was sagte er? Besinne dich, Gerda! Bitte, bitte!" Hedwig hatte den Arm um die Schulter der Freundin gelegt und horchte mit gespannten Augen.

„O, nichts Besonderes. Interessiert dich das wirklich? Er frug, ob wir noch miteinander verkehrten. Ob ich dich kürzlich in Berlin getroffen hätte, was ich verneinen mußte, da ich damals doch verreist gewesen war. Ob du in deiner Ehe glücklich seist."

„Und du? Was hast du ihm erwidert?"

„Ich habe natürlich ein Loblied auf deinen Gatten gesungen und gesagt: Warum sollte sie nicht glücklich sein, da sie einen der besten, edelsten Menschen aus Liebe geheiratet hat?" Und ernster fügte sie hinzu: „Ich wüßte auch wirklich nicht, welchen Grund du hättest, mit deinem Geschicke zu grollen. Eine Frau, die ein so herziges, liebes Kind besitzt —"

Hedwig lehnte, von ihr abgewendet, an dem Pfeiler der Laube. Das grüne Blättergerank warf einen blassen Schimmer auf ihre erregten Züge.

„Ach was, es ist auch so eine allgemeine Redensart, daß Kinder unser Herz ganz ausfüllen! Ich möchte leben, leben, nicht versauern in dieser Oede, die du zur Abwechslung so idyllisch findest, du mußt dich ja nicht jeden Sommer hier vergraben! Ich will mich nicht im Winter unter den würdigen Professorenfrauen langweilen und unter den bemoosten, gelehrten Häuptern! Ich bin nun mal kein Gelehrter, kein Weiser wie mein Mann!"

Gerda hatte die Freundin einen Moment wie er-

schrocken angeblickt. Aber die letzten Worte beruhigten sie wieder. Hedwig war doch im Grunde nur ein verzogenes Kind, das nach Zerstreuung, nach Vergnügen verlangte. Sie nahm sich vor, dem Professor eine kleine Vorlesung darüber zu halten, daß er bei all seiner Klugheit seine junge Frau nicht richtig zu behandeln wisse. —

Am nächsten Tage hatte der Professor einen Spaziergang vorgeschlagen. Gerda war sofort bereit, ihn zu begleiten. Aber Hedwig lehnte mit gelangweiltem Gesicht ab. Sie war an dem Morgen sehr übellaunig. Sogar Ellis helles Lachen und ihr reizendes Plaudern hatte sie ungeduldig gemacht, und sie hatte das Kindermädchen gerufen, daß diese die Kleine fortführe.

Ihr Mann sagte kein Wort; er blickte sie nur an mit stummem Vorwurf. Gerda ward ordentlich verlegen für die Freundin bei diesem strengen, traurigen Blick. Aber Hedwig schien sich um die Miene ihres Gatten nicht im geringsten zu bekümmern. Er war sichtlich verstimmt, als er dann mit dem jungen Mädchen durch den Wald wanderte.

„Glauben Sie nicht, Herr Professor,“ sagte Gerda, während sie auf einsamen Wegen am leise rauschenden Bach in die Höhe stiegen, „daß Hedwig ein zu einsames Leben führt? Mir macht es den Eindruck, als schmolle und trotze sie nur aus zurückgehaltener Vergnügungslust. Sie ist jung, sie war zu Hause an viel Verkehr gewöhnt.“

„Und Sie denken wohl, ich sei ein Griesgram, der seine hübsche, junge Frau einsperrt?“ sagte er mit einem bitteren Lächeln. „Sie thun mir unrecht. Ich habe Hedwigs Verkehr nie eingeschränkt. Wir haben sogar im letzten Winter sehr gesellig gelebt. Aber natürlich, ich kann meinen Bekanntenkreis nicht umwandeln. Es gefällt ihr nicht unter den Gelehrten. Damit sie tanzen konnte, habe ich mich übrigens auch auf manchem Ball gelang-

weilt, und dann war sie ein paar Monate in Berlin. Seitdem ist sie in dieser gereizten, feindseligen Stimmung, die Sie ja wohl auch bemerkt haben, Fräulein Gerda."

Gerda war bei seinen letzten Worten leicht zusammengezuckt. Seit ihrem Aufenthalt in Berlin also war Hedwig so völlig verwandelt! Sie mußte an ihr gestriges Gespräch denken, an die plötzliche Leidenschaftlichkeit der jungen Frau, und eine dumpfe Angst schnürte ihr das Herz zusammen. In der Stunde da oben in der Waldeinsamkeit war sie so beherrscht von der warmen Teilnahme für den Freund, von dem heißen Wunsch, die Wirren dieser Ehe zu schlichten und zur Vermittlerin zwischen diesen beiden Menschen zu werden, die ihr nahe standen.

Aber mit der raschen Beweglichkeit ihres Temperaments kam sie sofort in andere Stimmung, als sie bei der Heimkehr von Hedwig mit heiterem Gesicht empfangen wurde, und diese lebhaft berichtete: „Rittmeister v. Xanten ist hier gewesen. Wir haben über eine Stunde miteinander geplaudert. Er ist wirklich ein liebenswürdiger, witziger Mensch."

„Vor ein paar Tagen hast du behauptet, er habe ein keckes, spöttisches Gesicht," warf Gerda hin mit einer eifersüchtigen Gereiztheit, über die sie sich im nächsten Moment selbst ärgerte.

„Der Rittmeister ist mit so vielen meiner Bekannten aus Berlin befreundet," bemerkte die junge Frau.

Also deshalb! Von Berlin hatten sie gesprochen, darum sah Hedwig so angeregt aus. Gerda schaute sie forschend an, mit wiedererwachter Unruhe.

„Uebrigens," fuhr Hedwig fort, „scheint Xanten ernstlich in dich verliebt. Er wäre doch eine recht hübsche Partie. Er ist im Generalstab — ein begabter Mensch. Er macht sicher Carriere. Und er ist ein Mann von Welt."

„Du denkst wohl, es wäre Zeit für mich, aus Angst vor dem „Thorschluß“ rasch den nächsten besten zu nehmen?“ rief Gerda lachend. „Der Rittmeister denkt doch ebensowenig daran, um mich zu werben, wie ich, ihn zu heiraten. Er, ernsthaft verliebt! Geh, ich bitte dich!“ —

Einen Tag später hätte Gerda der Freundin wohl kaum eine so kühle, ruhige Antwort zu geben vermocht.

Die Damen hatten in größerer Gesellschaft einen Ausflug zum Bauern in der Au unternommen, und Xanten war auf dem weiten Wege in das schöne Waldthal unermüdlich an Gerdas Seite geblieben. So oft sie emporsah, begegnete sie seinem Blick, und wie sie sich auch wehrte gegen seine kecke, ungestüme Bewunderung, sie fühlte, daß sie allmählich ihre Sicherheit ihm gegenüber verlor. Ein leises Grauen beschlich sie zuweilen und warnte sie vor einer Gefahr, in die sie sich lachend verstrickte. Aber es hatte doch einen Reiz, dem sie nicht zu widerstehen vermochte, sich einmal mit so leidenschaftlicher Dringlichkeit den Hof machen zu lassen. Wenn Xanten ihr eine Blume reichte zu dem Strauß, den sie auf dem Nachhauseweg pflückte, dann streifte seine Hand ihre Finger, und sie sah es an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß die leise Berührung ihn bewegte. Er flüsterte ihr mit einem heißen Tone Worte zu, die ihr nie vorher ein Mann zu sagen gewagt hatte.

„Warum sind Sie so kühl, gnädiges Fräulein? Warum wenden Sie sich so feindselig von der Liebe ab? Ein Mädchen wie Sie, so geschaffen zu beglücken, wie kaum eine andere! O der selige Mann, der diese Lippen küssen darf! Sie ahnen gar nicht, welche Macht Sie besitzen, Gerda.“

Und sie kehrte ihm nicht, entrüstet über diese vertrauliche Sprache, den Rücken. Sie duldete, daß er in ihrer Nähe blieb, ja, sie erfüllte seinen Wunsch, langsamer zu

gehen, da er so dringend bat: „Ach, lassen Sie doch diese anderen langweiligen Menschen vorausgehen! Ich kann das Alltagsgeschwätz nicht ertragen, das man reden muß, sobald alle diese neugierigen Ohren aufhorchen. Der Spaziergang ist ja so wunderbar schön, wenn man nur Ihre Stimme hört, nichts zu sehen braucht, als Ihre schlanke Gestalt, von der ich träumen werde die ganze Nacht!"

War's die fremde Umgebung, dieses Wandern in der köstlichen Bergluft, war's der leuchtende, glühende Sommerabend, der ihr eine so berauschende, leichtsinnige Lebenslust weckte? Ihre Wangen brannten so warm, ihre Augen glänzten. Sie fand es süß, diesem heißen Geflüster zu lauschen, und es klang nicht mehr ganz gleichgültig, wenn sie sich auch zu einem Lächeln zwang, als sie dann fragte: „Wie oft haben Sie ähnliche Worte wohl schon gesagt, Herr Rittmeister?"

„Gerda, Sie sind grausam!"

„Ach, leugnen Sie doch nicht! Man erzählt von so manchem Abenteuer, das Sie schon erlebten, von so manchem gebrochenen Mädchenherzen."

Er war stehen geblieben und sah sie mit einem vollen, warmen Blicke an. „Man erzählt! Aber glauben Sie wirklich, was die bösen Zungen zu reden wissen? Ich will mich ja nicht besser machen, als ich bin — ja, ich habe manchen Irrtum hinter mir, bin manchmal in meinem Leben leichtsinnig gewesen und habe mich in schalem Genuß zu betäuben gesucht; aber glauben Sie es mir — eine echte, tiefe Liebe hatte ich nie gefunden — bis jetzt. Nur eine reine Mädchenseele, nur eine vornehme weibliche Natur, zu der ich emporschauen muß mit unbegrenzter Verehrung, kann mich wirklich fesseln, meine Retterin werden, mich Treue lehren."

Es klang wie eine rückhaltlose Beichte, und auf seinem

hübschen dunklen Gesicht lag ein Ausdruck warmer Ergebenheit.

Gerda ging nachdenklich, schweigend neben ihm weiter, mit einem rascheren Schlage ihres Herzens. Aus dem Spiel wurde Ernst; sie konnte es sich nicht verhehlen.

Die weiche Stimmung dieser Minuten wurde durch die Dazwischenkunft Rollmanns gestört. Der Bildhauer war am Morgen auf den Hirschberg gestiegen und kam ihnen nun, erhitzt, mit einem großen Strauß Alpenrosen auf dem Rucksack, nachgeeilt.

„Du scheinst ja schreckbar ernsthaft, mein Lieber!" rief er mit seiner lauten Stimme. „Hat der Mensch sich verändert, gnädiges Fräulein! Ich kenne ihn seit einiger Zeit kaum wieder." Er hatte offenbar beim Bauern in der Au in der Hast ein paar Gläser Wein hinuntergestürzt und war etwas angeheitert.

Der Rittmeister schien eine taktlose Bemerkung seines Freundes zu befürchten, die ihm in diesem Augenblick höchst peinlich gewesen wäre, denn er sagte rasch: „Du mußt deine Alpenrosen an die Gesellschaft verteilen. — Meine Damen!" rief er den Voranschreitenden mit seiner Kommandostimme nach. „Bitte, warten Sie einen Augenblick. Der Hirschberg schickt Ihnen seinen Gruß!"

Zu einem Zwiegespräch mit Gerda war keine Gelegenheit mehr, und am nächsten Tage regnete es in Strömen. Die geplante Bootfahrt nach Kaltenbrunn mußte unterbleiben. Hedwig schien besonders ärgerlich über das schlechte Wetter, schaute mit Ungeduld in die graue Landschaft hinaus und klopfte immer wieder an das Barometer, ob das Quecksilber nicht steigen wolle.

Gerda, die in der Stille des Waldhauses wieder viel über das Schicksal der Freunde nachdachte, hätte gerne eine vertraulichere Annäherung an Hedwig versucht, um ihr ein wenig ins Gewissen zu reden, aber die junge Frau

war von einer Ruhelosigkeit und Zerstreutheit, daß sich mit dem besten Willen kein ernsthaftes Gespräch mit ihr beginnen ließ. Bald setzte sie sich ans Klavier, bald lief sie ins Kinderzimmer, bald in die Küche, und dann stand sie wieder seufzend am Fenster und horchte auf das Rauschen der Bäume und klagte, daß man doch mindestens einen Wagen haben sollte, wenn man in dieser trostlosen Einöde leben müsse. Endlich kam sie am Nachmittag in ihrem Lodenanzug aus ihrem Zimmer und erklärte: „Ich gehe jetzt nach Tegernsee. Ich muß einige Einkäufe machen und fühle mich an solchen trüben Tagen frischer und lustiger, wenn ich ordentlich herumlaufe."

Gerda schaute sie befremdet an. Es fiel ihr auch auf, daß Betty, das Kindermädchen, mit einer ganz merkwürdigen Betonung frug: „Kann ich nicht für Sie gehen? Kann ich das nicht bringen, was Sie aus Tegernsee wünschen, Frau Professor?"

„Nein!" erwiderte Hedwig schroff und mit einem zornigen Blick. Dann lief sie fort in Sturm und Regen.

Aber ihre Behauptung, daß ein solcher Spaziergang sie frisch und lustig mache, bewahrheitete sich nicht. Sie kam im Gegenteil in sehr gereizter Stimmung zurück, die sich hauptsächlich gegen Betty bemerkbar machte. Sie schien offenbar nach einem Anlaß zu suchen, um einem heimlichen Aerger Luft zu machen, suchte im Kinderzimmer herum, zankte über Ellis Anzug, den sie zu leicht fand, riß aber gleich darauf das Fenster auf, trotzdem der Wind stark hereinwehte, weil sie behauptete, es sei nicht genügend gelüftet. Sie schaute in die Schubfächer, fand die Schürzchen der Kleinen nicht hübsch gebügelt, wunderte sich, daß die Wäsche noch nicht fertig ausgebessert sei und warf mit übellaunigem Tone hin: „Was thun Sie eigentlich den ganzen Tag, Betty? Ich glaube wirklich, Sie schlafen."

Der Vorwurf war ganz ungerecht und unverdient. Aber Betty bezwang ihre im Grunde heißblütige Gemütsart und nahm die üble Laune der Herrin ohne Widerrede hin.

Sie wendete sich nur mit trotzigem Gesicht ab, um die herausgerissenen Sachen wieder zusammenzufalten und einzuräumen, und gab auch nur sehr knappe Antwort, als Hedwig eine Frage an sie richtete.

„Natürlich! Nun spielen Sie wieder die gekränkte Unschuld und gehen mit beleidigter Miene herum. Sie meinen, man dürfe Ihnen gar nichts mehr sagen. Aber ich bin so frei, Ihre Nachlässigkeit zu rügen, so oft ich sie bemerke."

Dem Mädchen stieg eine heiße Blutwelle in das Gesicht, und sie verlor in einem Augenblicke zorniger Aufwallung die Herrschaft über ihre Zunge. „Ich lasse mir gerne etwas sagen, Frau Professor," erwiderte sie bebend, „aber nachlässig bin ich nicht, und ich kann doch nichts dafür, daß die Frau Professor heute wohl umsonst an die Post gelaufen sind und sich ärgern, weil Sie keinen Brief bekommen haben!"

Sie erschrak, sobald der Satz gesprochen war.

Hedwig war bleich geworden. Einen Moment schaute sie das Mädchen starr an, mit harten, drohenden Augen. Dann eilte sie, ohne ein Wort zu sagen, in ihr Zimmer.

Nach wenigen Minuten kam sie wieder und warf nur über die Schulter hin: „Hier ist Ihr Dienstbuch und Ihr Lohn für einen Monat. Sie verlassen augenblicklich das Haus! Ich behalte eine Person, die mir Unverschämtheiten sagt, keine Stunde länger in meiner Nähe."

Betty, deren Zorn mittlerweile wieder verkühlt war, stammelte: „Verzeihen Sie mir, Frau Professor. Es fuhr mir so heraus. Und ich habe doch die Kleine so gern."

Sie war nun ganz weich und fing zu weinen an.

„Sie packen Ihren Koffer — sofort!“ gebot Hedwig. —

Der Professor, der sich an dem Regentag in seine Arbeit vertieft hatte, war sehr überrascht, als Betty in der Abendstunde in Hut und Mantel, mit der Reisetasche in der Hand an seinem Zimmer klopfte und mit rotgeweintem Gesicht bei ihm eintrat.

„Ich möchte dem Herrn Professor adieu sagen und für alles noch danken.“

Die Thränen standen ihr in den Augen.

„Ja, was bedeutet denn das, Betty? Warum wollen Sie Knall und Fall fort? Haben Sie eine schlimme Nachricht von Ihrer Mutter?“

Er hatte das Mädchen als gewissenhaft und sorgsam erprobt, während seine Frau in Berlin geweilt hatte, und ihr das Kind allein überlassen gewesen war, und er schätzte ihre Anhänglichkeit und ihre Liebe für Elli.

Betty schüttelte verlegen den Kopf. „Die gnädige Frau hat heute so viel in mich hineingezankt, und da habe ich ihr eine kecke Antwort gegeben. Nun hat sie mich gleich weggeschickt.“

„Aber Betty!“ sagte er mit ernstem Vorwurf. „Ich will übrigens sehen, ob sich die Sache nicht wieder einlenken läßt. Wenn Sie meine Frau um Entschuldigung bitten —“

„Ach nein, Herr Professor! Mir thut's ja freilich schrecklich leid, daß ich von dem Kind fort soll, aber es geht doch nicht mehr, daß ich dableibe. Die gnädige Frau kann mich nicht mehr leiden, weil ich weiß, daß sie sich heimlich Briefe in Tegernsee holt, postlagernde, von dem Herrn Baron, dem sie so oft schreibt.“

Der Professor war zusammengezuckt. Er erwiderte kein Wort, stellte keine Frage auf diese letzte Bemerkung, mit der Betty sich an ihrer Herrin rächte.

„Also lassen Sie sich's gut gehen, Betty!“ sagte er nur.

Erst eine Stunde später verließ er sein Zimmer.

Hedwig, die im Salon am Klavier gesessen hatte, blickte auf, als er eintrat, und erschrak über den strengen Ausdruck seines Gesichts.

„Ich möchte dich fragen,“ begann er, „wer sich nun in den nächsten Tagen Ellis annehmen soll. Du weißt doch, daß ich morgen nach München reisen muß zu der Psychologenversammlung. Ich will nicht, daß das Kind der zweifelhaften Fürsorge der Köchin überlassen bleibt, die, wie du selbst bemerkt hast, fortläuft, sobald man den Rücken dreht.“

„Du findest also, Ewald, daß ich Bettys Frechheit ganz ruhig hätte hinnehmen sollen, daß ich einfach schweigen und jede Unverschämtheit ertragen müßte!“ versetzte sie hochmütig.

„Ich finde hauptsächlich, daß du sie nicht zur Frechheit herausfordern und ihr keine Gelegenheit hättest geben sollen, dir Bemerkungen zu machen, die dir peinlich sind.“

Er richtete die Augen dabei so scharf auf sie, daß sie unwillkürlich errötete und den Blick senkte.

„Du hast sie natürlich ausgehorcht. Und sie hat geklatscht über mich!“ rief sie dann, ihre Verlegenheit mit einem Angriff gegen ihn überwindend. „Ich finde das deiner nicht würdig. Dienstbotengeschwätz!“

„Es ist mir nicht eingefallen, sie zu fragen. Sie warf ein boshaftes Wort hin. Natürlich, sie war erbittert gegen dich. Uebrigens hätte ich auch ohne diese Erklärung wohl durchschaut, daß dich ein ganz bestimmter Grund veranlaßt haben muß, das verläßliche Mädchen so plötzlich wegzujagen, während hier doch nicht so leicht ein Ersatz zu finden ist, und du gewiß keine Lust hast, zu Hause zu bleiben und dich mit deinem Kind zu beschäftigen.“

„O, sei unbesorgt!“ erwiderte sie spitz. „Ich verzichte

gerne auf die „rauschenden Vergnügungen", die mir hier zu teil werden. Ich ging ja nur fort um Gerdas willen. Mir selbst liegt an diesen Tegernseer Spaziergängen gar nichts."

Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und machte eine verächtliche Miene. Sie wußte, daß sie sehr hübsch aussah in dieser Stellung, in dem weißen Gewande, das sich lose an ihren schlanken Körper schmiegte, mit dem üppigen Haar, das auf dem hellen Stuhl ihr lichtes Gesicht wie ein dunkler Rahmen umschloß.

Aber ihre Anmut, die sie für unwiderstehlich hielt, hatte die Macht über sein schwergekränktes Herz verloren. Er stand fremd und kalt vor ihr und sagte heftiger, als er je zu ihr gesprochen: „Höre, Hedwig! Ich habe in diesem Jahre mehr Geduld und Nachsicht für dich gehabt, als wohl irgend ein anderer Mann. Alle deine Lieblosigkeit, alle deine kindischen Launen habe ich ertragen ohne einen Vorwurf. Ich wollte dir keine bösen Worte sagen, die eine unverwischbare Bitterkeit zwischen uns zurücklassen mußten. Ich hoffte noch, daß du dich besinnen, daß wir uns um des Kindes willen wieder einander nähern könnten. Aber es giebt eine Grenze für meine Geduld! Mit der Lüge im Hause will ich nicht leben. Die Lüge ist das Verderben für ein Heim. Vor dieser ungesunden Luft werde ich mein Kind zu schützen wissen. Heimlichkeiten dulde ich nicht. Werde dir klar über dich selber, und dann gehe offen und gerade den Weg, den du gehen willst! Ich hindere dich nicht."

Sie hatte ihre kecke Haltung, mit der sie sonst jede ernsthafte Unterredung abzuschneiden wußte, völlig verloren. Es war etwas Gebietendes in seinem Wesen, und sie fürchtete sich vor dem strengen Blick, mit dem er auf sie herabschaute. Ganz kleinlaut saß sie vor ihm und starrte ihm noch wie versteinert nach, als er schon das

Zimmer verlassen hatte. Allmählich nur faßte sie sich wieder und besann sich, was geschehen war. Das Gefühl, daß er sie durchschaut und gedemütigt hatte, daß er der Stärkere gewesen, daß sie sich stumm hatte schelten lassen, stimmte sie nur trotziger, feindseliger gegen ihn. O, er sollte nur die Folgen seiner Härte tragen! Sie wollte sich schon klar werden. O ja! Sie war gutmütig und schwach gewesen und hatte sich einzwängen lassen von Rücksichten. Nun trieb er sie selbst zu einem Entschluß. Er wollte es nicht anders.

Um ihm zu zeigen, daß er sie nicht erschüttert, nicht mürbe gemacht habe, daß sie nicht zu Kreuze kroch, setzte sie sich wieder an das Klavier und spielte mit leidenschaftlichem Anschlag die Schlußscene aus der Traviata. Er sollte hören, daß sie nicht hier saß wie ein gescholtenes Kind und weinte.

Der Professor war in das Kinderzimmer gegangen und hatte Elli auf den Schoß genommen. Er suchte Trost in den klugen, klaren Augen seines Lieblings, während die Musikklänge zu ihm heranrauschten, in trotziger Abwehr, wie eine Kriegserklärung.

Gerda war leise eingetreten, um nach Elli zu sehen, die sie um ihre Betty hatte weinen hören.

Er nahm sich zusammen, da ihr forschender Blick ihn traf, aber sie sah doch sein verstörtes Gesicht; sie fühlte instinktiv, daß die Wolken heute über diesem Heim so schwer lasteten, wie draußen über den Bergen.

„Es thut mir leid, daß Sie so unerfreuliche Tage hier erleben," sagte er mit einem Blick auf die regennasse Landschaft. Aber sie erriet wohl, daß er die trübselige Stimmung im Hause meinte.

„Wünschen Sie, daß ich abreise?" frug sie rasch. „Bitte, sagen Sie es mir ganz offen!"

„O nein, im Gegenteil, ich bitte Sie dringend, bleiben

Sie, wenn Ihnen das Opfer nicht zu groß ist! Ich muß morgen fort für mehrere Tage. Es ist mir beruhigend, Sie hier zu wissen." —

Für den Abend wurden Gäste erwartet. Ein befreundetes Ehepaar und Xanten und Rollmann. Die Einsilbigkeit des Professors fiel nicht auf; man kannte ihn als schweigsamen Mann. Aber Hedwig hatte eine reizende gelbe Toilette angezogen und zeigte, wie aus Trotz gegen ihren Mann, eine ganz besonders lebhafte, ausgelassene Heiterkeit.

Ihr Lachen that Gerda in der Seele weh. Wie eiskalt mußte sie sein, um so lustig plaudern zu können, während sie doch schon wußte, welche Seelenschmerzen ihr Gatte litt nach der scharfen Auseinandersetzung, die es wohl zwischen den beiden gegeben hatte.

Am Abend hatte der Regen nachgelassen, und Gerda atmete auf, als man nach dem Essen ein wenig in den Garten hinaustreten und die wunderbar erfrischte Luft genießen konnte. Ihr war der Hals wie zugeschnürt gewesen da drinnen; sie hatte kaum zu sprechen vermocht vor peinlicher Beklemmung.

Xanten hatte immer wieder gefragt und geforscht: „Warum so ernsthaft? Was haben Sie nur, gnädiges Fräulein?"

Im Freien suchte er sie fortzuziehen von den anderen, und als sie ihm auf einen der schmalen Gartenwege gefolgt war, flüsterte er mit einer Erregung, die auch sie ergriff: „Habe ich Ihre Ungnade verdient? Was habe ich gethan? Zürnen Sie mir, Gerda?"

„Nein, nein!" sagte sie. „Ich war verstimmt — fremde Angelegenheiten, die mich beunruhigen. Ich bin wohl sehr langweilig gewesen bei Tisch?"

„Langweilig sind Sie nie. Aber Sie glauben nicht, wie ich gelitten habe unter Ihrem Schweigen."

Es klang eine tiefe Ergriffenheit aus seiner Stimme, und er drückte mit lebhafter, stürmischer Freude einen langen Kuß auf ihre Hand.

Trotz der späten Stunde lag noch weiches Dämmerlicht über dem Garten, denn der Mond durchleuchtete die Nebelschleier. Er konnte sehen, daß Gerda freundlich lächelte.

Er behielt ihre Hand in der seinen, und sich zu ihr herabbeugend, flehte er leidenschaftlich: „Wenn ich Sie nur einmal, nur eine Viertelstunde lang allein sprechen dürfte! O diese Menschen, die mich von Ihnen trennen! Morgen wird ein Sommertag werden. Kann ich Sie morgen nicht sehen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht — der Professor verreist. Hedwig hat noch nicht gesagt, was sie thun wird. Ich denke, wir müssen zu Hause bleiben bei der Kleinen. Das Kindermädchen wurde weggeschickt.“

„Lassen Sie doch Ihre Freundin allein! Machen Sie sich los!“

„Das wird nicht wohl angehen. Ich bin doch zu Gast hier.“

„Seien Sie nicht grausam, Gerda! Sie wissen doch, daß ich den ganzen Tag herumirre in der Hoffnung, Ihnen zu begegnen. Und wenn Sie sich tags über Ihrer Freundin widmen müssen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie abends abhole zu einer Seefahrt im Mondschein. Wir werden morgen gewiß eine wunderbar helle Nacht haben. Sie wissen gar nicht, wie schön das ist auf dem Wasser. Wenn der Professor nicht hier ist, können Sie doch um so leichter kommen, die Frau Professor verübelt Ihnen doch das Vergnügen sicher nicht. Besser freilich ist's, Sie sagen auch ihr nichts. Sie sollen allein kommen, Gerda. Ich warte hier am Gartenzaun, mein Kahn steht bereit am Ufer, niemand wird Sie erkennen, und ich — ich wäre so glücklich!“

Sie hätte sofort ablehnen sollen, sie wußte es wohl. Sie fühlte in dem Halbdunkel, wie brennend seine Augen auf ihr ruhten, er war ihr so nahe, seine Hand bebte in der ihren; wie eine heiße Flamme der Leidenschaft schlug es ihr entgegen.

Aber es lag ein geheimer Reiz in diesem Abenteuer eines Stelldicheins, dieser Seefahrt im Mondschein, der etwas Verlockendes hatte. Sie fand nicht die Kraft zu einer raschen Abwehr.

Da er sah, daß sie schwankte, umschmeichelte er sie mit heißeren Bitten: „Gerda, kommen Sie! Ich würde mich so unsinnig freuen. Vertrauen Sie mir, Gerda, Sie haben ja Gewalt über mich. Nur einmal mit Ihnen sprechen dürfen, allein, ungestört, welches Glück!"

Sie riß sich los. Sein Mund war ihr so nahe, und sie fühlte, daß eine schwüle Sehnsucht sie überkam, sich küssen zu lassen von diesen heißen Lippen.

„Lassen Sie mich jetzt, wir müssen zurückkehren zu den anderen! Ich komme, wenn es irgend möglich ist."

Am nächsten Tage reiste der Professor ab. Er drückte beim Abschied noch Gerda die Hand voll freundschaftlichen Vertrauens. „Ich danke Ihnen, daß Sie bleiben."

Hedwig hatte das Bettchen des Kindes in das Zimmer im oberen Stockwerk neben dem ihren aufstellen lassen, und die Kleine war ganz brav und vernünftig ohne ihre Betty eingeschlafen. Das hübsche Zimmer, das Gerda eingeräumt worden war, stieß an das Stübchen des Kindes, und das junge Mädchen hatte Elli am Morgen besucht und sich über ihr Lachen gefreut, wenn sie ihr den Gummiball in das Schürzchen warf.

„Du bleibst wohl vormittags zu Hause, nicht wahr, Gerda?" sagte Hedwig. „Elli ist ja ganz brav, wenn du sie mit in die Laube nimmst. Ich muß nach Tegernsee herein. Ich komme bald wieder."

Sie schien dieses Mal bei ihrer Nachfrage auf der Post besseren Erfolg gehabt zu haben, denn sie kam sehr vergnügt nach Hause, blieb aber den größten Teil des Nachmittags in ihrem Zimmer, um zu schreiben. Gerda ging mit dem Kind spazieren und vergaß über dem lieben Geplauder die schwüle Erinnerung an den letzten Abend, die ihr die ganze Nacht durch die Nerven gezittert und ihr den Schlaf verscheucht hatte.

Am Abend half sie Hedwig, die Kleine zu Bett zu bringen, und sie saßen beide noch an dem Bettchen, bis der blonde Kopf müde in die Kissen zurücksank. Dann schlichen sie leise fort. Hedwig fand es besser, die Thür nach Gerdas Zimmer offen stehen zu lassen und die nach ihrem Zimmer zu schließen, da hier der Ostwind hereinwehte. Die Köchin wurde beauftragt, einigemal nachzusehen, ob das Kind ruhig weiterschlafe; denn Eß- und Wohnzimmer lagen im unteren Stockwerke an der anderen Seite des Hauses.

Bei Tisch saßen die beiden Damen einander einsilbig gegenüber. Erst als die Teller weggenommen waren, und sie allein blieben, begann Hedwig zögernd und in sichtlicher Verlegenheit: „Es ist mir sehr peinlich, Gerda, aber ich muß es dir doch sagen, damit du dich danach richten kannst. Ich werde wohl in den nächsten Tagen abreisen. Und da du doch nicht wohl allein mit meinem Manne hier bleiben kannst —“

Gerda starrte sie bestürzt an. „Du gehst fort? So plötzlich?“

„Es thut mir ja sehr leid, daß ich so ungastlich gegen dich sein muß, aber ich hoffe, das noch einmal gutmachen zu können,“ sagte Hedwig mit einschmeichelndem Tone und legte ihre Hand auf die der Freundin.

„Es handelt sich nicht um mich,“ warf Gerda ein. „Das ist doch Nebensache.“

„Nein, Liebste, durchaus nicht. Ich schäme mich, daß du in meinem Heim so wenig Angenehmes erlebt hast. Aber in einem Jahr bin ich hoffentlich Herrin in einem großen Haus, in dem du dich nicht mehr langweilen sollst, wie du es hier gethan hast. Dann wird eine andere Lebensführung bei mir sein, ich werde zeigen können, daß ich zur Dame geboren bin, daß ich im großen Stil zu leben verstehe."

Einen Moment glaubte Gerda wirklich, die junge Frau habe den Verstand verloren. „Du träumst, Hedwig!" rief sie. „Was soll das heißen? Und diese Abreise —"

„Ich gehe vorläufig zu meinen Eltern, bis der Irrtum meiner Ehe rückgängig gemacht ist. Dann aber —"

„Du willst also einfach weglaufen von deinem Mann, von deinem Kind?" rief Gerda ganz fassungslos. „Du nennst deine Ehe einen Irrtum! Aber du hast doch gewählt in voller Freiheit! Du hast deinen Mann lieb gehabt!"

„Was weiß denn ein achtzehnjähriges Ding von seinem Herzen?" versetzte Hedwig achselzuckend. „Es kennt sich ja selber nicht. Ich glaubte ihn lieb zu haben, ja; und gerade weil alle sagten: „Du bist viel zu oberflächlich für einen Gelehrten," wollte ich mit kindischem Eigensinn zeigen, daß er nicht zu ernst und zu klug für mich sei. Damals meinte ich auch noch, ich sei die erste, die einzige, die Ewald je geliebt, kein Mädchen auf der ganzen Welt könnte ihn so glücklich machen wie ich. Solange diese Ueberzeugung vorhielt, blieb mein Herz warm für ihn. Dann hat er selbst mir in einer vertrauensvollen Stunde erzählt, daß er als Student dich geliebt habe, daß du ihn aber abgewiesen habest. Seitdem ist es wie eine Kluft zwischen ihm und mir. Ich kann es ihm nicht verzeihen, daß ich gewissermaßen der Ersatz gewesen bin, nur weil eine andere ihn verschmäht hatte. Und mein Geld spielte dabei wohl auch eine entscheidende Rolle."

Gerda war entsetzt aufgesprungen. Sollte sie die Schuld tragen an dem Zerwürfnis zwischen diesen beiden Menschen? Doch nein! Auch aus diesen Worten war ja nur der eiskalte, grausame Egoismus Hedwigs herauszuhören — beleidigte Eitelkeit, nichts weiter.

„Du suchst nur nach einer Entschuldigung vor deinem eigenen Gewissen!“ sagte sie entrüstet. „Du schämst dich doch ein wenig, daß deine Neigung so rasch verflog, und deshalb diese Anklage gegen ihn, die doch ganz ungerechtfertigt ist.“

„Es soll gar kein Vorwurf sein, weder gegen dich, noch gegen meinen Mann,“ wies Hedwig sie mit kühlem Tone ab. „Ich erzähle nur die Thatsache, daß ich seit jenem Tag aus meiner blinden Befangenheit erwachte und mein Leben mit prüfenden Augen ansah. Nun erkannte ich, was ich nicht hatte glauben wollen, als die anderen es mir sagten: wir passen nicht zusammen. Was mir Spaß macht, ist ihm dummes Zeug, und mich langweilt, was ihn interessiert. In dumpfer Unzufriedenheit sehnte ich mich nach einer Existenz, die meinem Wesen besser entsprochen hätte, und vor wenigen Monaten fand ich den Mann, mit dem ich glücklich geworden wäre. Und der Mann liebt mich!“

„Hedwig, er hat gewagt, es dir zu sagen, dir, der Frau eines anderen? Und du hast ihn angehört?“

„O, ich war damals thöricht genug, abzureisen, weil ich nicht den Mut hatte, mit allem zu brechen, meinem Herzen zu folgen. Er schrieb mir glühende Briefe. Ich habe gekämpft und gerungen — aus Angst vor dem Skandal, aus Mitleid mit Ewald, und weil ich mich von meiner süßen Elli nicht trennen wollte. Aber er selbst sagte mir ja gestern, ich solle mir klar werden. Nun, ich thue, was er befahl. Ich gehe gerade und offen den Weg, der mich zu meinem Glück führt.“

„Oder in einen viel, viel tieferen Irrtum, als deine Ehe gewesen ist. Hedwig, ich beschwöre dich, besinn dich doch! Dein Kind willst du verlassen, von dem edelsten, besten Menschen willst du dich trennen — und für wen? O, ich errate den Namen! Für diesen eitlen Salonhelden, der stolz ist, wenn sein Name bei einem Feste genannt wird, für diesen blonden Gecken, der wie ein wandelndes Modejournal herumläuft, von einem Vergnügen zum anderen."

„Bitte, Gerda! Wie kannst du so reden? Du thust ja auch nichts anderes als dich amüsieren."

„Leider! Aber einen müßigen Mann finde ich schrecklich. Zu deinem Gatten hast du doch emporschauen können —"

„Geh, du hast Ewald ja auch nicht heiraten mögen!" lachte Hedwig spöttisch auf. „Thue doch nicht so, als ob seine Gelehrsamkeit nach deinem Geschmack wäre!"

Mit jedem Wort, das sie tauschten, war Gerdas Empörung über die pflichtlose Frau, die so kühl über ein Herz hinwegschritt, gewachsen. Bei diesem spöttischen Lachen verlor sie völlig die Geduld.

„Höre, Hedwig!" rief sie mit unverhohlener Entrüstung. „Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn Ewald Jessen mich ein paar Jahre später um meine Hand gebeten hätte, als ich nicht mehr das thörichte Kind war. Aber eines weiß ich: wenn ich ihm einmal gesagt hätte, daß ich ihm gut sei, dann wäre es mir auch ernst gewesen mit meiner Liebe; und wenn ich ihn geheiratet hätte, dann wäre ich ihm auch eine treue Gefährtin geworden, und kein Mann auf der Welt hätte mich dazu bringen können, von ihm und von meinem Kind fortzulaufen."

„Recht schade, Gerda, daß du deine trefflichen Eigenschaften zur Ehefrau so lange einrosten läßt!" bemerkte

Hedwig spitz. „Nimm dich in acht, daß du nicht eine bissige alte Jungfer wirst!“

„Ich sehe, es ist besser, unser Gespräch abzubrechen,“ sagte Gerda. „Wir verstehen uns ganz und gar nicht und werden nur gereizt gegeneinander. Gute Nacht.“

„Gute Nacht! Ich schreibe ohnedies noch an Mama!“ —

Gerda zitterte vor Erregung, als sie nach diesem Auftritt mit Hedwig in ihr Zimmer im oberen Stockwerk kam. Das Kind nebenan schlief mit zartgeröteten Wangen in glückseligem Frieden.

„Arme kleine Elli!“ dachte sie. „Hast deine Mutter so gut wie verloren!“

O, sie wußte, Ewald würde sie ziehen lassen, aber sein Kind nicht. Von dem blieb sie getrennt. Und Gerda gönnte es Hedwig als gerechte Strafe. Sie hatte diesen kleinen Schatz nicht verdient.

Der Mondschein, der in das Zimmer fiel, erinnerte Gerda plötzlich an das Versprechen, das sie dem Rittmeister gegeben hatte. Er wollte ja auf sie warten da unten am Gartenzaun. Sie erschrak ordentlich bei dem Gedanken. Nein, nein! Sie war jetzt nicht in der Stimmung, Liebesworte zu hören.

Sie fing an, in ihrem Schlafzimmer ihre Sachen einzupacken. Wohin sie gehen wollte, wußte sie noch nicht. Gleichviel, fort mußte sie. Hedwig hatte es ihr deutlich genug gesagt. Ein wehes Gefühl durchzitterte sie. Wie vogelfrei sie war! Nirgends eine feste Stätte, nirgends ein Heim, in dem sie erwartet wurde!

Es ward ihr ganz weich zu Mute. Sehnsucht überkam sie nach einem Menschen, der ihrer bedurfte, der an ihr Anteil nahm. Unwillkürlich trat sie an das Fenster und blickte hinaus. Wirklich, da draußen auf der Wiese stand eine dunkle Gestalt. Xanten war da und harrte ihrer. Ihn würde es doch wohl schmerzen, daß so bald

der Abschied kam, er war doch wirklich tief bewegt gewesen gestern abend. Warum sollte sie ihm nicht die Freude dieses letzten Zusammenseins machen, da sie morgen doch auseinander gingen? Warum ihm nicht gleich lebewohl sagen?

An Schlaf konnte sie ja doch nicht denken. Das Kind brauchte sie nicht. Hedwig saß unten über ihrem Brief.

Ihr Herz klopfte erwartungsvoll und bang wie vor einem Wagnis. Zerstreut und erregt suchte sie nach einem Tuch, das sie über den Kopf schlingen wollte. Sie hatte ihre ruhige Sicherheit ganz verloren. Es fiel ihr ein, daß sie Xanten ihr Bild versprochen hatte, und da es denn doch eine letzte Begegnung sein sollte, so nahm sie die Lampe, stellte sie auf das Tischchen am Fenster und öffnete in Hast ein Schubfach, um die Photographie herauszunehmen. Sie meinte unten im Hause Schritte zu hören, das Schließen einer Thür. Hedwig wäre sie nicht gerne begegnet.

Eiligst schlüpfte sie auf den Flur und horchte. Es war alles still. Rasch und leise huschte sie über die Treppe hinunter. Die Thür an der Gartenseite stand noch offen. Nun war sie draußen in der lichten, glanzdurchwogten Nacht.

Sie mußte erst Atem holen, sich sammeln. Er sollte nicht erraten, wie erregt ihr Herz klopfte.

Aber wie sie sich auch zu beherrschen suchte, er fühlte an dem Zittern ihrer Finger, an dem Ausdruck ihrer blassen Züge, daß der ungewöhnliche Schritt, den sie wagte, ihr die Fassung raubte.

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Dank, heißen Dank! Ich bin so stolz, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Ist die Nacht nicht zauberhaft schön?"

Eine Weile gingen sie ganz stumm dahin; ihr Arm

lag in dem seinen, tiefe Stille war um sie. Nur in den hohen Ahornbäumen am Wege rauschte der Nachtwind.

„Fast hätte ich doch nicht Wort gehalten, Herr v. Xanten," begann sie, etwas ruhiger werdend. „Aber, wer weiß, ob ich Sie morgen noch sehen könnte, und ich wollte doch nicht, daß Sie eine zornige Erinnerung an mich haben, wenn ich fort bin."

„Sie wollen fort — so plötzlich?" rief er mit lebhafter Bestürzung. „Warum dieser rasche Entschluß? Ich bin fassungslos."

„Ich hatte allerdings vor, länger zu bleiben, aber da meine Freundin in den nächsten Tagen nach Berlin fährt zu ihren Eltern —"

„O, ist die Sehnsucht nach dem blonden Baron so stark geworden?" frug er mit einem spöttischen Lachen.

Gerda blieb stehen und starrte ihn an. „Wie kommen Sie zu dieser Bemerkung?" fragte sie. „Ich finde es nicht hübsch, daß Sie über meine Freunde spotten."

„Aber Fräulein Gerda," entschuldigte er sich, „die reizende junge Frau macht wirklich aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Eine volle Stunde lang hat sie mich über Baron Gaßner ausgefragt, da hätte doch ein Kind Schlüsse ziehen müssen. Nicht wahr?"

Gerda schwieg mit einer düsteren Falte auf der Stirne. Wenn Hedwig sich vor Fremden so schlecht beherrschte, wenn sie ihren Mann lächerlich machte vor aller Welt, dann war es in der That besser, wenn sie ging, so bald als möglich.

Xanten hatte Mühe, ihre Gedanken abzulenken. Aber er war sichtlich so glücklich über die einsame Stunde mit ihr, er plauderte so liebenswürdig, mit so feinem Verständnis für ihren Gemütszustand, daß sie allmählich fröhlicher wurde. Er hatte wirklich das Talent, sie in eine lebenslustige Laune zu versetzen.

Wie in einer Silberflut schwammen sie dahin in dem kleinen Kahn. Am Ufer waren noch verschiedene Boote sichtbar gewesen; man hatte laute Stimmen gehört. Allmählich aber wurde es immer stiller um sie her. Die Landschaft sah wie verzaubert aus in dem weichen Glanze. Wie aus Duft gewoben erschienen die Berge. Ein breiter Lichtstreifen zitterte über dem Wasser, und traumhaft schön spiegelten sich die Ufer in der schimmernden Fläche.

Sie saß dem Rittmeister gegenüber; er tauchte langsam die Ruder ein, die Augen immer auf ihr Gesicht geheftet. So fuhren sie eine Weile schweigend dahin in tiefster Einsamkeit.

Plötzlich ließ er die Hände sinken. Die Ruder bewegten sich nicht mehr; der Kahn glitt noch ein wenig weiter, dann drehte er sich allmählich langsam mit seiner Spitze nach links und schaukelte steuerlos dahin. Xanten aber hatte sich immer weiter vorgebeugt, bis er förmlich auf den Knieen vor ihr lag. Er schlang seine Arme um ihre Gestalt.

„Gerda, geliebte Gerda! Sie wollen fort? Ich kann Ihnen nicht lebewohl sagen, kann nicht Abschied nehmen. Sie wissen nicht, wie namenlos ich mich sehne nach Ihren Lippen."

Sie fühlte wieder den heißen Blick, der solche Macht über sie hatte. Es überkam sie wie eine dumpfe Betäubung, wie eine süße Willenlosigkeit.

Da klang durch die tiefe Stille ein lautes, schrilles Hornsignal.

Es war wie ein Warnungsruf, wie eine mahnende Stimme, die sie erzittern machte.

„Was war das?" rief sie erschrocken und suchte sich loszumachen aus den sie umklammernden Armen.

„Was kümmert es uns in dieser Stunde, ob sie dort am Ufer die Feuerwehr zusammenrufen? Es brennt

wohl in irgend einer Scheuer. Achten Sie doch nicht darauf! Ich bitte Sie, Gerda. In Berlin ist in jeder Nacht einmal Feuerlärm, Sie hören es gar nicht. Es sind heißere Flammen, die Ihnen hier entgegenlodern. Ich habe diesen Augenblick ersehnt mit solchem Ungestüm, mit so ruhelosem Herzen. Sagen Sie mir nur ein Wort —"

Aber vom Ufer her klang immer wieder der schauerliche, wie um Hilfe flehende Ton, der ihr das Herz erzittern machte.

„Stehen Sie auf, Herr Rittmeister, wir wollen zurückfahren! Ich muß wissen, wo es brennt!" sagte sie mit solcher Bestimmtheit, daß er wohl gehorchen mußte.

Ihr aber kroch langsam, beklemmend, eine dunkle Angst über das Herz und jagte ihr kalte Schauer durch die Adern.

Sie mußte plötzlich an die Lampe denken, die sie auf das Tischchen am Fenster gestellt hatte. Sie besann sich nicht, daß sie sie ausgelöscht hatte. Die Erinnerung versagte ihr. Es war wie eine dunkle Wand vor ihrem Gedächtnis.

Als man sich dem Ufer näherte, sah man eiligst dahinlaufende Männer; da und dort blinkte der Feuerwehrhelm auf; vor den kleinen Häusern, die schon in tiefer Nachtruhe gelegen hatten, war es wieder lebendig geworden. Menschen standen zusammen und schauten nach dem Himmel, an dem eine hohe rote Feuersäule emporschlug.

Und immer dieser klagende, langhingezogene Hornruf!

Nun wurde auch die Kirchenglocke geläutet, gellend, wimmernd klang es durch die Nacht.

„Eilen Sie sich, rudern Sie, so rasch Sie können!" flehte Gerda. Sie meinte, das Herz müsse ihr zerspringen. Sie sagte sich freilich, daß diese Angst übertrieben sei, daß sie sich unnötig quäle. In wenigen

Minuten würde sie wohl wieder befreit aufatmen können. Es war ja viel wahrscheinlicher, daß in einem Bauernhause Feuer ausgebrochen war, als in der Villa Waldhaus. Sie nahm sich vor, den unglücklichen Leuten morgen eine große Summe zu schenken. Es war ihr, als müsse sie das Schicksal milde stimmen, sein Erbarmen mit einem Opfer zu erkaufen suchen.

Sobald der Rittmeister das Boot an den Steg gezogen und Gerda herausgeholfen hatte, eilte er fort, um sich zu erkundigen, wo es brenne. Er war ja sehr enttäuscht über diesen Ausgang der pikanten nächtlichen Seefahrt; aber er sah, wie beunruhigt Gerda war, und wollte es nicht an liebenswürdiger Teilnahme fehlen lassen.

Gerda lehnte einstweilen an der Bank am Ufer und hörte das Hämmern ihres Herzens. Wie eine Ewigkeit war es ihr, während sie fiebernd vor Besorgnis hier stand und auf den Bescheid harrte.

Xantens Gesichtsausdruck bestärkte ihre schlimmsten Befürchtungen. „Der Mann weiß offenbar nichts," sagte er ausweichend. „Die Spritzen sind dort hinausgefahren. Erlauben Sie, daß ich Sie führe."

Es war der Weg nach dem Waldhaus, den er einschlug.

Sie mußte seinen Arm nehmen. Die Füße trugen sie kaum. In ihrer Gemütsverfassung war es ihr auch ganz gleichgültig, ob man sie mit ihm gehen sah, sie dachte eigentlich nur an die Lampe, die sie auf den Tisch am Fenster gestellt hatte, und dabei starrte sie mit entsetzten Augen auf die Brandhelle, die den Himmel rötete, auf die schweren Rauchwolken, die emporstiegen.

Jetzt bog der Weg um eine Ecke. Es blieb ihr kein Zweifel mehr übrig. Es war die Villa Waldhaus, die brannte. Sie riß sich los von dem Arm des Rittmeisters und rannte die letzte Strecke in dumpfer Verzweiflung vorwärts.

Wie eine Ahnung lag's über ihr, daß Furchtbares sie erwartete.

Die Spritzen arbeiteten schon tüchtig, man hörte das Zischen des Wassers auf den glühenden Balken, weißer Dampf qualmte aus den Fenstern.

In dem kleinen Pavillon des Vorgartens standen Menschen beisammen. Gerda stürzte auf sie zu und stieß einen wilden Schrei aus. Auf dem Tische lag eine kleine weiße Gestalt, ein Köpfchen mit blonden Locken, und ein Mann mit grauem Bart — offenbar ein Arzt — beugte sich über das regungslose Kind herab und hob das Aermchen in die Höhe, das wie leblos wieder herabsank.

„Was ist — was ist mit dem Kind?" keuchte Gerda hervor und starrte halb wahnsinnig auf das weiße Gesichtchen, das sie vor kaum einer Stunde so rosig, in friedlichem Schlummer, hatte liegen sehen.

„Ach, gnädiges Fräulein," sagte der Hausdiener, der zugleich Gärtner war, und mit verstörtem Gesicht neben dem Kinde stand, „in dem Zimmer vom gnädigen Fräulein muß die Lampe explodiert sein. Ich bin nur eine kleine Viertelstund' fort g'wesen, und wie ich auf das Haus zukomm', da seh' ich das Feuer. Und kein Mensch weit und breit. Die Köchin natürlich, die ist wieder weiß Gott wo."

„Aber das Kind — das Kind! Ist es tot?" preßte Gerda zwischen den zitternden Lippen hervor.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Der Herr Doktor meint, es thät' schon wieder aufwachen. Unser Herrgott geb's. Ich geh' lieber ins Wasser, als daß ich unserem Herrn noch mal ins Gesicht schau', wenn das Kind stirbt. Es muß aus dem Fenster herausg'fallen sein, der Rauch hat's halt wohl aufg'weckt, und wie's das Feuer g'sehen hat, ist's aus dem Bett g'sprungen und hat g'weint und g'schrieen. Niemand hat's g'hört. Die

Gnädige war noch unten im Wohnzimmer. Und statt daß es durch das Schlafzimmer von der gnädigen Frau hinausgelaufen wär', ist's in der Angst ans Fenster hin, das arme Hascherl, und da hat sich's wohl recht weit hinuntergelehnt und g'wiß immer gerufen nach seiner Mama und nach seiner Betty, und dann ist's hinausgestürzt. Wir haben's auf dem kleinen Balkon hinten g'funden — es hat sich nicht mehr g'rührt. Ich hab' g'meint, mich trifft selber gleich der Schlag. Zum Glück war der Herr Doktor grad in der Näh'."

Gerda wankten die Kniee, sie preßte die Hände vor das Gesicht und schluchzte, als müßte ihr das Herz in Stücke gehen. Der Rittmeister hatte nach ihr gesucht und bemühte sich nun, sie zu trösten.

„Aber gnädiges Fräulein, die Gefahr ist ja fast vorüber, das Feuer greift nicht mehr weiter um sich. Beruhigen Sie sich doch!"

Sie wehrte sich gegen den Arm, der sie berühren wollte, und das thränenüberströmte Gesicht emporhebend, deutete sie auf das Kind. „Meine Schuld — meine Schuld! O, warum bin ich fort? O, hätte ich Sie nie gesehen! Die arme kleine Elli — sie wird sterben."

Sie war wie außer sich. Sie weinte so herzzerbrechend, daß der fremde Arzt Erbarmen mit ihr hatte. „Mut, Fräulein," sagte er, „die Kleine ist nur betäubt von dem Fall. Wenn sie nicht eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen hat, so kann alles noch gut werden." —

Hedwig hatte das Bewußtsein verloren, als sie die Flammen sah, als man das Kind an ihr vorübertrug. Der armen Gerda verschleierte keine Ohnmacht die gequälten Sinne. Sie mußte jede Stunde dieser Leidensnacht mit offenen Augen und zitterndem Herzen durchleben, und keinen Moment verließ sie die marternde Angst vor der Rückkehr des unglücklichen Vaters, vor dem Todes-

schrecken auf seinem Gesicht, wenn er das weiße Gesichtchen seines Lieblings sah, vor dem namenlosen Schmerz, den er durchleben mußte — durch ihre Schuld! Er hatte ihr vertraut. Er hatte Gutes gehofft von ihrem Kommen. Er hatte ihr am Morgen noch gedankt für ihr Bleiben. Es wäre besser gewesen, sie hätte nie den Fuß über die Schwelle seines Hauses gesetzt. Den Verrat seiner Frau hatte sie nicht zu verhindern vermocht, und nun that sie ihm das Schlimmste, das Grausamste an. Sie raubte ihm sein Kind.

Die Worte: „Eine Lampe ist explodiert," waren ein paarmal an ihr Ohr geklungen. Sie wagte nicht zu widersprechen; sie wagte nicht einzugestehen, was sie in einer krankhaften Zwangsvorstellung immer zu denken mußte: daß sie in ihrer Aufregung und Zerstreutheit die Lampe zu nahe an den Vorhang gestellt hatte. Kein unglücklicher Zufall — Fahrlässigkeit, Leichtsinn hatte das Unglück herbeigeführt. Sie war die Veranlasserin des Brandes gewesen. Um ihretwillen war das arme geängstigte Kind zum Fenster herabgestürzt, weil sie fortlief wie eine gedankenlose Thörin zu einem Stelldichein im Mondschein!

Man hatte, nachdem die Flammen gelöscht waren, für das Kind in einem der unteren, nicht beschädigten Räume ein Lager hergerichtet. Hedwig saß nun weinend an dem Bettchen und warf ein paarmal böse Blicke auf Gerda.

„Ich konnte doch nicht ahnen, daß du um zehn Uhr nachts noch allein aus dem Hause gehen würdest," hatte sie dem jungen Mädchen in vorwurfsvollem Tone gesagt. „Ich habe mich leider auf deine gerühmte Gewissenhaftigkeit verlassen, sonst wäre ich nicht so ruhig im Wohnzimmer geblieben."

Gerda neigte nur demütig das Haupt. Sie fühlte,

daß sie den Vorwurf verdiene, daß sie die Rüge schweigend hinnehmen müsse.

Endlich, als der Tag schon graute, öffnete Elli die Augen. Aber es war ein Schmerzenszug in dem lieben Kindergesicht; es war verändert. Der Schrecken hatte die Züge verstört.

Der Arzt traf seine weiteren Anordnungen, beobachtete jedes Symptom, untersuchte nochmals die kleine Gestalt. Nach einer Stunde etwa erklärte er: „Das Kind wird leben!“

Es klang wehmütig fast, nicht freudig und triumphierend, wie Gerda geglaubt, daß diese befreienden Worte klingen müßten. —

Das Feuer war auf die drei Zimmer des oberen Stockwerks beschränkt geblieben, und wenn auch die Wassermassen, die man auf die Flammen geworfen, manches zerstört und verdorben hatten, war der Schaden doch nicht groß. Gerdas mitgebrachte Kleider, ihre Wäsche, alle ihre kleinen Luxusartikel waren allerdings verbrannt, und sie mußte eiligst nach München schreiben, um sich das Nötigste schicken zu lassen. Aber wie leichten Herzens hätte sie diesen Verlust verschmerzt, wenn nur Elli nicht zu Schaden gekommen wäre. —

An den Professor war eine Depesche geschickt worden. Im Laufe des Vormittags kam er an. Gerda hatte nicht den Mut, ihm entgegenzugehen. Scheu und zitternd stand sie auf der Veranda, als sie seinen Schritt hörte, und stützte sich an den Thürpfosten, weil sie meinte, sie müsse umsinken, während er an das Bettchen eilte.

Sie hörte einen tiefen Seufzer, sie sah, wie er sich hinabbeugte und einen Kuß auf die Stirn seines Kindes drückte.

Dann wankte sie auf ihn zu und sagte wirre Worte, wußte sie kaum, ob er sie hörte, denn er schaute nur

immer auf das veränderte, blasse kleine Gesicht. Es war eine rückhaltlose Selbstanklage, ein flehendes Stammeln um Verzeihung.

„Sagen Sie es mir offen, Herr Professor, ob Ihnen nach dem, was ich verschuldet, mein Anblick unerträglich ist. Ich könnte begreifen, daß es Ihnen eine Erleichterung wäre, mich nicht mehr zu sehen. Aber wenn Sie noch ein bißchen Erbarmen für mich übrig haben, so lassen Sie mich bleiben, bis es Elli besser geht. Ich weiß ja nicht, wie ich es tragen sollte, fern zu sein — ohne Nachricht."

Er schaute nun zu ihr auf, er sah, wie tief sie litt, und bei allem Schmerz auf seinen Zügen war in seinem Blick eine warme Güte, die sie nie, nie wieder vergessen konnte.

„Es ist ein Unglück, das uns alle getroffen hat. Tragen Sie es mit uns, Gerda! Wenn es Ihnen nicht zu traurig geworden ist bei uns," sagte er sanft.

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Wochen lang glich ein Tag dem anderen. Wie ein grauer Schleier lag's über dem Waldhaus.

Oben arbeiteten die Schreiner, Maurer und Maler, um die Zimmer wieder in stand zu setzen. Der Professor schlief in seiner Arbeitsstube, Hedwig hatte sich in dem Salon ihr Bett aufschlagen lassen, und Gerda ließ es sich nicht nehmen, auch nachts bei dem Kinde zu bleiben. Der Professor hatte zwar diesem Wunsche eifrig widersprochen, und Hedwig hatte spöttisch gerufen: „Was würde dein Verehrer Xanten sagen, wenn wir deine volle Zeit in Anspruch nehmen, dir nicht einmal Nachtruhe vergönnen!" —

Es war auch eine Pflegerin engagiert worden, aber die Kleine, die noch immer sehr erregbar war, fürchtete sich vor der weißen Haube, vor der grauen Gestalt und wollte nur Gerda um sich haben.

Jeden Abend, wenn es dunkel wurde, klammerte sie sich fiebernd an den Arm des jungen Mädchens und flehte angstvoll: „Kommt das Feuer nicht wieder? Du bleibst bei mir, nicht wahr, Tante Gerda?“

Und sie mußte mit leiser Stimme Gedichtchen hersagen, kleine, harmlose Geschichten erzählen, um das arme Kind zu beruhigen.

Hedwig hatte kein Wort mehr von ihrer Abreise gesagt, und es schien fast, als wäre Elli zum Friedensengel zwischen den Gatten geworden, als hätte gemeinsame Sorge sie wieder zusammengeführt. Hedwig weinte viel und fühlte sich sehr angegriffen, obwohl sie wenig Geschick zeigte, sich im Krankenzimmer nützlich zu machen.

Allmählich ließ das Fieber nach. Die Kleine hatte auch Lust zu essen — sie lachte wieder. Aber sie blieb merkwürdig gern in ihrem Bettchen liegen und schien ihre bisherige lebhafte Beweglichkeit völlig verlernt zu haben.

Gerda hatte schon lange bemerkt, wie sorgenvoll der Professor seinen Liebling betrachtete, und sie sah eines Tages vom Fenster aus, daß er dem Arzt, der wieder dagewesen war und Ruhe und Schonung verordnet hatte, in den Garten folgte und mit ihm sprach.

Er hatte ihn wohl um eine Erklärung gebeten über den Zustand des Kindes. Gerda meinte, sie müsse durchs Fenster von den Lippen, von den Mienen der beiden Männer ablesen können, was sie sprachen. Aber der Arzt war sichtlich so gewöhnt, seine Züge zu beherrschen, daß sie nichts zu erraten vermochte. Sie sah jedoch, wie der Professor noch bleicher wurde, als er ohnehin schon war, und dann ging er mit gebeugtem Haupt in das Haus zurück.

Ihr war so bang, so schwer. Es mußte eine schlimme Auskunft gewesen sein, die der Arzt gegeben hatte: der Professor war offenbar schwer betroffen.

Sie war schon längst die alte nicht mehr. Diese letzten Wochen hatten sie ganz verändert. Sie war nicht mehr die lachende, oberflächliche Gerda, die nur ihrem eigenen Vergnügen lebte. So weit, so fern schien das alles. Sie begriff nicht mehr, daß der kecke Xanten nur einen Moment Macht über sie gewonnen, daß sie im Begriff gewesen war, sich von seinem Liebeswerben hinreißen zu lassen. Ihr Leben hätte sie hinwerfen mögen, um das Kind zu retten. Nur ein einziges heißes Verlangen war noch in ihr, sich aufopfern zu dürfen, bleiben zu dürfen bei ihm, bei dem Kind, um in treuer Hingebung zu büßen für ihre Schuld.

Sie stand im Garten, während Elli schlief, und schaute in die grauen Herbstwolken, die sich um die Berge zusammenzogen, und horchte auf das Rauschen des Sturmes in den Bäumen, die sich schon gelblich zu färben begannen.

Da trat der Professor an ihre Seite. Sein Gesicht war wieder ruhig geworden, aber seine Stimme bebte, als er leise sagte: „Elli wird gelähmt bleiben ihr Leben lang. Sie wird nie wieder gehen können."

— — — — — — — — — — — —

An einem milden Oktobertage hatte man die Kleine zum erstenmal im Rollwagen ins Freie, in die Sonne gefahren. Hedwig war in ihr Zimmer geflüchtet; sie konnte den Anblick nicht ertragen. Gerda begleitete die Kleine, auch der Professor ging stumm neben ihnen und suchte zu lächeln, wenn das Kind zu ihm aufblickte.

Da trat ein Bote vom Postamt in den Garten.

„Eine Depesche für Frau Professor Jessen."

„Tragen Sie sie ins Haus."

Bald darauf kam Hedwig aufgeregt in den Garten, das geöffnete Telegramm in der Hand.

„Meine Mutter ist schwer krank," sagte sie mit ge-

senktem Blick. „Sie wünscht, daß ich sofort komme. Bitte, lies! Was soll ich thun?"

Gerda schaute in das errötende hübsche Gesicht. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß die Krankheit nur ein Vorwand war, daß die junge Frau sich das Telegramm bestellt hatte, um abreisen zu können. Sie hatte in der letzten Zeit sehr häufig nach Berlin geschrieben, und Gerda hatte längst bemerkt, daß die Erschütterung über den Unfall des Kindes, die sie eine Weile zurückgehalten, allmählich an Macht über ihre Seele verlor. Nun sagte sie sich wohl, daß es ein noch viel ernsteres Leben sein würde als bisher, das sie an der Seite ihres Gatten führen müßte, und lieber ließ sie ihr armes, gelähmtes Kind im Stich, als sich in dieses traurige Schicksal zu fügen.

Gerda mußte sich zusammennehmen, um nicht in heißer Empörung zu rufen: „Es ist eine Lüge! Du willst fort für immer!"

Ob Ewald sie wohl auch durchschaute? Er hatte kein Wort des Bedauerns, keine Frage, sondern sagte nur: „Wenn man dich in Berlin braucht, darf ich dich nicht zurückhalten."

Aber seine Stimme war finster, und er sah der schlanken Gestalt mit einem Blicke nach, der sein Mißtrauen verriet.

In Hast wurden die Koffer gepackt; es schien fast, als habe Hedwig schon heimlich ihre Vorbereitungen getroffen, so rasch war sie fertig. Aber es lag in ihrer Ungeduld weit eher eine freudige Aufregung als die bange Besorgnis um eine Schwerkranke.

Die Thränen, die sie an Ellis Bettchen weinte, verzitterten rasch auf ihren rosig gefärbten Wangen. Sie gab ihrem Mann mit gesenkten Augen die Hand.

„Leb wohl, Ewald!" Noch eine kühle Umarmung für Gerda. „Du bleibst doch hier? Ich danke dir, daß du

so liebevoll für das arme Kind sorgst." Dann eilte sie in den schon bereit stehenden Wagen und winkte noch einmal mit dem Tuch.

Das Waldhaus mit den drei traurigen Menschen war bald hinter ihr versunken. Vorwärts — ins Leben hinein ging die Fahrt! — —

Für Gerda gab es keine kleinlichen Bedenken, ob sie allein mit dem Professor im Waldhaus wohnen könne. Sie war jetzt hier unentbehrlich. Freilich, was weiter geschehen sollte, wenn nun die Vorlesungen an der Universität wieder begannen, und Jessen in die Stadt zurückkehren mußte, das wußte sie nicht.

Der Arzt hatte erklärt, es wäre für die Gesundheit des Kindes wünschenswert, daß es den Winter in einem milden Klima zubringe und viel im Freien sein könne. Hedwig hatte sich auch bereit gezeigt, mit Elli nach Arco oder nach Gardone zu reisen. Aber würde sie sich noch einmal auf ihre Pflicht besinnen?

Wenige Tage waren seit Hedwigs Abreise erst vergangen, da wurde eines Mittags der Rittmeister v. Xanten gemeldet. Gerda erschrak. Sie hatte eine peinliche Empfindung, als habe er Ursache, ihr zu grollen. Bald nach dem Brande war sein Urlaub zu Ende gewesen, und sie hatte sich nicht entschließen können, ihn noch einmal zu sehen. Es schauderte ihr vor jener Stunde, in der sie allein mit ihm im kleinen Kahn auf dem stillen, monddurchleuchteten See herumgefahren war, in der er vor ihr auf den Knieen gelegen hatte. Der große Schmerz, den sie erfahren, der tiefe Ernst, in dem sie diese Wochen verlebt, hatte eine solche Umwälzung in ihrem Denken und Empfinden hervorgerufen, daß sie nicht mehr begriff, wie sie sich jemals zu dem kecken, flotten Lebemann hatte hingezogen fühlen können, wie sein hübsches Gesicht je Macht über sie gewonnen hatte.

Er begrüßte sie mit dem alten vertraulichen Ton, als erinnere er sich nicht, daß ihre letzte Begegnung sehr wenig freundlich geendet hatte. „Mein gnädiges Fräulein, ich habe meinen eigenen Ohren kaum getraut, als ich hörte, Sie seien noch hier. Meine erste Frage nach meiner Rückkehr von den Manövern galt Ihnen. Niemand wußte, wo Sie sich aufhielten. Dann traf ich vor ein paar Tagen Frau Professor Jessen und erfuhr, wo Sie weilten. Ich nahm sofort Urlaub, ich reiste mit dem Nachtschnellzug, um nur rasch hier einzutreffen. Ich mußte mich überzeugen von dem Unglaublichen. Ja, Fräulein Gerda, wollen Sie sich wirklich hier als Kinderwärterin engagieren lassen?"

„Wenn das ginge — am liebsten möchte ich es wohl," erwiderte sie mit ruhigem Ernst.

Er schaute sie forschend an, halb verständnislos, aber mit einem geärgerten Ausdruck. „Sie sind ja völlig vertauscht und verwandelt worden in diesem unheimlichen Waldhaus. Man kennt Sie nicht mehr. Wo ist Ihre muntere Laune geblieben, Ihre frohe Lebenslust?" rief er, sich zu einem Lachen zwingend.

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Dahin — wohl für immer. Ich kann nicht vergessen, was ich verschuldet habe."

„Das ist krankhaft, mein Fräulein. Sie sollten sich mit aller Gewalt losreißen. Und wenn ich es wagen darf, auch von mir ein Wort zu sagen: ich habe wohl alle Ursache, schwer gekränkt zu sein. Erst schienen Sie wirklich ein wenig Interesse für mich zu haben; mit einemmal ist das nun wie fortgelöscht."

Eine feine Röte stieg ihr in die blassen Wangen. „Sie haben recht, verzeihen Sie mir!" bat sie beschämt. „Aber ich habe wirklich für nichts mehr auf der Welt Interesse, als für das arme Kind."

Seine Augen blitzten zornig auf. Er beherrschte nur mühsam seinen Groll. „Wirklich nur für das Kind?“ frug er mit einem spöttischen Ton, bei dem ihr das Blut noch heißer in die Stirne stieg. „Ihre Stellung hier wird doch auf die Dauer unhaltbar sein. Es machte mir nicht den Eindruck, als dächte die Frau des Hauses so bald zurückzukehren. Und Sie bleiben dennoch? Man wird darüber sprechen.“

„Was kümmert es mich? Mich hält eine heilige Pflicht hier.“

„Man merkt den Umgang mit einem Philosophen. Das Weltkind ist bekehrt worden,“ sagte er kühl, indem er sich mit einem Achselzucken erhob.

Er beugte sich über ihre Hand herab und küßte sie mit Höflichkeit. Aber sie fühlte deutlich, daß er heimlich dachte: „Sie ist eine überspannte Närrin. Da ist nichts mehr zu machen.“ Und wie sie diesem harten, gleichgültigen Blick seiner dunklen Augen begegnete, beschlich sie ein starker Zweifel, ob er jemals, auch bei seinem dringenden Werben, ein warmes Empfinden, eine wirkliche Neigung für sie gehabt habe.

Wie Fremde gingen sie auseinander. —

Jessen hatte den Rittmeister das Haus verlassen sehen. Er war am Abend noch schweigsamer als sonst.

„Sie bringen dem Kind ein zu großes Opfer, Fräulein Gerda,“ sagte er plötzlich. „Es muß ein Ende haben.“

„Wollen Sie mich fortschicken?“ frug sie erschrocken. „Aber Elli würde doch so weinen, wenn Tante Gerda nicht mehr da wäre.“

„Warum sollten Sie sich von Kinderthränen halten lassen, wenn die eigene Mutter sich so leichten Herzens von dem armen Kinde losreißt?“

Sie schaute ihn fragend an.

„Hedwig kommt nicht wieder,“ sagte er herb, bitter.

„Ich bekam heute einen Brief meiner Schwiegermutter, sie schrieb, sie hätte einen Herzkrampf aus Sorge um ihre Tochter gehabt, die so unglückliche Briefe nach Hause schrieb. Sie finde Hedwig elend, abgehärmt, es dürfe nicht so weitergehen. So leid es ihr thue, sie müsse das Wort, das allein Lösung bringen könne, aussprechen: Scheidung."

„Und Sie willigen ein?" frug Gerda.

Es fiel ihm auf, daß das Mädchen keinerlei Ueberraschung verriet.

„Sie haben geahnt, gewußt, daß es so kommen würde, Gerda?" sagte er langsam.

Sie nickte. Einen Moment lag es ihr auf der Zunge, ihm zu verraten, warum Hedwig fort war, für wen sie ihn geopfert hatte. Aber sie überwand die häßliche Regung und schwieg.

„Ich werde eine Frau, die mich verlassen will, nicht zwingen, an meiner Seite zu bleiben," erklärte er mit einem Zucken um die Lippen, das ihr weh that. Dann fuhr er fort: „Es thut mir freilich leid für das Kind, daß es nun in den Stadtstraßen im Rollwagen herumfahren soll, daß man es die zwei hohen Treppen heruntertragen muß, bis ich eine andere Wohnung gefunden habe, draußen vor der Stadt, in einem Garten, allein das ist nicht zu ändern."

„Lieber Herr Professor," bat Gerda mit fast leidenschaftlicher Angst, „trennen Sie mich nicht von dem Kinde! Vertrauen Sie es mir an, ich will es hüten wie meinen Augapfel. Lassen Sie mich Elli mitnehmen nach Gardone oder irgendwohin in den Süden. Wenn ich um sie sein darf, bin ich ruhig, sonst quält mich Tag und Nacht der Gedanke an das Kind. O, strafen Sie mich nicht so grausam!"

Er drückte ihr die Hand, ergriffen von ihrer tiefen

Erschütterung, von ihrem verzweifelten Blick. „Arme Gerda! Auf Ihre Seele hat sich hier eine schwere Last gewälzt, und die Flügel sind Ihnen beschnitten worden. Es wird mir schwer werden, mich von dem Kinde zu trennen. Aber wenn der Arzt es wünscht, und wenn Sie wirklich Ihre schöne Freiheit opfern wollen, so füge ich mich.“ —

Ja, eine schwere Last hatte sich auf ihre Seele gewälzt! Gerda fühlte es in dieser Nacht, in der sie sich den Kopf darüber zerbrach, warum gerade lieblose, kalte Frauen wie Hedwig so tief und heiß geliebt werden, in der sie sich mit eifersüchtigem Groll und zugleich mit bangem Entsetzen gestand, daß sie der Treulosen dieses Männerherz nicht gönne.

Und am nächsten Tage empfing sie von Hedwig einen langen Brief. Diese bat um Nachricht über das Kind. Sie gab zu, daß sich so manches anders zeige, als das Heimweh es ihr vorgespiegelt habe, daß sie sich ihren Schritt erst in Ruhe überlegen müsse. Gerda habe wohl oftmals recht gehabt.

Was bedeutete das? Gerda starrte lange mit düsteren Augen auf das Blatt. Wollte Hedwig einlenken? Bereute sie ihren Schritt? Hatte eine neue Laune sich ihrer bemächtigt?

Und *sie* sollte nun die Vermittlerin sein? Der Brief war wohl eigentlich für Ewalds Augen bestimmt. Er sollte die Ausreißerin bitten, zurückzukommen, ihr den ersten Schritt entgegenthun. O, er war ja noch immer verliebt in sie! Wer konnte wissen, ob er nicht alles vergaß, wenn sie nur ein freundliches Wort für ihn hatte.

Gerda fühlte freilich eine wilde Empörung bei dem Gedanken, daß er seinen Stolz so weit vergessen könnte, daß die Leichtsinnige so mit ihm spielen dürfte. Sie

hatte Hedwig allzu klar durchschaut, sie verabscheute ihren Charakter. Mit einer feigen Lüge hatte sie sich fortgestohlen aus seinem Hause, sie hing nicht einmal an ihrem Kinde mit wirklicher Neigung, sie liebte nur sich selber, ihre Schönheit, ihre schlanke Gestalt, ihr weiches Kindergesicht. Hübsche Kleider anziehen — das war für sie die Krone des Lebens.

Mit einer gewissen Genugthuung häufte Gerda Anklagen und Vorwürfe auf die leichtsinnige junge Frau, bis ihr plötzlich das Blut in die Stirne stieg, und sie sich beschämt eingestand: du sträubst dich nur gegen diese Pflicht, die doch unabweisbar ist. Er wünscht ja doch im Grunde seines Herzens die Versöhnung mit Hedwig. Aber du willst nicht, weil du dich nicht trennen magst von dem Kind, weil du unentbehrlich sein willst für den Mann, der einer anderen gehört.

Erst beim Abschied hatte sie den Sieg über sich errungen. Sie gab dem Professor den Brief seiner Frau und sagte: „Ich habe an Hedwig geschrieben, daß ich mit Elli nach dem Süden reise. Aber Sie sehen, Herr Professor, sie ist voll Zweifel, sie ringt mit sich. Wenn Sie ihr noch einmal die Hand entgegenstrecken, wer weiß, ob nicht alles wieder gut werden kann."

Er ließ mit ernsten Augen den Brief in die Tasche gleiten; aber sie vermochte nicht zu enträtseln, ob in seiner Seele ein Hoffnungsschimmer aufleuchtete.

In den Wintermonaten sahen die in Gardone am schönen Gardasee weilenden Gäste täglich eine hübsche junge Dame mit einem Kinde, das man im Rollwagen fuhr. Die jungen Mädchen, die Frauen waren alle ergriffen von der Schönheit der armen Kleinen mit ihren goldblonden Locken, die ein wahres Engelsgesichtchen umflossen. Man brachte der kleinen Elli Blumen und Spiel-

zeug, man überschüttete sie mit Liebe. Die Herren hatten dagegen lebhafteres Interesse für die Begleiterin, die sich so unnahbar verhielt, und nur für das Kind lebte, von dem sie Tante Gerda genannt wurde. Also nicht die Mutter! Und dennoch diese hingebende Zärtlichkeit! Ein blasser junger Mann, der im Sommer schwer krank gewesen war, saß täglich auf einer der Bänke, an denen sie vorüberkam, grüßte sie sehr ergeben und schaute ihr mit warmen, sehnsuchtsvollen Augen nach.

Einmal hatte Gerda Bekannte aus Berlin getroffen, die nicht genug staunen konnten, das gefeierte Mädchen so völlig verwandelt wiederzufinden. Sie konnte nicht umhin, während des Gesprächs nach verschiedenen Menschen zu fragen, um auch endlich den Namen des Barons Geßler einfließen zu lassen. Hedwig schrieb wohl ab und zu und bekam Nachricht über das Kind, aber es war Gerda ganz dunkel geblieben, wie sich das Schicksal des Freundes gestaltet hatte.

„Ach, haben Sie das nicht gehört?" erzählten die Berliner. „Der Baron hat sich ja gänzlich unmöglich gemacht. Er hat sehr hoch gespielt; aber das wäre nicht das Schlimmste. Er ist auch in diesen neuesten Spielerprozeß mitverwickelt, und der Ausgang der Geschichte scheint für ihn höchst zweifelhaft. Na, jedenfalls wird nun seine Rolle in der Gesellschaft zu Ende sein."

Ein bitteres Lächeln huschte um Gerdas Lippen. Dann war sicher auch Hedwigs Begeisterung für ihn vorbei. Daher also ihre Verstimmung, ihr Wunsch, einzulenken! Ob der Professor wohl stolz und unbewegt geblieben war? Er schrieb ja häufig, aber sie sprachen in ihren Briefen nur über das Kind. —

Während der ersten Wochen in Gardone hatte sie ihm eine so freudige Nachricht schreiben können. Ein zu Rate gezogener italienischer Arzt behauptete, sein deutscher

Kollege habe sich über den Zustand des Kindes geirrt. Durch seine Behandlung würde die Kleine wieder vollständig hergestellt werden.

Aber als Professor Jessen um die Weihnachtszeit sein Kind besuchte, da schritten sie nach wie vor hinter dem Rollwägelchen her und beschlossen, die nutzlose Quälerei aufzugeben. Der Arzt selbst erklärte nun den Fall für hoffnungslos.

„Wie traurig Hedwig das finden würde!" sagte Ewald, als Gerda einmal selbst die Kleine ins Freie trug.

Er dachte also immer noch an sie! Beständig an sie!

Im Frühjahr sollte das Kind nach Wiesbaden gebracht werden. Man versprach sich ja keinen Erfolg mehr, aber Gerda bat so lebhaft, doch noch diesen Versuch zu machen. Im nächsten Jahre mußte Elli lernen; dann durfte man keine Reisen mehr unternehmen. Vielleicht ihr selber unbewußt, unterstützte Gerda diesen Vorschlag einer Badekur mit solcher Wärme, weil ihr dann das Kind noch eine Weile allein überlassen blieb.

Sie meinte, das Herz müsse ihr in Stücke gehen, wenn sie an eine Trennung dachte. Und sie hatte früher gemeint, daß sie kein Interesse für Kinder habe. Nun war der mütterliche Zug in ihrem Wesen mit einer leidenschaftlichen Gewalt erwacht und kettete sie an dieses hilflose Geschöpf, daß sie ihr ganzes bisheriges Leben darüber vergessen konnte. —

Auch aus Wiesbaden kamen keine tröstlichen Nachrichten an den Professor. Elli fühlte sich zwar frisch und war munter, aber es blieb alles beim alten.

Man hatte verabredet, daß Gerda Ende Mai nach dem Waldhaus ziehen und dort mit Elli bleiben solle, bis die Ferien des Professors begannen. Aber er bekam vorher einen Brief, in dem Gerda ihm schrieb: Elli habe in Wiesbaden ein gleichalteriges Mädchen kennen gelernt,

das auch nicht gehen könne. Die beiden Kinder hätten eine rührende Freundschaft füreinander und seien trostlos über den Abschied. Die Mutter der kleinen Ida habe deshalb dringend gebeten, ob Elli nicht mit ihrem Töchterchen noch eine Weile zusammenbleiben und auf ihrer Villa bei Augsburg wohnen dürfe. Es sei eine sehr feine Familie, Elli habe wieder fröhliches Lachen gelernt mit ihrer Gefährtin.

Der Professor schrieb umgehend: „Was dem armen Kind Freude macht, soll ihm gewährt werden. Ich werde so bald als möglich nach Augsburg kommen, um die beiden Kleinen, die sich gegenseitig ein Trost sind und vielleicht als Schicksalsgenossinnen eine Freundschaft fürs Leben schließen, zu sehen."

Aber sein Besuch ließ lange auf sich warten. Gerda war beunruhigt. Sie hatte auch von Hedwig keine Nachricht mehr erhalten.

Hatten die beiden sich wiedergefunden und in dieser Versöhnungsfreude das kranke Kind vergessen?

Sie verlebte diese Wochen in einer hochgradigen Erregung.

Dann kam endlich ein Brief des Professors. Er sei sehr krank gewesen, habe heftiges Fieber gehabt, sei noch sehr schwach und müsse sich schonen.

Sie riet ihm dringend, sich das Wiedersehen mit Elli, das ihn doch immer angreife, bis auf das Waldhaus zu ersparen, in dem sie nun binnen kurzem eintreffen würden, und bat um Nachricht über sein weiteres Befinden. Ach, sie wagte ihm ja nicht zu sagen, wie es sie betrübte, ihn allein zu wissen, krank, ohne liebevolle Pflege, mit seinem traurigen, verarmten Herzen!

Elli hatte zum erstenmal, da sie bei Gerda schreiben gelernt, einen Gruß an den lieben Papa geschickt.

Es war Juli geworden, als Gerda mit dem Kind die

Reise an den Tegernsee antrat. Im Waldhaus war längst alles zu ihrem Empfang vorbereitet worden.

Als sie glücklich in dem Sommerheim angelangt waren, schickte sie eine Depesche: „Wir sind hier und harren Ihres Besuches."

„Ich komme morgen," lautete seine Antwort. — —

Ein so schöner, heller Sonnentag! Gerda hatte schon die Sonne erwachen sehen, so ungeduldig klopfte ihr Herz diesem Morgen entgegen. Sie stand am Gartenzaun und schaute hinaus in den blauen Duft, der über den Bergen zitterte, die Welt schien ihr wieder so schön, so wunderbar schön. Es war, als seien in ihrem Herzen Quellen der Freude, die sich wieder regten, die zwischen Angst und Beklemmung und Sorge hervorbrachen mit wildem Ungestüm.

Und nun hörte sie einen Wagen. Sie fühlte, daß sie blaß geworden war vor übermächtiger Erregung.

Als er ihr nun mit seinem warmen „Grüß Gott!" die Hand entgegenstreckte, da erschrak er über ihr bleiches Gesicht und rief: „Wo ist Elli? Ist sie krank?"

„Nein, mein Freund. Elli kommt gleich. Ich hole sie. Sie sollen das Kind hier begrüßen zwischen den Rosen."

Sie eilte in das Haus, gleich darauf kam sie wieder. Aber nicht mit dem traurigen Gefährt, auf das er wartete — nein, mit Elli, die an ihrem Arme hing und sich dann losriß und auf den Vater zustürzte und ihm um den Hals fiel und jauchzte: „Ich bin wieder gesund, Papa! Ich kann wieder herumspringen!"

Gerda fühlte: das war Glück, das höchste, menschlichste, selbstloseste, unvergeßlichste Glück, wie sie nun in diesen ernsten Zügen die lichte, dankbare Freude aufleuchten sah.

„Elli! Meine Elli!"

Er konnte nur die paar Worte hervorstammeln. Er hob das Kind empor und drückte es an sich und stellte es dann, vorsichtig, ängstlich fast, wieder auf die Füße, als könne er noch nicht glauben an das Wunder, das hier geschehen war.

„Ist es denn wahr? Du hast keine Schmerzen mehr, mein Schatz? Ist wirklich alles gut?"

Er preßte in seinem Glück Gerdas Hand, als wolle er sie nie wieder los lassen, er schaute sie an so dankbar, so warm, als habe sie selber die Heilung vollbracht, als habe sie ihm das Leben wiedergegeben.

Sie hatte Thränen in den Augen und in der Stimme, während sie entgegnete: „Ich habe Ihnen verschwiegen, daß ich eine neue Kur versuchte, Herr Professor," sagte sie bewegt. „Die Eltern der kleinen Ida, von der ich Ihnen ja schrieb, und die thatsächlich in der Nähe von Augsburg wohnen, rieten mir so dringend, das Kind in eine Heilanstalt für Mechanotherapie, zu einer Massage- und Bewegungskur zu bringen. Wenn Sie gekommen wären, hätte ich Ihnen freilich alles gestehen müssen. Aber da Sie fern blieben, krank und erregbar waren, wollte ich Ihnen nicht neue Hoffnungen, vielleicht neue Enttäuschungen bereiten. Der armen kleinen Ida konnte auch diese Heilweise nicht helfen, und ich habe beständig gezittert, daß die ersten Anzeichen der Besserung bei Elli trügen könnten, daß nach einigen Wochen der frohen Zuversicht der alte Jammer wiederkehren würde. Das wollte ich Ihnen ersparen. Und dann, als es so rasch, so über Erwarten gut wurde, da konnte ich mir die Freude dieser Ueberraschung nicht versagen."

Sie schlenderten durch den Garten, in den die frische Bergluft hereinwehte; er hielt Ellis Hand, freute sich über jeden ihrer Schritte und horchte mit gespanntem Interesse, als Gerda erzählte, wie hoffnungsvoll der Leiter der An-

stalt sich sofort ausgesprochen, daß er an eine Verletzung des Rückenmarkes nicht geglaubt, auf welche Weise er die Muskeln zu stärken gesucht und die ersten Gehübungen veranlaßt habe.

Ein paarmal machte Elli eine drollige Bemerkung, und Gerda hörte den Professor froh lachen. Auch sah er so frisch und jugendlich aus, wie nie vorher.

„Mir ist es, als wäre ich eines Alpdruckes ledig," rief er tief aufatmend. „Ich werde wieder ein anderer Mensch werden hier im Waldhaus."

Nach Tisch, als Elli ein wenig schlief, saßen sie zusammen im Wohnzimmer. Die Jalousien waren herabgelassen, ein wohliges grünes Dämmerlicht herrschte in dem kühlen Raum; man hörte des Baches Rauschen, und der Duft der Linde wehte herein.

Der Professor rauchte seine Zigarre. Gerda hatte ihm den Kaffee eingeschenkt. Nun hielt sie ihre Stickerei in der Hand; aber sie konnte nicht arbeiten, sie fühlte ein Zittern bis in die Fingerspitzen.

„Meinen Sie nicht, daß man Hedwig sofort Nachricht geben müsse über die Heilung?" begann sie leise. „Ich habe es noch nicht gethan. Sie mußten doch der erste sein, der es erfuhr. Aber sie ist die Mutter."

Er nickte, und es lag ein gewisses Staunen in seinen Augen. „Sie sind gut und großmütig," sagte er. „Sie haben vollkommen recht, man muß es ihr schreiben. Es wäre unnatürlich, wenn sie nicht einen Rest von Anteilnahme übrig hätte. Wenn es Ihnen nicht zu schwer fällt, Fräulein Gerda, so übernehmen Sie den Brief. Ich würde den Ton nicht zu treffen wissen, Sie begreifen das wohl."

Gerda hatte die Augen weit geöffnet. Ihre Lippen bebten. „Sie haben Hedwig nicht mehr geschrieben, auch nicht nach jenem Brief, nach jenem versöhnlichen Ton, den sie anschlug?"

„Nein!“ erwiderte er hart. „Wenn sie hätte zurückkehren wollen, so wäre es an ihr gewesen, als Bittende zu kommen. Ich bettle nicht um eine Liebe, die sich von mir abgewendet hat.“

Eine heftige Freude durchströmte Gerda bei seinen Worten. Sie war froh, daß er in dem Dämmerlicht nicht sehen konnte, wie ihre Wangen glühten. Gleich darauf schämte sie sich, daß sie vergessen hatte, wie viel dieser Stolz ihn gekostet haben mußte.

„Sehen Sie, liebe Freundin,“ fuhr er erklärend fort, „mein Leben lang bemühe ich mich, seelische Regungen, feinste Empfindungen des Menschenherzens zu studieren und zu ergründen, und als es sich um mein eigenes Glück handelte, war ich so blind. Ich habe eine Frau geliebt, sie hat jahrelang an meiner Seite gelebt, ohne daß ich sie kannte. Aber nachdem diese Erkenntnis gekommen war — eine in der That sehr schmerzliche Erkenntnis — da konnte ich sie fortan weder achten noch lieben. Daß sie, die Mutter, im stande war, das arme, hilflose Kind, ihr eigenes Kind, zu verlassen, das zeigte eine Herzlosigkeit, die ich nicht geahnt hatte. Ich konnte es mir selber nicht verzeihen, daß ich mich wie jeder junge Thor von Schönheit ohne Güte verblenden ließ.“

Gerda saß ganz still, mit einem Leuchten in den Augen. „Seine Liebe für Hedwig ist tot!“ jubelte es in ihr.

Er stand am Fenster, von ihr abgewendet. Wie in einem wehmütigen Selbstgespräch fuhr er fort: „Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nicht geliebt werden. Die Natur sollte ihre Gaben nur gleichmäßiger verteilen und Leuten, denen sie ein ungefälliges Aeußere gab, auch das Herz verhärten und ihre Seele bewahren vor Sehnsucht nach Glück, nach Schönheit und Liebe!“

Ach, wie dieses Bekenntnis sie rührte, ergriff, wie sie

ihn anblickte mit einem warmen, verheißenden Lächeln! Aber er sah den Ausdruck auf ihren Zügen nicht, und sie wagte kein Wort zu erwidern.

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Es schien, als liege ihm eine Frage auf den Lippen, als zögere er nur, sie auszusprechen.

„Ich fürchte, Gerda," sagte er endlich, die Hand auf ihren Stuhl stützend, „ich muß Ihnen selbst eine Nachricht mitteilen, die Sie schmerzen wird. Ich dachte, Sie hätten wohl auch schon von der merkwürdigen Verlobung sprechen hören. Aber es hat fast den Anschein, als wäre Ihnen das Gerücht noch nicht zu Ohren gekommen."

„Eine Verlobung, die mich schmerzen könnte? Ich habe ja allerdings ganz wie verschollen gelebt. Aber ich wüßte nicht —"

„Hedwig wird sich jetzt, nachdem die Scheidung ausgesprochen ist, mit Rittmeister v. Xanten verloben!"

„Mit Xanten?" schrie Gerda auf.

Es war nicht Bestürzung, nicht Schmerz, was sie empfand, es war ein Gemisch von Zorn, Beschämung und Menschenverachtung.

Der Professor hatte die Hand auf ihren Arm gelegt.

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen weh thun mußte. Aber es konnte Ihnen ja nicht verborgen bleiben. Und sehen Sie, Gerda, ich kann es um Ihretwillen kaum beklagen, daß Sie ihn an eine andere verloren haben. Mir hatte gebangt um Sie. Ich hätte ja kaum ein Recht gehabt, Sie zu warnen, und Sie schienen ihn wirklich lieb zu haben."

„Nein, nein! Nennen Sie es nicht Liebe, was mir ein paar Sommerwochen lang die Gedanken verwirrte. Es liegt so fern, so weltenfern hinter mir, daß ich mir kaum die Stimmung jener Tage zurückzurufen vermag. Seine Leidenschaft schien so echt, sie hatte etwas Mitfort-

reißendes, Bestrickendes. Und alles nur Komödie, Berechnung! O, nun durchschaue ich ihn!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Die Erinnerungen an den vergangenen Sommer zogen hastig an ihr vorüber. Sie fühlte mit tiefem Grauen, wie nahe sie daran gewesen war, willenlos in seine Arme zu sinken. Er hatte gewußt, daß die Sehnsucht nach dem Baron Hedwig aus ihrem Heim forttrieb, und als dessen Name mit Schande bedeckt wurde, als er einsah, daß seine Bemühungen um das junge Mädchen aussichtslos seien, da änderte er rasch seinen Kriegsplan und warb um die junge reiche Frau.

Jessen schien Gerdas Gedanken zu erraten. „Herzlos und kalt wie Hedwig; sie passen zu einander," sagte er. „Hedwig ist eine reiche Frau, die gute Partie, die er suchte. Ich habe selbstverständlich auf alles verzichtet, was ihr gehörte. Jedes Stück ist zurückgewandert nach Berlin. Mir bleibt nur dieses liebe Waldhaus, das ich von meinem Onkel geerbt habe, und das Hedwig ja immer viel zu schlecht und anspruchslos fand."

Ellis Stimme, die nach ihr rief, weckte Gerda aus ihrer schweren Versunkenheit. Sie eilte fort und schlang die Arme um die kleine Gestalt und küßte ihre Wangen in heißer, ihr Herz durchzitternder Dankbarkeit. Elli war ja ihre Retterin gewesen, ihr Schutzengel.

— — — — — — — — — — — —

Als die ersten Schatten über dem Garten lagen, standen der Professor und Gerda auf der Veranda. Elli saß draußen auf der Wiese und flocht einen Kranz für ihren weißen Spitz, der geschäftig um sie herum sprang.

Jessen hatte die Hand Gerdas ergriffen und sagte bewegt: „Nun können Sie die Last abschütteln, Gerda. Nun dürfen Sie wieder fortfliegen in die Freiheit, die Sie so lange entbehren mußten."

„Muß ich fort?" fragte sie mit gepreßter Stimme, und er sah, daß ihr die Augen voll Thränen standen.

„Sie haben Elli so lieb gewonnen, Gerda?" sagte er tief gerührt.

„Ja," erwiderte sie leise. „Ihr Kind, Ewald — und Sie!"

„Gerda!" rief er, ihre beiden Hände fassend.

Einen Moment lang schaute er ergriffen auf ihr erglühendes Gesicht mit den feuchtschimmernden Augen.

„Sie täuschen sich über sich selber," sagte er dann mit sanfter Güte. „Sie sehen mich einsam. Sie wissen, wie ich mich sehne nach einer warmen, lieben Häuslichkeit, wie wir beiden Verlassenen, die kleine Elli und ich, Ihrer so dringend bedürfen. Und Sie wollen Ihre entsagungsvolle Rolle weiterspielen, Sie haben sich noch nicht genug gethan an selbstloser Hingebung? Es ist nur Mitleid, Gerda, was Sie für mich übrig haben!"

„Nein, Ewald, nein! Als ich Sie wiedersah vor einem Jahr, da hatte ich freilich ein beklemmendes Gefühl, als müßte ich Sie bedauern, als bedrücke mich Ihr Ernst, der müde Zug um Ihre Augen. Es that mir so weh, daß ich Sie so einsam wiederfand. Und dann, als ich Ihnen selber das Schlimmste angethan hatte, da ward dieses Mitleid förmlich zu einer schweren Last, die alles erstickte, was ich früher gewünscht und begehrt, die mein ganzes Wesen verwandelte. Bis ich mir dann eines Tages gestehen mußte, daß in den traurigen Stunden, unter wilden Schmerzen, die Liebe über mich gekommen war, die erste, tiefe, große Liebe meines Lebens. Es ist nur ein Jahrzehnt zu spät, ich weiß es, Ewald. Aber sagen muß ich es Ihnen dennoch."

Sein Kuß erstickte ihre Worte. Er hielt sie fest an seine Brust gedrückt und schaute sie an mit verklärten Augen.

„Gerda, soll denn mein Jugendtraum sich wirklich noch erfüllen? Mein schönster Jugendtraum!“

Eng aneinander geschmiegt saßen sie in dem grünen Versteck.

„Mir ist, als seien all die Jahre ein Irren im Dunkeln gewesen, als möchte ich mein Leben vergessen bis zu jenem Wintertag vor einem Jahrzehnt, wo ich verzweifelt über dein Nein fortlief in Sturm und Nacht. Aber Gerda, glaub mir's! Ich hätte damals das Glück, dich zu besitzen, nicht in seiner ganzen Größe verstanden wie heute. Nun weiß ich erst, was es bedeutet, sein Haupt an eine treue Brust legen zu dürfen, was es heißt, eine verständnisvolle Gefährtin zu haben.“

Das Kind kam herbeigesprungen. Ewald nahm es in seine Arme und flüsterte ein paar Worte in das kleine Ohr.

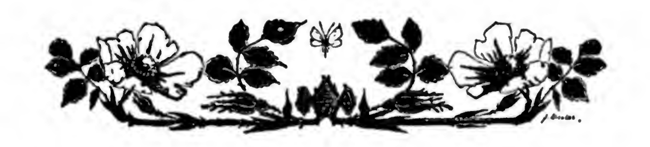
Ein wenig verlegen schmiegte sich Elli an Gerda und schmeichelte mit ihrem hellen Stimmchen: „Mutter! Liebe Mutter! — Aber nicht wahr, du gehst nicht fort, du bleibst immer bei uns?“ fügte sie dann mit ängstlich fragendem Gesicht hinzu.

„Immer, immer, mein Kind!“ gelobte Gerda halb lachend, halb schluchzend.

Die Sterne begannen am Abendhimmel aufzuleuchten, als der Professor die Villa verließ. Gerda hatte ihm das Geleite gegeben durch den Garten, durch den die Glühwürmchen flogen.

„Mein Herz lasse ich hier zurück bei euch,“ sagte er mit einem letzten Blick auf ihr liebes Gesicht. „Bald naht ja der heißersehnte Tag, an dem es keinen Abschied mehr giebt zwischen uns, keine Trennung mehr, nie wieder!“





Die Grotten und Höhlen von St. Canzian.

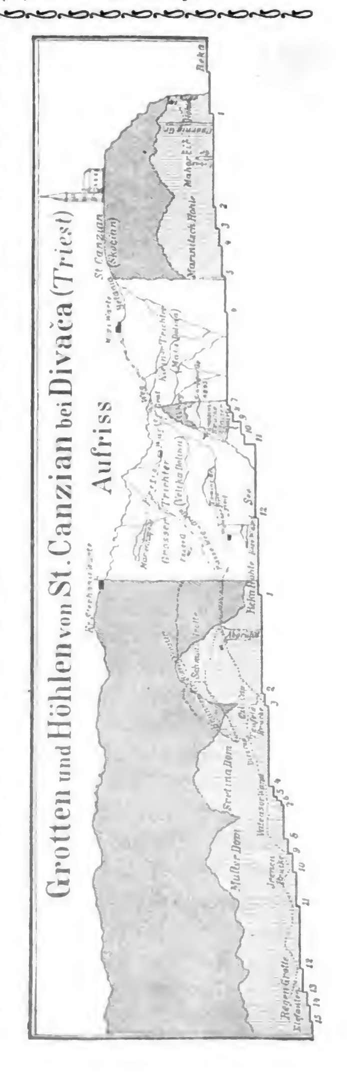
Eine Fahrt in die Unterwelt des Karstes.

Von Hans Scharwerker.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Während nördlich von Laibach die imposante Kette der Julischen Alpen sich erhebt, gipfelnd im gewaltigen Triglavstock, beginnt südlich die Formation des Karstes, die sich über Krain, Illyrien und Istrien erstreckt in Form von Hochflächen, die, vielfach zerklüftet und von Kesseln, Mulden und Trichtern unterbrochen, steil zum Adriatischen Meere abfallen.

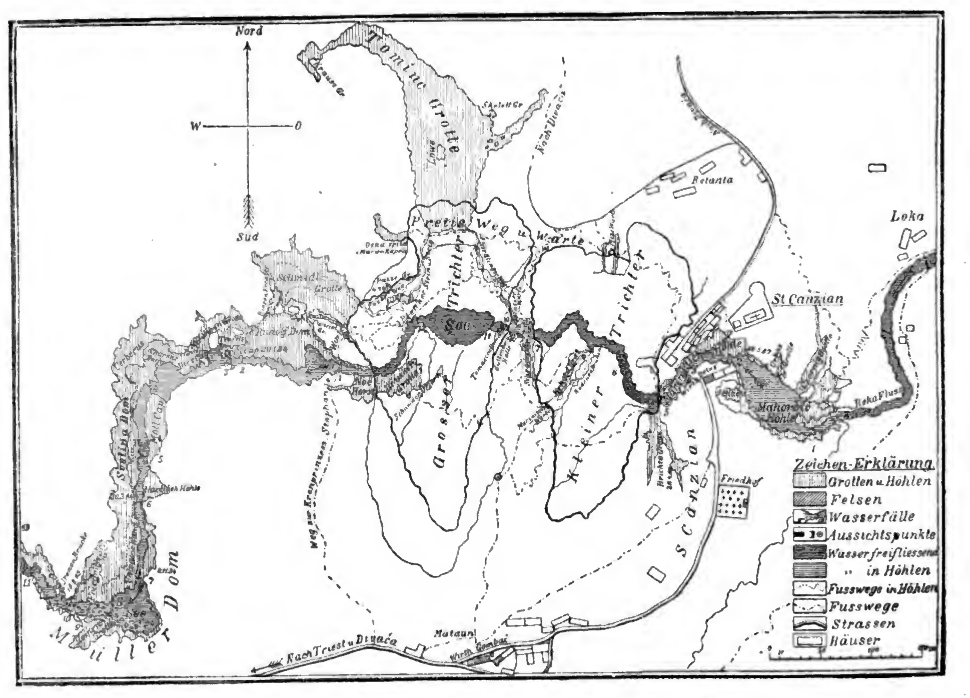
Es ist ein ödes, aber hochinteressantes Gebiet. Weithin sieht man nichts als in der Sonne weiß glänzenden, nackten und allenfalls mit Gestrüpp dürftig bekleideten Kalkfelsen. Hie und da Kulturen in den Bodensenkungen, Wälder, auch Aussichtspunkte, die einen Blick über eine ganz eigenartige Welt darbieten. Aber des Karstes größte Wunder sind seine Höhlen und Grotten, seine trichterartigen Einsenkungen (Dolinen) und schachtartigen Abgründe (Taubenlöcher), entstanden durch die zum Teil unterirdischen Flußläufe. Diese Unterwelt des Karstes,



in ihrer Art nicht minder großartig als die stolzen Türme und Zinnen der Alpen, ist von der Touristenwelt noch viel zu wenig besucht und gewürdigt.

Eine Ausnahme macht allein die weltberühmte Adelsberger Grotte. Ihre günstige Lage an der Bahnlinie Laibach—Triest, ihre gewaltige Ausdehnung und dabei überaus leichte Begehbarkeit, die Menge und Schönheit ihrer Tropfsteingebilde ziehen massenhaft Besucher herbei. Aber wer nur die Adelsberger Grotte gesehen hat, kennt die Unterwelt des Karstes noch lange nicht. Wilder, ursprünglicher, bei weitem großartiger und packender, wenn auch nicht so märchenhaft, tritt sie ihm entgegen in den Grotten und Höhlen von St. Canzian.

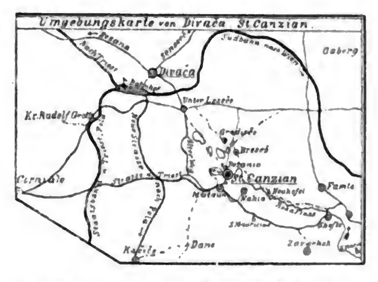
Sie sind von der hier ins Erdinnere eintretenden Reka ausgespült worden im Laufe sehr langer Zeiträume und bilden ein in



Karte der Grotten und Höhlen von St. Canzian bis zum Müller Dom (Grundriss).

seiner Art einzig dastehendes Naturwunder, das, obwohl schon von dem Chronisten Valvasor 1689 erwähnt, doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erforscht und erst in jüngster Zeit dem größeren Publikum zugänglich geworden ist.

Zum erstenmal befuhr Brunnenmeister G. Svetina aus Triest 1840 einen Teil des unterirdischen Flußlaufes der Reka. Die eigentlichen Erschließungsarbeiten aber begannen erst 1851 durch A. Schmidl, der im Auftrage des österreichischen Handelsministeriums dem verborgenen Laufe der Reka von dem Großen Trichter (Velika Dolina) bei Canzian an, wo sie in der Erde verschwindet, nachspürte. Unterstützt von dem Bergpraktikanten J. Rudolf und vier Bergknappen aus Idria entdeckte er die nach ihm benannte Grotte und noch zwei andere großartige Hohlräume, den Rudolfs- und den Svetinadom, aber alle Versuche, weiter vorzudringen, scheiterten. Erst dreiunddreißig Jahre später gelang es den Anstrengungen der Sektion Küstenland des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, mit frischer Kraft das interessante und schwierige Forschungswerk fortzuführen, und ihre „Abteilung für Grottenforschung,“ an deren Spitze die unermüdlichen Pioniere A. Hanke, J. Marinitsch und F. Müller standen, hat in unermüdlicher Arbeit durch Kühnheit und Geschicklichkeit erreicht, was ihren Vorgängern versagt blieb.



Die Erschließung der Unterwelt von St. Canzian ist



Riesenthorklamm.

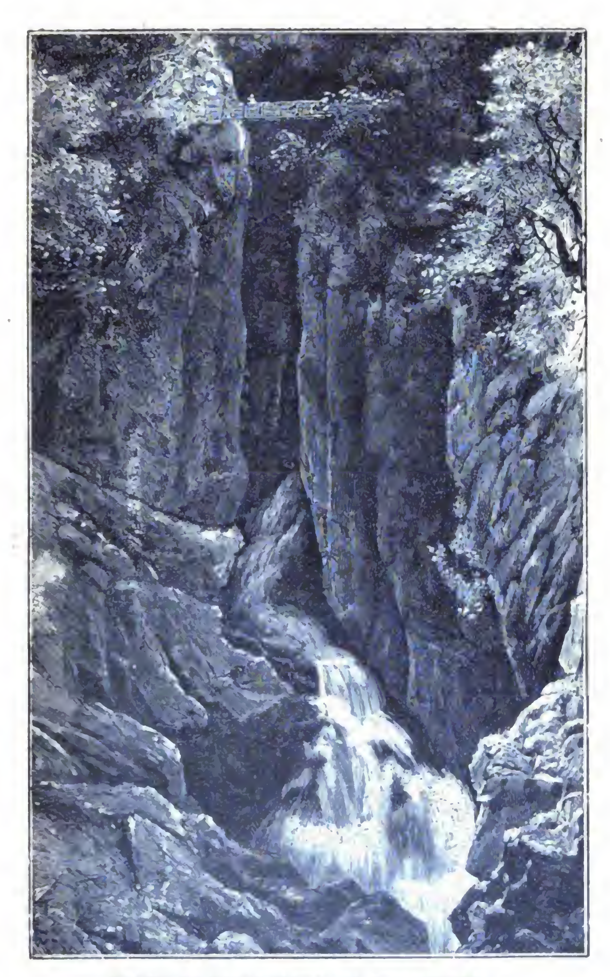
ihr Werk, und nicht weniger als 50,000 Kronen hat die rührige Alpenvereinssektion darauf verwandt, um durch Anlegung sicherer Steige diese Naturwunder auch dem großen Publikum zugänglich zu machen.

Wir wollen heute unsere Leser durch Wort und Bild in jene hochinteressante Unterwelt des Karstes einführen. Die drei Karten werden es jedermann leicht machen, sich zu orientieren.

Ausgangspunkt für den Besuch der Grotten und Höhlen von St. Canzian ist die Eisenbahnstation Divača auf dem Karstplateau oberhalb Triest. Dort kann man Einspänner finden, aber besser und angenehmer ist es, den Weg bis St. Canzian zu Fuß zu machen. Er ist rot markiert und daher nicht zu verfehlen. Er führt zunächst nach dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe Unter-Ležeče auf der Landstraße dahin, dann auf einem Fußsteige durch die öde, aber interessante Karstlandschaft. Links und rechts gewahrt man Dolinen, in deren Grunde der Wind und der Fleiß der Menschen die rote Erde angehäuft hat, die hier allein den Anbau erlaubt. Sonst ringsum ein Gewirr von kahlen Kalksteinen und Klippen, in deren Ritzen nur ärmliche Gräser und Kräuter, hier und dort auch eine verkrüppelte Föhre oder ein Wacholderbusch fortkommen. In der Ferne aber waldige Höhenzüge, überragt von der spitzigen Kuppe des Krainer Schneebergs.

Nach kurzer Wanderung führt der Weg an dem steil abstürzenden Rand der Fuchsdoline vorbei, dann durch ein Buschwäldchen, und plötzlich sehen wir vor uns oberhalb gewaltiger Abgründe auf hohem Felsen malerisch das Dorf St. Canzian liegen.

Eine mit solider Steinbrüstung versehene Felskanzel, die Stephaniewarte, erlaubt uns, bis an den Rand der Großen Doline heranzutreten und in die 160 Meter jäh



Rekafälle der Riesenthorklamm und Commasinibrücke.

abstürzende Tiefe hinabzuschauen, in deren Grunde die Reka schäumend über mehrere Fälle herabstürzt und einen kleinen See bildet, ehe sie, diesen verlassend, ihren Einzug in die Unterwelt hält. Weiterhin ist auch die Kleine Doline sichtbar, dazwischen der beide trennende Felsgrat, auf dem der Alpenvereinsweg hinabführt. Die Reka durchbricht den Grat und bildet eine enge Klamm, die Riesenthorklamm.

Nachdem wir uns an dem großartigen Bilde gesättigt haben, setzen wir unsere Wanderung durch ein kleines Gehölz abwärts bis zu den Häusern von Matavun oder Mataun fort, wo wir im Gasthaus des J. Gombač uns eine Eintrittskarte lösen und uns einen Führer und Beleuchtungsmaterial besorgen.

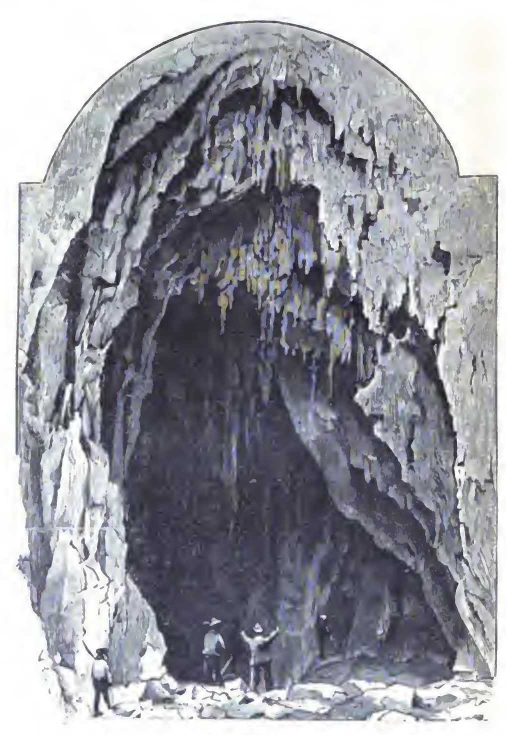
Für die gewöhnliche „große Tour" durch die Rekahöhlen bis zum Müllerdom, sodann durch die Höhlen unter dem Dorfe St. Canzian (Mahorčič- und Marinitschhöhle) sind drei bis vier Stunden erforderlich, wenn man alles ordentlich sehen will. Ausgerüstet mit einer Pechfackel, ein paar kleinen Zinkfackeln und einigen Metern Magnesiumband zur Beleuchtung der Dome machen wir uns auf. Der Abstieg geschieht auf dem Alpenvereinswege. Man passiert die einen guten Einblick in die Kleine Doline gewährende Marinitschwarte. Hoch über dem grünen Buschwerk, das die Doline ausfüllt, thront St. Canzian.

Eine verschlossene Thür sperrt jetzt den Weg. Der Führer öffnet, und wir steigen am steilen Hang auf gutem Zickzackweg weiter abwärts. Gleich unterhalb der Thür bieten das Lugeck, eine in die Kalkfelswand eingesprengte Nische, einen überraschenden Blick in die 70 Meter hohe Riesenthorklamm, durch welche die Reka in fünf Fällen brausend sich zwängt. Noch großartiger ist der Blick in die Klamm von der Tommasini-



Oblasserwarte.

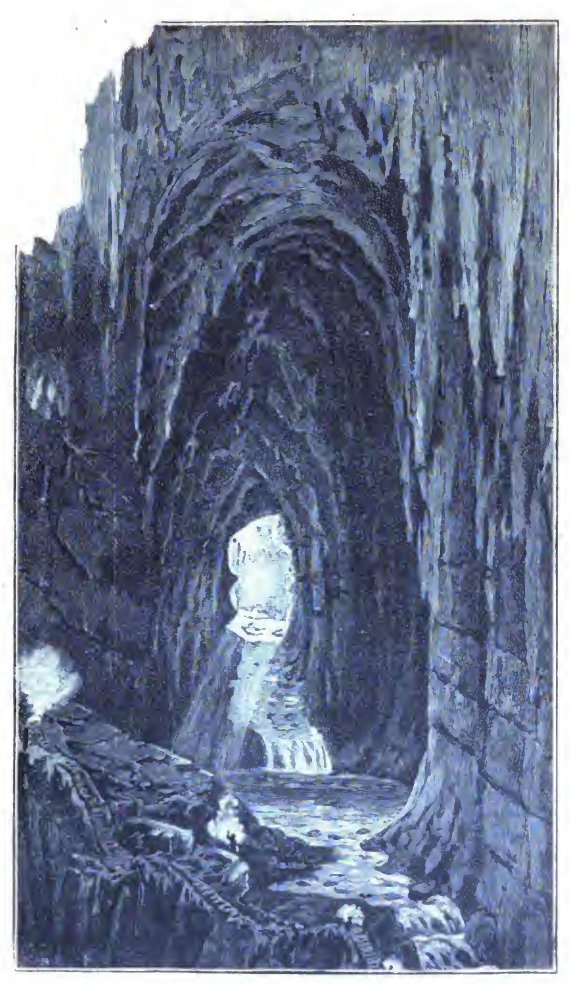
brücke aus, die wir auf etwas schwindeligem, aber völlig sicherem Steige erreichen. Hier treten die Felsen ganz nahe zusammen, nur 9 Meter Entfernung trennt



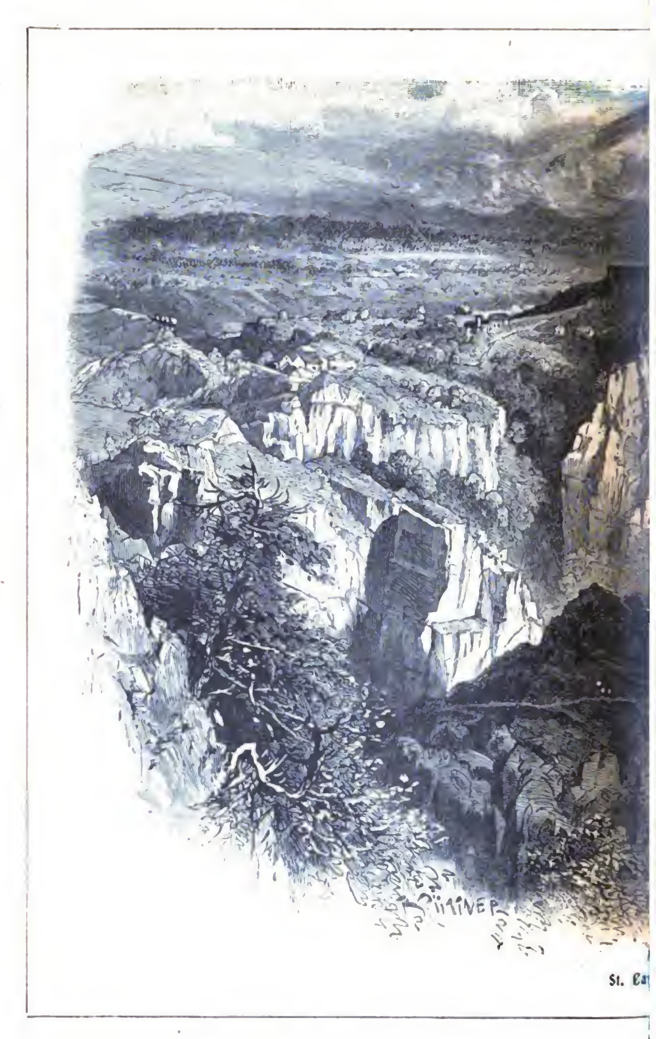
Schmidlgrotte.

sie. Donnernd hallt von unten der Schall der stürzenden Wasser herauf.

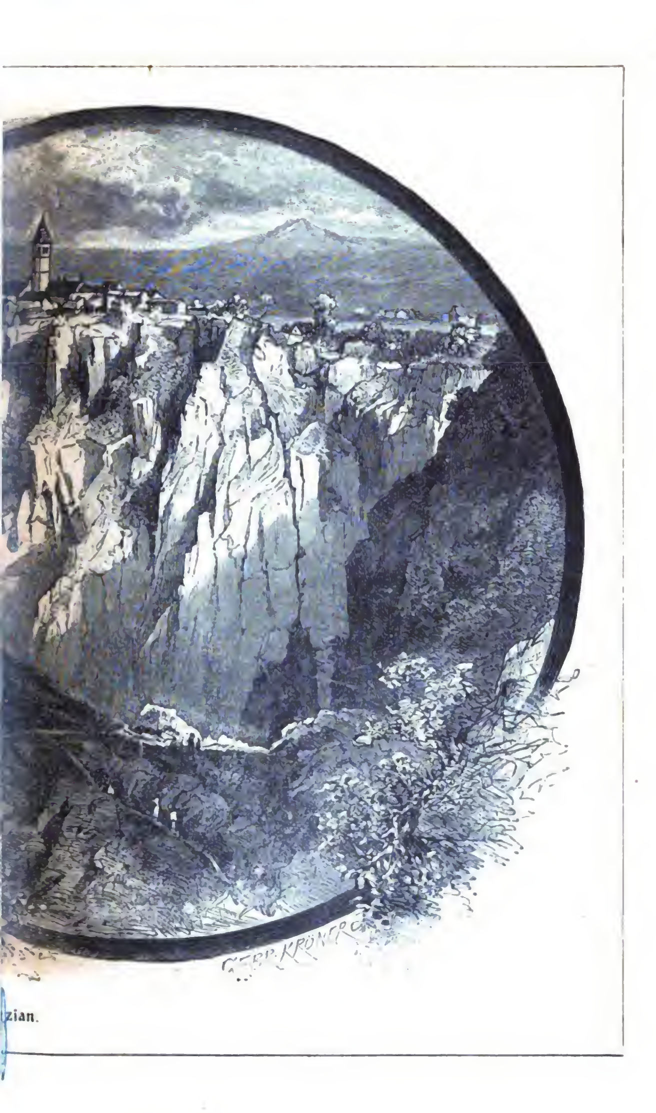
Wollen wir von der Gewalt dieser stürzenden Wasser aber eine völlig zureichende Vorstellung gewinnen, so



Rudolfsdom.



St. Ca



zian.

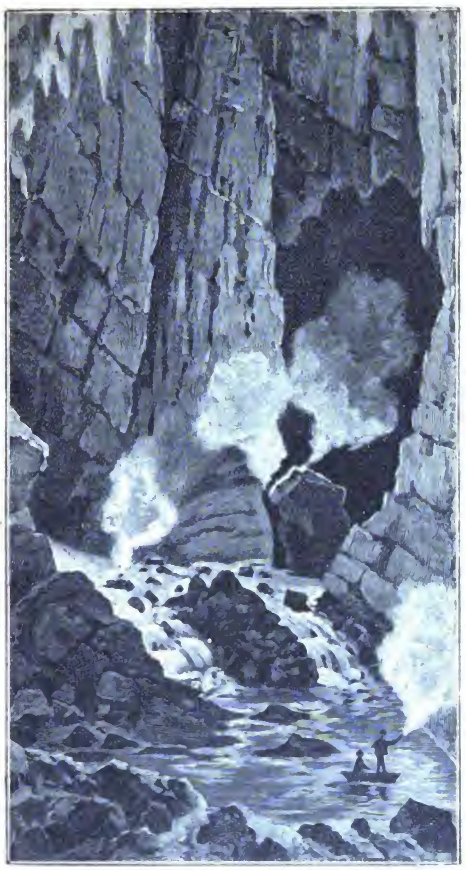
müssen wir durch einen von der Reka in früheren Jahrtausenden gewühlten engen Gang, den sogenannten Naturstollen, zur Oblasserwarte hinabsteigen. Auf diesem hervorragenden Punkte sehen wir uns in unmittelbarer Nähe der Rekafälle, die wir bisher nur aus der Höhe beobachtet haben.

Ein in den senkrechten Felsen gesprengter Steig führt uns an den tobenden Fluten vorüber ins Freie. Beim Austritt aus der Felsenenge befinden wir uns in der Großen Doline, unmittelbar am See, in den sich die Reka hinabstürzt. Hoch oben, 40 Meter über uns, schwebt die luftige Tommasinibrücke.

Unser nächstes Ziel ist die Tomincgrotte, die sich als eine Halle von 20 bis 30 Meter Breite und 80 Meter Tiefe frei nach der Doline öffnet. Man fand dort eine große Anzahl vorgeschichtlicher Reste aus der jüngeren Steinzeit und der Hallstätter Periode, auch Gegenstände aus der Römerzeit, die bewiesen, daß diese schwer zugängliche Höhle jahrhundertelang als Wohnung und Zufluchtsort von Menschen gedient haben müsse.

Von der Tomincgrotte geht es auf dem der senkrechten Felswand abgerungenen „Plenkersteig" und dem „Pazzeweg" nach der Schmidlgrotte, einer gewaltigen 30 Meter hohen Halle, in die aber der Tag noch hell hineinscheint. Die Decke wird durch die wunderlichsten Tropfsteingebilde verziert, die Wände schieben sich kulissenartig hintereinander. Es ist die Vorhalle zu den Wundern der Unterwelt, die zu schauen wir uns nun vorbereiten. Bisher waren wir in der Doline und noch vom Licht des Tages geleitet. Jetzt aber werden, während wir dem Hintergrunde der Schmidlgrotte zuschreiten, die Fackeln angezündet. Es geht hinab ins Dunkel.

Links im Hintergrunde der Grotte öffnet sich eine Seitenschlucht, in der wir abwärts steigend vordringen.



Müllerdom.

Dumpfes Getöse schallt uns aus der Finsternis entgegen. Dürftig erhellen die Fackeln nur gerade den Weg vor unseren Füßen. Und so ist es eine gewaltige Ueberraschung,


Hankekanal

wenn uns der Führer stillstehen heißt, Magnesiumlicht aufflammt, und wir uns plötzlich im Rudolfsdom sehen, einer Halle, deren Dimensionen abzumessen uns im ersten Augenblicke nicht gelingen will. Erst nach und nach gewinnen wir einen richtigen Eindruck dieses unterirdischen Naturdomes. Gegen 80 Meter hoch wölbt sich die Halle über unserem Haupte, ihre Länge beträgt 113 Meter. Drei Fälle bildend eilt die Reka hindurch. Am besten überblickt man die gewaltige Halle vom „Belvedere“ aus.

Der sichere, nach außen mit Eisengeländern versehene Pfad zieht nun an der Felswand weiter, umgeht das Cilikap, wo sich die Decke der Höhle tief herabsenkt, und erreicht dann einen Punkt, wo ein Seitenpfad zur Rechten zur Brunnengrotte emporführt. Diese lassen wir vorläufig liegen und dringen weiter vor bis zum Svetina-



Guttenberghalle.

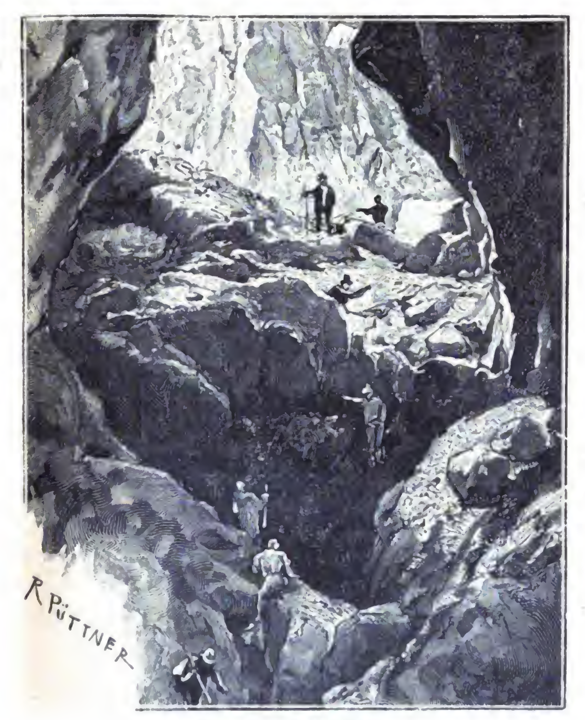
dom, einer dem Rudolfsdom ähnlichen und auch an Größe fast ebenbürtigen Halle. Auch hier bildet, wie auf ihrem ganzen unterirdischen Laufe, die Reka mehrere Fälle, und ihr Rauschen und Brausen wird häufig so stark, daß es den Schall der menschlichen Stimme völlig übertönt, besonders jetzt, wo wir uns dem

höchsten unterirdischen Falle nähern. Der Steig geht nahe der Reka entlang und zur Valvasorwand empor, unter der sich der sechste Fall donnernd in eine enge Klamm stürzt. Ein Stückchen weiter erreicht man den Müllerdom, den höchsten und interessantesten dieser unterirdischen Hohlräume. Riesige, glatte Wände tragen die 85 Meter hohe Kuppel dieser Halle, die unten der glatte Spiegel des Müllersees erfüllt, dessen abfließende Gewässer sich durch Felstrümmer und Klippen in eine enge, hohe Klamm, den Hankekanal, ihren Weg bahnen.

Hier endigt die gewöhnliche Tour. Wer noch mehr Zeit und Lust hat, in die Unterwelt des Karstes tiefer einzudringen, muß zwei Führer nehmen, doch wiederholen sich im Grunde immer dieselben Bilder, die das bisher Gesehene kaum erreichen, geschweige denn überbieten. Vom sogenannten Rinaldinidome an hört außerdem der gute Steig auf. Man dringt auf schmalen, feuchten Balken vor, die an der glatten Felswand mit Eisenklammern befestigt sind; eine in Schulterhöhe angebrachte Eisenstange dient der Hand als Halt. Von einem nach außen schützenden Geländer ist keine Rede, und daher dieser Teil der Höhlen nur von gewandten, schwindelfreien Leuten begehbar. Vom Martelsee aus endlich wird man in einem kleinen Boot durch die hier ganz niedrig werdenden Klüfte bis zur Marchesettihöhle weitergetragen, an deren unterem Ende die Reka in einen Gang eintritt, der völlig von Reisig verstopft ist, das man noch nicht im stande war, zu entfernen.

Bis dahin wagen sich meist nur Alpinisten. Wir kehren beim Müllerdom um, schlagen aber zur Rückkehr nicht denselben Weg ein, sondern steigen in eine Seitengrotte hinauf und empor zu dem 60 Meter hohen Novakkap, einem vorspringenden Felsgrat, von dem sich ein schwin-

delnder Blick in die Tiefe eröffnet. Ein kühner, in die Wände des Müller- und Svetinadomes eingesprengter Steig, der „Hohe Gang", der bis zu 45 Meter über der



Abstieg zur Mahorčičhöhle.

Reka aufsteigt, führt zu der wundervollen Brunnengrotte mit ihren Kalksinterterrassen, den „Brunnen", und an der Wand des Rudolfsdomes entlang zurück zur Schmidlgrotte, wo wir nach der langen unterirdischen Wanderung

mit Freude wieder das Tageslicht begrüßen, das unsere Augen in der Großen Doline fast blendet.

Wir schreiten diesmal nicht zum Lugeck hinauf, sondern nach der ihm gerade gegenüberliegenden Guttenberghalle, einem Felsvorsprung unter dem natürlichen Bogen, der die Riesenthorklamm überspannt, und genießen hier nochmals einen wundervollen Blick in die tiefe Schlucht mit ihren Wasserfällen. Dann durchschreiten wir die kleine Schrödergrotte, sowie einen künstlichen Tunnel und betreten die Kleine Doline, in der, gerade unterhalb des Dorfes St. Canzian, noch einige Höhlen liegen, deren Besichtigung niemand versäumen darf.

An der Brichtagrotte vorbei auf eingesprengtem Wege erreichen wir die Konkordiabrücke, überschreiten die Reka und steigen hinab in die Marinitschhöhle. Der Weg wird immer interessanter, aber auch bedenklicher, und besonders der Abstieg zu der großartigen Mahorčičhöhle ist so alpin, daß er nicht jedermann angeraten werden kann. Wundervolle Lichteffekte erzeugt hier das von oben und der Seite her einfallende Licht im Verein mit dem brausenden Wasserschwall, den der Pfad an mancher Stelle des letzten Teiles fast streift. Wir durchschreiten die Mahorčičhöhle und steigen von der anderen Seite bis zur Kirche von St. Canzian empor, wo sich dem Blicke eine umfassende Rundsicht über den Karst, sowie in den Abgrund Okroglica erschließt, der bis zur Mahorčičhöhle hinabreicht und dieser durch zwei große Oeffnungen Licht spendet.

Mit der Rückkehr nach dem Gasthaus Gombač im nahen Montavun, wo wir uns nach den gehabten Anstrengungen stärken können, ist die Wanderung durch die Höhlen und Grotten von St. Canzian beendet, deren gewaltige Eindrücke unverwischbar im Gedächtnis eines jeden Besuchers haften.



Die vier Temperamente
oder
Die Reise nach Berlin.

Humoristische Skizze von Friedrich Thieme.



Der Sanguiniker.

Der Assessor Leo Moosbach lacht laut auf und ruft mit schallender Stimme nach seinem Diener: „Johann — Johann!"

„Herr Assessor!"

„Weißt du schon das Neueste?"

Johann sieht seinen Herrn neugierig an, und weil dieser lacht, schmunzelt er auch.

„Ich bin Onkel geworden. Mein Schwager depeschiert: „Komme nach Berlin zur Taufe Deines Neffen." Wir wollen sofort abreisen, Johann. Der Zug geht um Elf — du gehst mit. — Warum freust du dich denn übrigens so, Johann?"

„Ich freue mich nur, weil Sie sich freuen, Herr Assessor."

„Pfiffikus du — nach Berlin, verstehst du wohl?"

„Nach Berlin," wiederholt Johann strahlenden Auges.

„Bereite alles vor, ich will unterdessen Toilette machen. Die Zeit drängt. Und nobel müssen wir auftreten, Johann — Berlin ist — Berlin ist — du verstehst mich schon?"

„Ich verstehe schon, Herr Assessor." —

„Seh' ich denn noch einigermaßen acceptabel aus?" fragt der Assessor nach einer Weile, indem er vor den Spiegel tritt.

„O, Herr Assessor, wie ein Apolldo."

„Apollo, dummer Kerl. Ich bin sechsunddreißig, alter Freund, das darfst du nicht vergessen."

„Das sieht Ihnen niemand an, Herr Assessor."

„Hm, ich denke doch auch — ich meine überhaupt, es sollen vergnügte Tage werden, Johann."

Johann reibt sich lächelnd die Hände.

„Daß du dich aber solid hältst, alter Freund," fährt der Assessor lächelnd fort. „Daß du mir nicht wieder die Nacht herumschwärmst wie vor zwei Jahren, als wir zur Hochzeit meiner Schwester dort waren. Weißt du noch, wie du früh um vier Uhr in der Friedrichstraße gegen mich anranntest?"

„Ach, die Friedrichstraße!" ruft der Diener enthusiastisch. Dann rennt er eifrig hinaus, um alles für die Reise in stand zu setzen.

„Vielleicht giebt's auch schon auf der Eisenbahn ein kleines Abenteuer," jubelt der Assessor im Vorgefühl froher Erlebnisse, während er einige indiskrete Graue aus dem etwas dürftigen Bestand seines Apollokopfes exmittiert. „Schwager Karl ist ja auch ein fideles Haus — verdirbt keinen Spaß — kann einen Stiefel vertragen. O Berlin, herrliches Berlin!"

Schmunzelnd beendet er seine Toilette. Schmunzelnd wichst Johann Stiefel, schmunzelnd bürstet er die Kleider.

Schmunzelnd stehen Herr und Diener endlich reisefertig voreinander.

„Nun, Johann, wie seh' ich aus?"

„Schneidig, Herr Assessor."

„Nicht älter wie dreißig, wie?"

„Wie achtundzwanzig, Herr Assessor."

„Und das da" — der Assessor deutet schmunzelnd auf den leuchtenden Mondschein seines würdigen Hauptes — „geschickt verschleiert, wie?"

„Nicht die Spur zu bemerken."

„Dann man los, mein Junge."

Der Phlegmatiker.

„Nach Berlin soll ich reisen? Ach du lieber Gott!" stöhnt Rentier Möller und lehnt sich in seinen Lehnstuhl zurück. „Und bei dem Wetter!"

„Aber Papachen, es ist ganz gut für uns, wenn wir mal aus dem alten Schlendrian herauskommen," ermutigt ihn seine Gattin.

„Ja, ja, Mama — aber Berlin — so ein Höllenpfuhl — mich schauert schon, wenn ich an das Menschengewimmel dort nur denke. Die Stöße mit dem Ellenbogen — das Hasten, Lärmen, Rasseln — brr! Ich lobe mir meine Ruhe, du weißt es ja."

„Gewiß, Männchen, aber es geht doch nicht anders, — unser Kind —"

Der Rentier seufzt. „Na meinethalben — wann geht denn der nächste Zug?"

„Um Elf."

„In drei Stunden — das ist unmöglich. Weißt du, Pauline, wenn wir heute abend um sechs Uhr fahren, ist es auch noch Zeit genug."

„Aber wir sollen doch gleich kommen."

„An demselben Tage, ist das etwa nicht gleich?“

„Was für eine wichtige Veranlassung kann das nur sein?“

Er seufzt. „Vermutlich nichts von Belang — dummes Zeug, einen deswegen aus aller Gemütlichkeit zu reißen.“

„Vielleicht bist du gar Großvater geworden, und ich Großmutter.“

„Meinst du?“

„Oder sie haben in der Lotterie gewonnen.“

„Möglich.“

„Oder ist vielleicht etwas passiert — was denkst du?“

„Aber Herzchen, ich weiß es doch nicht! Ich könnte hunderterlei denken und es trifft nichts davon zu, also denke ich lieber gar nichts und warte es ab. Wenn wir hinkommen, werden wir es ja erfahren.“

„Willst du nicht deine Vorbereitungen treffen, Joseph?“

„Jetzt schon? Dazu habe ich ja noch überflüssig Zeit.“

Herr Möller frühstückt in aller Seelenruhe, dann liest er seine Zeitung, dann begiebt er sich zum gewohnten Frühschoppen in den „Adler“. In der Regel trennt er sich gegen ein Uhr nach dem dritten Seidel, heute läßt ihn seine Frau bereits viel früher abrufen.

„Herr Möller, das Essen steht auf dem Tische — Sie möchten sofort kommen,“ flüstert ihm das abgesandte Dienstmädchen ins Ohr.

„Jetzt schon? Komme gleich.“

Nachdem er gewissenhaft ausgetrunken und ausgeraucht, begiebt sich der dicke Herr in seine Wohnung.

„Ich habe heute das Essen früher angerichtet, Joseph, wegen der Reise.“

„Schon gut.“ Er setzt sich hin und diniert mit der ganzen Leistungsfähigkeit eines Mannes, welcher Zeit und Disposition im Ueberfluß zur Verfügung hat. Dann

streckt er sich auf dem Sofa aus, um sein Mittagsschläfchen in Angriff zu nehmen.

„Aber Joseph, heute doch nicht — heute mußt du einmal verzichten."

„Verzichten? Auf meinen Mittagsschlaf? Warum nicht gar — ohne den bin ich den ganzen Tag nichts wert. Lieber mag ganz Berlin zu Grase gehen."

„Aber unsere Tochter —"

„Ach was, sie kann warten — wir haben auch warten müssen, bis die Depesche kam."

Spricht's und hält ganz wie immer seine Siesta, nur daß seine Gattin ihn heute schon um drei Uhr zu wecken beginnt, so daß er eine halbe Stunde später, nachdem er lange Zeit wie halbtrunken mit glasigen Augen um sich geblickt, sein reales Bewußtsein so weit wieder gefunden hat, daß er sich nun mit der ihm eigenen vorsichtigen Langsamkeit an die Arbeit des Packens machen kann. —

„Fertig, Männchen?"

„Gleich."

„Wir müssen fort — mach rasch."

„Ohne Abendbrot?"

„Wir essen im Zuge."

„In solcher Hast und Aufregung? Da schmeckt mir kein Bissen. Ohne Abendbrot keinen Schritt, Mama."

Sie seufzt und läßt in aller Eile anrichten. „Nun schnell, Joseph, und ich bitte dich um alles in der Welt, eile, sonst versäumen wir den Zug."

„Na, hexen kann ich nicht." Und er speist mit gewohnter Hartnäckigkeit.

„Aber so mach doch, Mann — du hast ja die Stiefel noch nicht an, den Schlips noch nicht gebunden —"

„Wird alles, Linchen. Nur keine Ueberstürzung — gieb mir mal den Schinken dort herüber."

„Herrgott, 's ist die höchste Zeit."

„Auf die Minute kommt's nun auch nicht an."

Endlich fertig, wischt er sich mit der Serviette ab, dann erhebt er sich und zieht gemächlich die Stiefel an. Seine Frau steht mit Hut und Schlips ungeduldig vor ihm.

„Hier, hier!"

„Ja, gleichzeitig kann ich doch nicht die Stiefel anziehen und auch den Schlips binden."

„Endlich — was, du steckst dir auch noch eine Zigarre an? Du bringst einen zur Verzweiflung, Mann."

„Mit Dampf geht's besser. Hast du den Cognac eingepackt? Die Zigarren? Gut, dann kann's losgehen."

Seine Frau zieht ihn hastig mit sich fort. Auf der Straße bleibt der Rentier atemlos stehen.

„Bist du toll, Linchen? So kann ich nicht laufen — wir kommen schon noch zurecht."

„Dann wollen wir lieber eine Droschke nehmen — es ist die höchste Zeit."

Sie nehmen eine Droschke, trotzdem fährt ihnen, als sie den Bahnhof erreichen, der Zug vor der Nase weg.

„Dacht' ich's doch — o du trauriger Umstandskasten du!"

„Aber Mamachen, rege dich doch nicht so auf. Wir fahren dann eben morgen früh mit dem ersten Zuge — eine Nachtfahrt ist in unserem Alter so wie so nicht gesund!"

Der Choleriker.

„Pauline — Pauline—e—e! Ich muß heute abend nach Berlin reisen! Wo bleibst du denn in aller Welt? Schnell, schnell, wenn wir mit allen Vorbereitungen fertig werden wollen, müssen wir uns dazuhalten!"

„Bis heute abend ist's ja noch lange hin, lieber Mann."

„Noch lange hin? Was denkst du dir denn eigentlich

von so einer Reise? Berlin ist weit, verstanden? Was muß ich da nicht alles mitnehmen? Mir schwindelt der Kopf, wenn ich nur daran denke. Wie soll das nur alles noch möglich werden in der kurzen Zeit! Du hast ja auch noch den Knopf an meinen blauen Rock zu nähen, Pauline."

„Ja, ja, es wird geschehen."

„Und mir die Oberhemden zu bügeln und die Geschenke für Anna herauszusuchen, die ich mitnehmen soll. Und Bertha soll gleich zum Schuhmacher und die Stiefel holen, Franz soll mir ein Kursbuch besorgen, aber sofort. Schwerenot, wo nehme ich denn einen Koffer her? Meiner ist ja kaput! Pauline, Pauline! (Pauline hat sich nämlich eben entfernt.) Natürlich, wenn man das Weib braucht, ist es nie in der Nähe! Wo steckst du denn?"

„Ich habe nur deine Anweisungen —"

„Ach was, das konnte im zehnten Teil der Zeit geschehen sein. Ich habe ja keinen Koffer, Pauline."

„Wir borgen wieder den vom Vetter Moritz."

„Franz soll ihn auf der Stelle holen. Hast du den Knopf angenäht?"

„Noch nicht."

„Noch immer nicht — lieber Himmel, 's ist ja die höchste Zeit! Bertha soll mir Zigarren holen — ist denn das dämliche Frauenzimmer noch nicht wieder da?"

„Sie ist ja noch gar nicht fort, sie muß sich doch erst anziehen."

Herr Schultze fährt wie ein wütender Löwe empor. „Bombenschockdonner, ist denn das Individuum närrisch? Ich will ihr Beine machen, der faulen Hanne. Solche Idioten! Und ich versäume deswegen den Zug! Du stehst auch hier und guckst den Mond an, statt daß du dich rührst! Wo ist denn unsere Olga, kann sie dir nicht helfen?"

„Sie macht ihre Schularbeiten."

„Dazu ist noch Zeit genug — sie soll die Zigarren holen. Wo willst du denn schon wieder hin, Pauline? Kannst du denn nicht warten, bis wir alles besprochen haben? Du willst dich bloß drücken, wie, verehrte Madame?"

„Ich muß doch der Olga sagen —"

„Na, da wird's aber höchste Zeit."

Pauline eilt ab, Bertha kommt.

„Na, können Sie die Beine nicht ein bißchen rascher voreinander setzen? Die Stiefel, die Stiefel, wo haben Sie denn meine Stiefel?"

„Die werden erst in einer Stunde —"

„Was? Dieser infame, krummbeinige Knasterbart — die Haare einzeln könnt' ich ihm ausreißen! Ob diese Esel wohl je Wort halten, und dann wundern sie sich, daß das Handwerk zu Grunde geht. Von nun an sollen die Kerle mir kommen, ich unterstütze bei der Wahl das Großkapital. — Na, was gaffen Sie mich denn an? Vorwärts, wieder hin, warten Sie drauf, drängen Sie den Bummler!"

Bertha geht wieder.

„Pauline, Pauline, wo zum Kuckuck ist denn mein Feuerzeug? Dieses liederliche Frauenvolk — ja so, da ist's ja in der Tasche. Ist denn Franz mit dem Koffer noch nicht da? Franz, nichtsnutziger Schlingel, wo hast du denn den Koffer?"

„Da bringe ich erst das Kursbuch, Herr Schultze," versetzt der Lehrling treuherzig.

„Das Kursbuch! Und das sagt der Lümmel mit einer Schafsmiene — der Koffer ist doch viel notwendiger, ich kann doch die Sachen nicht ins Kursbuch packen, du Pflaumentoffelgesicht! Na los, los, Duselkopf, den Koffer, den Koffer, verstehst du nicht?" schreit er den heulenden Jungen mit der Stimme eines rasenden Löwen an.

Franz trollt sich eiligst. Nach einer halben Stunde erscheint Bertha mit den Stiefeln.

„Na, endlich — und noch nicht mal gewichst? Was soll denn das heißen?"

„Ich wollte nicht länger warten, da Sie —"

„Was? Sie haben sich wohl daneben hingestellt? Hahahahaha, das nennt sich Pflichtgefühl! Und dafür muß unsereiner bezahlen! Sie müssen nicht recht bei Verstande sein, Bertha."

„Aber Sie haben mir doch befohlen —"

„Was, ich? Alberne Gans, was fällt Ihnen ein? Na, solche Menschen, und da woll'n sie auch noch die Gesindeordnung verbessern. — Pauline, Pauline! Du hast mir ja den Schlips nicht ausgebessert, obgleich ich dir's schon gestern abend gesagt habe. — Na, was wollen Sie denn noch, Bertha, haben Sie weiter nichts zu thun — Sie Monstrum?"

„Ich bin kein Monstrum, das brauch' ich mir nicht zu gefallen zu gelassen," flennt das Mädchen.

„Was? Insubordination? Wenn Sie noch ein Wort sagen, jage ich Sie zum Teufel."

„Ich lasse mir —"

„Fort! Auf der Stelle! Ich zermalme Sie, Sie Ungeheuer! Sie verlassen auf der Stelle das Haus! Ihren Lohn bis zum Quartalsschluß bekommen Sie, aber ich will Sie nicht mehr vor Augen sehen."

Pauline stürzt herbei. „Aber Julius, was fällt dir ein?"

„Ach was, ich lasse nicht auf mir Holz hacken! — Bringt denn der Racker den Koffer noch immer nicht? Herrgott, schon zwölf Uhr —" er sinkt, am ganzen Leibe schwitzend, auf einen Stuhl. „Ich löse mich auf, ich löse mich auf!"

Den ganzen Nachmittag fährt Herr Schultze fort im Hause wie ein rasender Roland zu toben. Bald taucht

er hier, bald dort auf, die Frau weint, Bertha heult in der Küche, Franz wird zitternd umhergejagt, Olga bekommt dreimal Ohrfeigen angedroht, und der jüngste Sproß der Familie, der sechsjährige Max, wird mit dem wilden Ausruf: „Marsch aus dem Wege, Brut!“ beiseite gestoßen.

Je näher die Stunde des Abschieds rückt, je toller gebärdet sich Herr Schultze, er speit förmlich Feuer, seine Brust arbeitet, seine Augen flammen. „Pauline, Pauline!“ gellt seine bereits heiser gewordene Stimme durch das Haus. „Wo bleibt denn mein Kragen? Ich werde nicht fertig, nicht fertig! Wo zum Teufel ist die Zigarrentasche? Mein Himmel, nur noch eine Stunde — und was fehlt nicht noch alles! Die Bücher zur Lektüre, der Waschlappen, Kamm und Bürste, der Spiegel — hast du mir drei Stearinkerzen besorgt, für den Fall ich nachts nicht schlafen kann? Der Stiefelknecht ist auch noch nicht gepackt — Franz soll schnell noch Postkarten und Marken holen, damit ich jederzeit schreiben kann. Nun fehlt auch noch Tinte, Feder und Bleistift, ein Reservehut, die Kleiderbürste, ein Paar Hosenträger für den Fall die anderen reißen — die Brille, wo ist meine Brille? Die hat mir der Unband, der Max —“

„Hier liegt sie ja, Papa.“

„Wer hat sie da hingelegt? 's ist zum Verrücktwerden! — Wo hast du die Taschentücher? — Ich werde doch nichts vergessen? Die Würstchen, Pauline, die Würstchen — das Opernglas — da liegen ja auch die Zigarren noch, und wo ist die Flasche Portwein? Noch eine Schachtel Schweden, Bertha, Kreuzmillion — na, wie lange dauert denn das? Schmieren Sie doch Ihre Spazierhölzer gefälligst ein!“ — —

Endlich sitzt Herr Schultze im Wagen, der ihn nach dem Bahnhof bringen soll. Alles ist fertig, der Koffer

steht neben ihm, und er hat noch so viel Zeit, daß er am Bahnhof sicherlich dreiviertel Stunden — schlecht gerechnet — warten muß. Allmählich glättet sich nun seine Stirn, seine rollenden Augen nehmen einen milderen Ausdruck an, zuletzt erscheint eine Thräne in seinen Augen.

„Na, Kinder, nichts für ungut, die Aufregung bei einer solchen Tour — weine nicht, Maxel, ich bringe dir ein großes Schaukelpferd mit. Komm, Olga, einen Kuß — nun, Bertha, 's war nicht so bös gemeint — hier haben Sie einen Thaler — und du, Franz, nimm diese Mark, mach dir einen lustigen Abend. — Du bist mir doch nicht böse, Frau? Der verwünschte Jähz—, eh, die vertrackte Nervosität, die fatale Nervosität!"

Der Melancholiker.

Doktor Immanuel Mondling nimmt erbleichend und zitternd die eben abgegebene Depesche in Empfang.

„Grundgütiger Gott! Amalia, geliebtes Weib, was mag da geschehen sein? O, wie mein Herz schlägt! Gewiß wieder ein entsetzliches Unglück!"

„Sicherlich nicht, Männchen. Mach sie nur auf, wahrscheinlich eine Bestellung."

„Erbrich du sie, Amalia — ich — ich kann nicht. Einen Augenblick — warte, bis ich mich gesetzt habe — so — was —"

„Sie ist von unserem Schwiegersohn: Kommt sofort, wichtige Veranlassung, Edgar."

„Wichtige Veranlassung? Kommt sofort? O Himmel, unser Kind ist schwer krank oder vielleicht tot!"

„Aber wer sagt denn das, Papa, es steht doch gar nicht da."

„Ich ahne, daß sie tot ist! Ja, unsere geliebte Thekla ist uns entrissen — ich fühle es in meinem In-

neren. Ich unglücklicher Vater, wir bedauernswerten Eltern! Allzufrüh und fern der Heimat, während noch die Jugendlocken ihre Schultern blond umgaben."

„Dann hätte doch Edgar sicherlich eine Andeutung gemacht."

„O, er ist zu zartfühlend — paß auf, es folgt in Kürze ein zweites Telegramm, welches näheren Aufschluß bringt. Er will uns nur vorbereiten." Doktor Immanuel Mondling lehnt sich stöhnend in seinen Stuhl zurück. „Alles Unglück kommt auf unser Haupt!" klagt er mit starren Blicken. „Wir sind nun einmal prädestiniert — hahaha — wir Armen!"

„Sei kein Thor, du hast sicherlich im Gegenteil gerade Ursache zur Freude. Du bist wahrscheinlich Großvater geworden, weiter ist's nichts."

Der Doktor stößt einen tiefen Seufzer aus. „Armer, kleiner, unglücklicher Wurm! O, wie bemitleide ich dich! Eine Welt voll Leiden vor dir! Besser, du wärest nicht geboren —"

„Wir müssen gleich fahren, Immanuel — mach dich fertig."

„Ich komme, Amalia."

„Ach wie schade, da fängt es gerade an zu regnen."

„Natürlich! Warum sollte es auch nicht? Wenn ich reise, ich — hahaha!"

„Ach Thorheit, heute wollen sicher Hunderte und Tausende das Gleiche thun."

„So müssen die Armen leiden um meinetwillen — mein Unglück kommt mit über sie!"

„Ach wie dumm, heute ist nun gerade im Theater „König Lear", den du so gern ansehen wolltest."

Doktor Mondling lacht bitter. „Verhängnis, Verhängnis!"

„Es muß auch gerade so zusammentreffen."

„Und das wundert dich, Amalia? Hast du denn die Einsicht noch immer nicht gewonnen, daß ich — daß alles Gute in meinen Händen sich zum Schlechten kehrt? Daß alles, Glück, Zufall, Natur, Schicksal, gegen mich sind und Tag und Nacht grübeln, wie sie mir etwas am Zeuge flicken können?"

„Ach geh, du bist ein Pessimist ... beeile dich nur."

„Soll ich das ganze Geld mitnehmen? Auch die Staatspapiere?"

„Warum nicht gar. Laß sie nur ruhig im Sekretär."

„Meinetwegen. Wenn wir wieder zurückkehren, sind sie doch gestohlen oder verbrannt, denn Feuer bricht aus, ich fühle es."

„Wer wird denn aber an so was überhaupt nur denken?"

„Ich habe eine Ahnung. Dann heißt es noch, wir haben es angezündet und sind nur verreist, um den Verdacht von uns abzulenken. O Himmel, ich ertrage den Verlust der Freiheit nicht, ich sterbe im Gefängnis!"

„Rede nicht so, unser Sohn Paul mit Frau und Kindern bleibt doch im Hause."

„Die Kinder werden mit Streichhölzchen spielen und das Unglück ist vollbracht, Amalia!" — —

Die Stunde ist da, es geht ans Abschiednehmen. Mit düsterer Miene steht Herr Doktor Mondling im Kreise der Seinen. „So lebt denn wohl, so lebt denn wohl! Gott segne euch, segne euch alle! Möge das Schicksal euch gnädig sein!"

„Aber Vater, du thust ja, als verreisest du nach dem Nordpol."

„Hältst du eine Reise nach Berlin für ein Kinderspiel? In gegenwärtiger Zeit, wo so viele Züge zusammenstoßen?"

„Viele? Ach, das ist nicht so schlimm!"

„Möglich, aber der Zug, in dem ich sitze, wird sicher verunglücken — i ch müßte nicht i ch sein —“

„Nicht doch, Vater, du siehst zu schwarz. Auf fröhliches Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen? Kinder, lebt wohl! Meine Ahnung sagt mir, daß wir einander nicht wiedersehen werden. Nun, mag mein Schicksal sich erfüllen!“





Aus dem Leben der Insekten und Spinnen.

Naturwissenschaftliche Skizze von

Professor Dr. W. Hess.

Mit 10 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Vor mir liegt eine Reihe von vorzüglichen Abbildungen, welche, nach der Natur aufgenommen und vergrößert, höchst charakteristische Momente aus dem Leben verschiedener Insekten und Spinnen darstellen. Sie behandeln nur ganz gewöhnliche Tiere, welche wir in unserer Umgebung in Haus und Garten stets beobachten können, und doch bieten sie so viel Interessantes, daß es wohl der Mühe lohnt, sie eingehend zu besprechen.

Die ersten Abbildungen zeigen uns verschiedene Formen der bekannten Schabe, Schwabe oder Kakerlak, welche wir in Küchen und anderen warmen Räumen zu unserem Leidwesen nur zu oft finden. Wenn wir eine Schar Schaben bei ihrem Treiben belauschen, so fällt uns auf, daß die Tiere nicht alle gleich gestaltet sind. Man könnte leicht glauben, ganz verschiedene Arten vor sich zu haben. Zunächst ist der Größenunterschied sehr bedeutend. Wir bemerken Tiere in allen Abstufungen von 5 bis 22 Milli-

meter Länge, dann ist auch die Farbe verschieden. Einige Tiere, namentlich die kleinen, sind fast weiß, andere lichtbraun, wieder andere schwarzbraun. Schließlich sind einige Tiere flügellos, andere mit Flügelstummeln versehen und noch andere geflügelt.

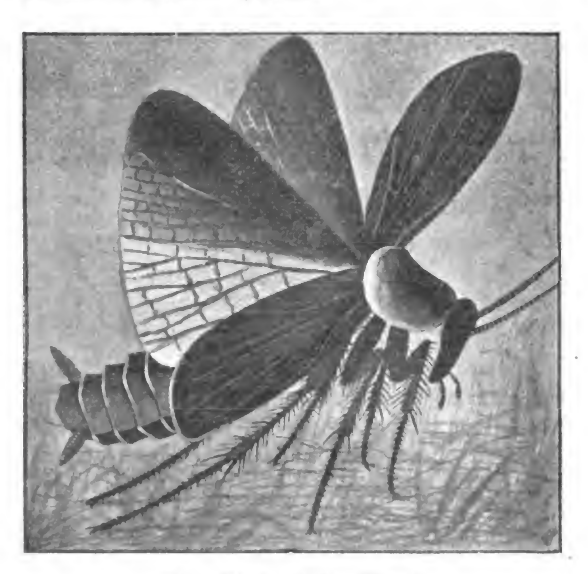


Fig. 1: Männliche Schabe (fliegend).

Alle diese Verschiedenheiten haben im Alter und Geschlecht ihren Grund. Die hell gefärbten und flügellosen Tiere sind Larven, die großen schwarzbraunen bis pechschwarzen, nur mit Flügelstummeln versehenen Weibchen und die ebenso gefärbten, geflügelten die Männchen. Die Vorderflügel bedecken bei diesen ungefähr zwei Drittel des Hinterleibes. Unter diesen Oberflügeln befinden sich noch zwei große häutige Unterflügel, welche in der Ruhe

längsgefaltet sind und daher unter ihnen verborgen liegen. Mit Hilfe dieser Flügel ist das Männchen im stande, zu fliegen, eine Eigenschaft, die wenig bekannt ist. Daraus erklärt sich das geheimnisvolle Verschwinden der männlichen Schaben, welche von einem erhöhten Platz herunterspringen, und die man vergebens an der darunter befindlichen

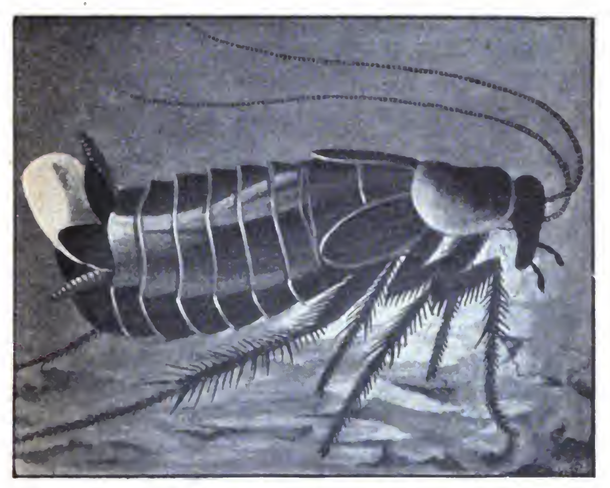


Fig. 2: Weibliche Schabe mit Eikapsel.

Stelle des Erdbodens sucht, da ihre Flügel sie weit fortgetragen haben. Fig. 1 stellt ein Männchen im fliegenden Zustande dar.

Während des Sommers können wir oft weibliche Schaben beobachten, aus deren Hinterleibsspitze ein anfänglich weißer und weichlicher, später sich bräunender und erhärtender Körper mehr oder weniger hervorragt (Fig. 2). Tagelang schleppen die Tiere denselben mit sich herum, um ihn später an einem verborgenen Orte abzulegen. Er

hat die Gestalt einer Bohne, hat eine schwarzbraune Färbung angenommen und ist 10 Millimeter lang und 5 Millimeter dick. Auf der einen Längsseite ist er bauchig aufgetrieben, auf der entgegengesetzten zusammengedrückt und mit einer krausenartigen Naht versehen. Man hat dieses Gebilde für das allerdings unverhältnismäßig große Ei der Schabe gehalten. Eine genaue Untersuchung lehrt uns jedoch, daß es eine Eikapsel ist, in welcher zwei Reihen von je sechs länglichen Eiern liegen. Von jedem Ei führt ein feiner Kanal nach der zusammengedrückten Kante der Eikapsel und öffnet sich in der krausenartigen Naht, um dem Ei Luft zuzuführen. Ein Weibchen legt im Laufe des Sommers vier solcher Kapseln.

Die Eier entwickeln sich nach Jahresfrist, die jungen Tiere haben im wesentlichen die Gestalt der alten und sind hell gefärbt. Erst nach fünf Jahren sind sie erwachsen. Während dieser Zeit häuten sie sich siebenmal, indem die Haut auf dem Rücken platzt, und das noch ganz weiße Tier hervorbricht. Die letzte Häutung eines weiblichen Tieres zeigt uns Fig. 3. —

Wer sollte es der blutdürstigen Spinne zutrauen, daß sie mit großer Hingebung ihren Mutterpflichten obliegt? Aber dennoch ist dies der Fall. Viele weibliche Spinnen verfertigen aus den reinweißen Seidenfäden der Spinndrüsen einen schalenförmigen Eiersack, indem sie den hinteren Teil ihres Hinterleibes mit Seidenfäden umziehen. Ist die Schale groß genug, und hat die Wandung die nötige Dicke, so streift das Tier dieselbe ab und legt nun seine zahlreichen Eier hinein, so daß dieselben weit aus der Schale hervorragen (Fig. 4). Darauf beginnt das Tier wieder die hervorstehenden Eier mit Seidenfäden zu umziehen, bis der Eiersack völlig geschlossen ist. So sind die Eier durch die dicke Wandung von Seide hinreichend gegen Kälte geschützt.

Einige Spinnen begnügen sich damit, den Eiersack an einem verborgenen Orte aufzuhängen und bis zum Ausschlüpfen der Jungen sorgsam zu bewachen, andere befestigen ihn dagegen an ihrem Hinterleibe und tragen ihn mit sich herum. Vermöge ihrer langen Beine ist es ihnen möglich, die Last ohne große Beschwerde mit sich zu führen. Wenn

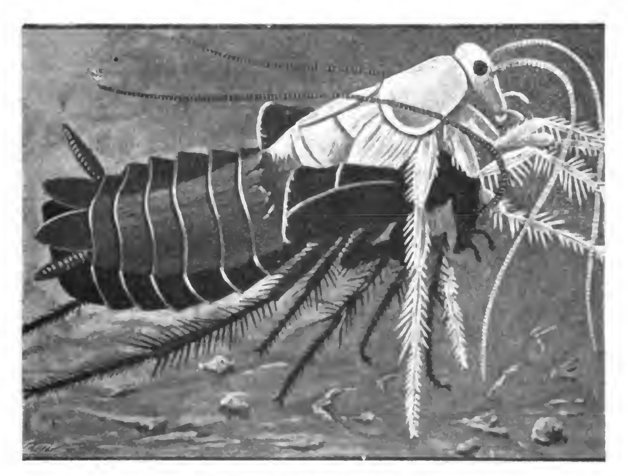


Fig. 3: Weibliche Schabe während der Häutung.

ein Feind ihnen den Eiersack zu entreißen versucht, dann verteidigen sie ihn mit äußerster Hartnäckigkeit und setzen lieber ihr Leben aufs Spiel, ehe sie ihn preisgeben.

Bonnet trieb eine Spinnenmutter mit ihrem Eiersäckchen in die Grube eines Ameisenlöwen, jenes für viele Insekten so furchtbaren Tieres. „Die Spinne suchte davonzurennen, war aber nicht schnell genug, zu verhindern, daß der Ameisenlöwe ihren Eiersack packte, den er unter den Sand zu zerren suchte. Dagegen wehrte sich die Spinne mit allen Kräften, aber das Säckchen riß ab. Da

erfaßte es die Spinne wieder mit ihren Kiefern und verdoppelte ihre Anstrengungen. Doch vergebens — der Ameisenlöwe war der Stärkere und zog das Säckchen zugleich mit der Verteidigerin in den Sand hinein. Die unglückliche Mutter hätte ihr Leben retten können, wenn sie die Eier hätte fahren lassen, aber sie wollte eher lebendig begraben werden, als sich von ihrer Brut trennen."

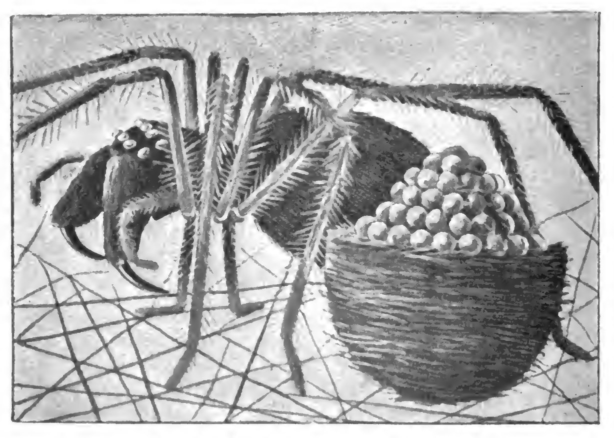


Fig. 4: Weibliche Spinne mit Eiersack.

Das bekannteste Insekt ist ohne Zweifel die Stubenfliege, deren grenzenlose Unverschämtheit und Zudringlichkeit, mit welcher sie immer wieder auf den Platz zurückkehrt, von dem man sie fortgescheucht hat, uns zur Verzweiflung bringen kann, und die alle Gegenstände unserer Wohnung mit ihrem Unrate beschmutzt.

Zerdrücken wir den Kopf einer Stubenfliege, so tritt ein roter Saft aus, welcher vielfach für Blut gehalten wird. Es ist jedoch das rote Augenpigment. Das Blut der Fliege ist weiß. Die Stubenfliegen besitzen zwei große

facettierte Augen und dazwischen noch drei kleine Punktaugen. Der Rüssel ist zum Lecken eingerichtet. Fig. 5 zeigt uns den Rüssel, wie er ein Körnchen Zucker umfaßt, durch Flüssigkeit auflöst und aufleckt.

Wenn auch ein jeder die Stubenfliege kennt, so wird

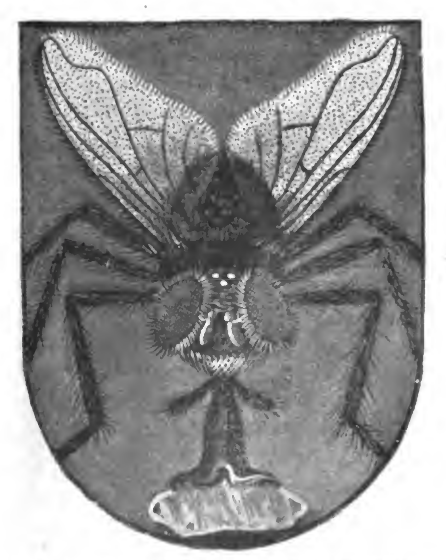


Fig. 5: Stubenfliege, ein Zuckerkörnchen aufsaugend.

doch vielen die Fortpflanzung dieser Insekten nicht bekannt sein. Die Stubenfliege legt ihre Eier in Haufen von 60 Stück vorzugsweise in den Mist der Hühner und Pferde, jedoch verschmäht sie auch verdorbene Nahrungsmittel nicht, wenn sie nur feucht sind, und nimmt auch mit Fleisch und toten Tieren vorlieb, legt sie sogar nicht selten in Spucknäpfe, wenn diese nicht reinlich gehalten werden.

Die Eier haben eine walzenförmige, am vorderen Ende etwas zugespitzte Gestalt und sind von einer zarten, perlmutterglänzenden Haut umgeben. Schon nach ungefähr zwölf Stunden kommen die jungen Larven aus dem spitzen Ende hervor. Es sind kopf- und beinlose weiche Maden von weißlicher Farbe, glänzend und durchscheinend. Ihre Gestalt ist kegelförmig, am hinteren Ende abgestutzt. Am vorderen Ende befinden sich zwei schwarze, ungleich große Höcker, welche zum Fressen und zugleich zur Fortbewegung dienen. Am hinteren Ende zeigen sich zwei schwarze Ringe, von denen jeder ein Atemloch bezeichnet.

Die namentlich in der Jugend sehr lebhaften Maden sind, obwohl sie keine Augen besitzen, gegen Licht sehr empfindlich und wühlen sich sofort in die Nahrungsstoffe ein. Nach vierzehn Tagen sind sie erwachsen und haben eine Länge von 9 Millimeter erreicht. Jetzt sucht jedes Tier einen trockenen und geschützten Ort, um sich zu verpuppen. Die Verpuppung geht bei den Maden der Stubenfliege und ihrer Verwandten in etwas anderer Weise vor sich wie bei den übrigen Insekten. Während bei diesen die Larvenhaut abgestreift wird, da sich um das Tier eine neue Puppenhaut gebildet hat, bildet bei den Fliegenmaden die erhärtende Larvenhaut selbst die Puppenhülle. Diese rotbraunen, sogenannten Tönnchenpuppen lassen keine Teile des Insekts erkennen (Fig. 6). Nach ungefähr vierzehn Tagen stößt die junge Fliege den Deckel ab und kommt hervor. Die ganze Entwickelung dauert ungefähr fünf Wochen.

Wer den berüchtigten Ohrwurm betrachtet, wird meist nicht daran denken, daß derselbe fliegen kann, und doch gehört er zu den geflügelten Insekten. Die lederartigen Deckflügel sind allerdings sehr kurz und bedecken den Hinterleib nicht. Dennoch bergen sie große, häutige Flügel. Indem diese von einem Gelenke aus fächer-

förmig faltbar und dann auf ein Drittel ihrer Länge zurückschlagbar sind, ist es möglich, daß sie unter den kleinen Flügeldecken Platz finden. Fig. 7 stellt einen Ohrwurm fliegend dar. Daß man den Ohrwurm selten fliegend beobachtet, hat seinen Grund darin, daß er ein



Fig. 6: Puppen der Stubenfliege.

nächtliches Tier ist. Uebrigens ist der Ohrwurm besser als sein Ruf. Eine besondere Leidenschaft, den Leuten in die Ohren zu kriechen, hat er nämlich durchaus nicht. Er schadet durch Zernagen süßer Früchte und der Blumenblätter der Nelken, Georginen und anderer Zierpflanzen. Dagegen nützt er nicht unerheblich durch Vertilgen von Puppen schädlicher Insekten. Bemerkenswert ist noch, daß das Weibchen des Ohrwurms sowohl die Eier als auch die ausgeschlüpften Jungen, welche sich um die Mutter scharen, sorgsam behütet und bewacht.

Die kleine zierliche Motte dringt nicht selten abends durch das geöffnete Fenster in unsere Wohnung und umfliegt, durch das Licht angezogen, unsere Lampe, während sie sich am Tage verborgen hält. Sie selbst ist es nicht, welche unsere Woll- und Pelzsachen zerstört, denn sie besitzt einen langen Rollrüssel, mit welchem sie wohl süße Säfte saugen kann, der aber nicht dazu geeignet ist, feste

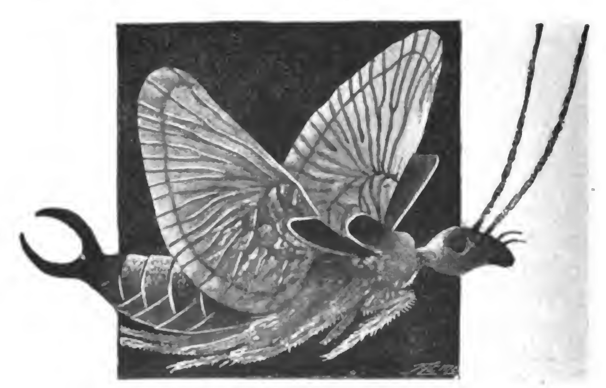


Fig. 7: Fliegender Ohrwurm.

Stoffe zu zerbeißen. Wenn nun aber, wie ich gar häufig gehört habe, gesagt wird: die fliegenden Motten sind nicht schädlich, und es ist unnütz, sie zu töten, so ist dies dennoch eine falsche Ansicht, denn die junge Brut der Motte fügt uns den Schaden zu. Wenn wir daher die weiblichen Motten töten, so vernichten wir damit zugleich die zukünftige Brut.

Die Motte legt ihre weißen, länglichen Eier namentlich in wollene Stoffe und Pelzwerk. Durch ihre Kleinheit und durch den Umstand, daß sie die Hinterleibsspitze weit hervorstrecken und in die feinsten Ritzen und Spalten einschieben kann, wird ihr dies Geschäft sehr erleichtert.

Nach acht bis vierzehn Tagen kriechen aus den Eiern die sechzehnfüßigen, gelblichweißen und braunköpfigen Raupen, welche eine spindelförmige Gestalt haben. Sie beginnen sofort die Woll- oder Pelzsachen zu benagen und sich aus den abgenagten Fäden oder Haaren eine etwas breitgedrückte, vorn und hinten offene Röhre zu verfertigen. Dieselbe dient ihnen als Aufenthaltsort, und sie kriechen

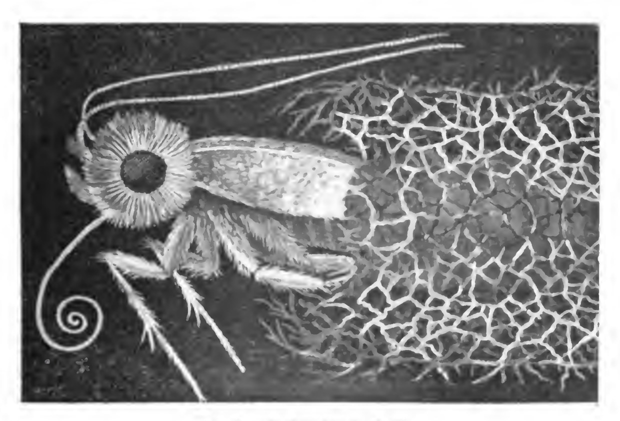


Fig. 8: Auskriechende Motte.

mit ihr wie die Schnecke mit ihrem Hause umher. Wenn die Raupen durch Häutung größer werden, so vergrößern sie auch ihr Futteral.

Im November oder Dezember ist die Raupe erwachsen. Sie spinnt alsdann die vordere Oeffnung zu und bleibt während des Winters unverändert in ihrer Wohnung. Erst im Mai des folgenden Jahres streift sie die Haut ab und wird zu einer gelbbraunen, schlanken Puppe. Nach vierzehn Tagen sprengt die Motte die Puppenhülle und durchbricht auch das Futteral, wie Fig. 8 zeigt. Nicht alle Arten der Kleidermotte bauen sich jedoch Futterale

aus ihren Futterstoffen, einige Arten spinnen sich weiße Seidenröhren.

Auf die verschiedenste Weise sorgen die Insekten für ihre junge Brut. Besonders interessant ist das Verfahren

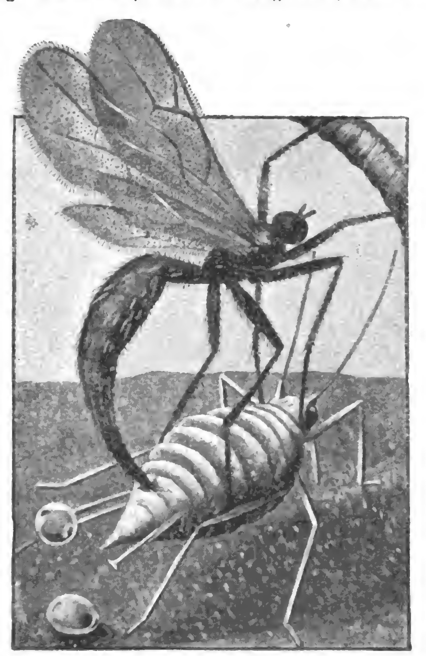


Fig. 9: Schlupfwespe, eine Blattlaus anbohrend.

der Ichneumonen oder Schlupfwespen, welche andere Insekten als Kleinkinderbewahranstalt betrachten. Wie der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt, so legen die Schlupfwespen ihre Eier in wehrlose Raupen und Larven, zuweilen aber auch in vollkommene Insekten und haben damit für ihre junge Brut ausreichend gesorgt. So sucht

eine kleine Schlupfwespe die Blattläuse auf, setzt sich, wie dies Fig. 9 zeigt, auf den Rücken derselben, beugt den Hinterleib, durchbohrt mit ihrem scharfen Legebohrer die Haut und legt ihre Eier in den Körper. Aus den Eiern entwickeln sich nach kurzer Zeit kleine, weiße, fußlose Maden, welche zunächst sich von der Blutflüssigkeit der Blattlaus ernähren, dann aber beginnen, ihre Pflegemutter Stück für Stück aufzufressen. Sobald die zum Leben nötigen Organe angegriffen werden, stirbt die Blattlaus und nimmt im Tode eine weißliche Färbung an. Die



Fig. 10: Larve der Schaumzikade.

Maden der Schlupfwespen verpuppen sich in dem toten Körper, und in kurzer Zeit entsteht aus ihnen wieder eine Generation von Schlupfwespen.

Da die Blattläuse durch Saugen an den Pflanzen sehr schädlich sind, so werden sie von den Menschen möglichst vertilgt. Aus dem oben Gesagten geht nun hervor, daß man bei der Vertilgung darauf achten muß, die weißgefärbten Blattläuse nicht mit zu vernichten, weil sie die nützlichen Schlupfwespenpuppen enthalten.

Nicht selten bemerken wir an verschiedenen Pflanzen, namentlich Kuckuckslichtnelke, Wiesenschaumkraut, Gräsern, Weiden u. s. w., eine speichelähnliche, schaumige Flüssigkeit, die unter dem Namen „Kuckucksspeichel“ be-

kannt ist. Fig. 10 zeigt uns dieselbe auf der Oberfläche des abgebildeten Blattes. Wenn wir diese Flüssigkeit sorgfältig entfernen, finden wir unter ihr eine kleine, gelbgrüne Larve. Es ist die Larve der Schaumzikade. Das geflügelte Tier ist 5 bis 6 Millimeter groß und hat eine blasig aufgetriebene Stirn. Die Färbung ist sehr veränderlich, hellbräunlich, gelb bis schwarz. An der Spitze des Kopfes stehen meist vier kleine schwarze Flecke. Das Weibchen legt im Herbst seine Eier in Baumritzen, namentlich der Weiden, ab, wo sie überwintern. Im April des folgenden Jahres kommen die kleinen Larven aus, wie sie Fig. 10 zeigt. Sie sind sehr beweglich und suchen die Stengel und Blätter der oben erwähnten Pflanzen auf. Dort bohren sie sogleich ihren kräftigen Schnabel in die Oberhaut der Pflanzen ein und saugen den Saft, der nach erfolgter Verdauung in Gestalt kleiner Bläschen aus der Hinterleibsspitze hervortritt und die Larve umhüllt. Entfernen wir die Flüssigkeit, so wird sie in kurzer Zeit wieder ersetzt. Sie schützt das junge Tier gegen seine Feinde, namentlich die insektenfressenden Vögel und Raubinsekten. Im August bildet sich die Larve nach mehrfachen Häutungen zur vollkommenen Form aus. Sie bedarf, da sie jetzt geflügelt ist, des Schutzes nicht mehr. Die Flüssigkeit trocknet ein, und das vollkommene Insekt fliegt davon. Der Schaden, den die Tiere an den Pflanzen anrichten, ist nicht von Bedeutung.





Emphysem und Asthma.

Aerztliche Skizze von Dr. med. Kreusner.

❦

Der Winter ist für das große Heer der Lungenkranken und Lungenschwachen die schlechte Jahreszeit. Im Hause die bald zu kalten, bald überheizten Zimmer mit ihrer durch den Dunst der Lampen und der Oefen verunreinigten Atmosphäre, draußen im Freien die scharfe Luft und der Straßenschmutz — das giebt leicht Anlaß zur Entstehung von Erkältungen und Katarrhen, welche die größten Feinde der Lungenleidenden sind.

In besonders hohem Grade gilt dies von allen, die mit Emphysem behaftet sind oder an Asthma leiden. Es läßt sich kaum ein anderes Lungenleiden ausfindig machen, welches für den davon Befallenen langwieriger und qualvoller wäre als Emphysem. Denn während den Tuberkulösen oft noch in den letzten Stadien ein relatives Wohlbefinden über das Schwere und Gefahrdrohende seiner Krankheit hinwegtäuscht, durchlebt der Emphysematiker lange qualvolle Jahre, innerhalb deren er unendlich viel leidet, und er wird oft durch die grundlose Angst vor einem zerstörenden Lungenleiden vielleicht seelisch noch mehr gefoltert als körperlich.

Das Hauptsymptom des hochgradigen Emphysems, die Atemnot, hat ihren Grund in einer eigentümlichen Veränderung des Lungengewebes, welche sich am treffendsten mit dem Zustande eines überdehnten, sich nicht mehr selbst zusammenziehenden Gummibandes vergleichen läßt. Wenn häufige Katarrhe in den Jugendjahren nicht genügend beachtet werden, haben sie die Neigung, chronisch zu werden. Wer sich aber mit einem chronischen Bronchialkatarrh durchs Leben schleppt, wird den Husten mit Ausnahme der wärmsten Sommermonate in der Regel nicht los. Vor jedem Hustenstoße wird nun die Luft stark in die Lunge gezogen, so daß diese ausgedehnt wird, dann wird die Stimmritze verengt, und die Luft mit plötzlichem starken Druck herausgetrieben, der bedeutend höher ist als bei gewöhnlichem Ausatmen. Infolgedessen dehnen sich die Lungenbläschen aus. Für gewöhnlich ziehen sie sich ja nach jedem Hustenstoße wieder zusammen, aber bei jahre- oder jahrzehntelanger Andauer des Katarrhs führen die hunderttausendfachen Hustenstöße zu einer bleibenden Ausdehnung der Lungenbläschen. Diese haben ihre so notwendige Elastizität verloren. Infolge davon nimmt die Lunge einen bedeutend größeren Raum ein, als in normalem Zustande, drückt auf das Zwerchfell und die Eingeweide, und es entsteht das unerträgliche Gefühl des Vollseins, des Magen- und Leberdruckes, welches zu den ständigen Klagen dieser Kranken gehört.

Eine weitere Folge ist eine Störung der Herzthätigkeit. Das Herz wird nicht nur mechanisch durch den Druck der aufgeblähten Lunge belästigt und eingeengt, sondern erleidet auch Störungen in seiner Thätigkeit. Denn da in der Lunge des Emphysematikers die feinsten Blutgefäße, die sogenannten Haargefäße, bedeutend verengt sind, staut sich rückwärts das andrängende Blut; das rechte Herz wird daher mit Blut überladen. Um das Stauungshindernis

zu überwinden, zieht es sich häufiger zusammen und nimmt bei reichlicher Ernährung wie jeder stark angestrengte Muskel an Masse zu. Infolgedessen entsteht eine Herzvergrößerung (Herzhypertrophie), die bei starker Nahrungszufuhr ziemlich ungefährlich ist, bei daniederliegender Ernährung aber zu bedrohlicher Herzschwäche führen kann.

Die Blutstauung wirkt aber noch weiter rückwärts, namentlich auf die blutreichen Organe des Unterleibs, und führt zu Blutüberfüllung in Leber, Niere und Milz. Sie wird endlich in den Blutgefäßen des Darmes nicht selten zur Ursache der so überaus lästigen Hämorrhoiden.

Die Lunge, welche je nach der Konstitution des einzelnen Menschen ein Luftfassungsvermögen von 3500 bis 4500 Kubikcentimeter besitzt, giebt bei jeder gewöhnlichen Ausatmung etwa 500 Kubikcentimeter Luft ab, um ebensoviel neue einzuziehen. Bei der Lunge des Emphysematikers ist aber die Menge der Einatmungsluft bedeutend herabgesetzt; die Lunge bekommt bei jedem Atemzuge nicht den genügenden Sauerstoff, und das Blut bleibt andauernd mit Kohlensäure überladen. Im Gesicht des Emphysematikers ist meist die venöse Blutüberfüllung deutlich zu erkennen. Die Venen treten dort, sowie an den Extremitäten als dicke Stränge hervor; der meist kurze, gedrungene Hals wird im Laufe der Jahre durch den fortwährenden Husten geradezu auseinandergetrieben und sichtlich dicker, und der Brustkorb, der sich normalerweise bei jedem Atemzuge erweitern und verengern sollte, wird starr und unnachgiebig. In vorgeschrittenen Fällen ruft schon eine geringe Bewegung von wenigen hundert Schritten, noch mehr aber das Ersteigen der Treppe oder einer mäßigen Anhöhe lebhafte Atembeschwerden hervor.

Am qualvollsten aber sind die Asthmaanfälle, welche namentlich bei Nacht eintreten. Der Leidende erwacht mit dem Gefühle der Atemnot, die sich zusehends steigert,

richtet sich im Bette auf und ringt mit blaurotem Gesicht und blaßblauer Hautfarbe unter den Zeichen der größten Angst nach Luft. Der Ausbruch von Schweiß verkündigt das Nachlassen des meist nur kürzere Zeit dauernden Anfalles; das erschreckende Pfeifen und Rasseln in den Luftröhren hört allmählich auf, und der Kranke schläft erschöpft ein. Er erwacht am anderen Morgen etwas angegriffen, aber sonst ganz wohl.

Der Kranke, der sich in guten Verhältnissen befindet, wird bei diesem Leiden gewöhnlich alt und erfreut sich, wenn er einigermaßen vorsichtig ist, eines relativen Wohlseins. Viel schlimmer ist der Arme daran, der sich allen Wetterunbilden aussetzen muß. Denn Durchkältung und Durchnässung mit den unvermeidlich nachfolgenden Katarrhen verschlimmern das Leiden sehr und führen häufig zu besonders in vorgerückten Jahren bedenklichen Entzündungen der Atmungsorgane.

Die uns zur Verfügung stehenden Heilmittel sind teils gegen die asthmatischen Anfälle, teils gegen das Grundleiden gerichtet. Unzweifelhaft sind die ersteren vorwiegend nervöser Natur, wie überhaupt hartnäckige Hustenanfälle, die man mit allen möglichen antikatarrhalischen Mitteln jahrelang erfolglos behandelt, viel häufiger als man glaubt auf nervöse Einflüsse zurückzuführen sind. Alle nervenberuhigenden Mittel, vom Morphium und der Belladonna bis zum Stechapfel und Bilsenkraut, sind daher beim Anfalle oft von großem Nutzen. Die neuerdings von Paris und Marseille aus mit großer Reklame verbreiteten Geheimmittel, welche zwanzigfach überzahlt werden, gehören hierher und bestehen meistens aus den Blättern der ebengenannten Pflanzen und der Lobelie, deren Verbrennungsgase eingeatmet werden und so direkt auf die Nervenendigungen der Schleimhaut in Luftröhre und Lunge einwirken. Auch die bekannten Asthmazigaretten

enthalten unter dem Tabak Beimischungen von Stechapfelkraut. Viele Kranken spüren eine bedeutende Erleichterung, wenn sie die Dünste einiger auf das Taschentuch geträufelter Tropfen Amylnitrit oder Pyridin einatmen oder die Dämpfe von angezündetem Salpeterpapier. Auch das Chloralhydrat steht in hohem Ansehen. Doch bleibt es immer bedenklich, den Körper an den dauernden Gebrauch der Narkotika zu gewöhnen; denn das Grundleiden, das Emphysem, bleibt dabei gänzlich unberührt.

Ein völlig ausgebildetes Emphysem ist unheilbar; es kann nur darauf hingearbeitet werden, den Zustand erträglich zu machen. In den meisten Fällen aber hat das Emphysem noch durchaus nicht alle Teile der Lunge angegriffen, und auch in den erkrankten Teilen haben die Lungenbläschen oft selbst nach Jahrzehnten nicht die Elastizität gänzlich eingebüßt, daher ist weitgehende Besserung möglich.

Sänger, Redner, Instrumentenbläser, Glasbläser, überhaupt alle, die nach tiefer Einatmung die Luft nur langsam aus den Lungen entlassen, neigen zur Emphysembildung; die Einschränkung oder Unterlassung dieser Thätigkeiten ist daher eine Grundbedingung der Heilung. Ebenso ungünstig wirkt das Heben schwerer Lasten, die Schmiede- und Zimmermannsarbeit. Wichtiger als das ist aber die Erhaltung der Herzkraft, welche durch eine eiweißreiche Nahrung befördert wird, und die Atmungsgymnastik, welche einen ausgiebigeren Luftwechsel in den Lungen befördert. Dies erreicht man am besten, indem man nach mäßiger Einatmung langsam, aber so tief wie möglich ausatmet, und diese Ausatmung noch dadurch unterstützt, daß man mit aufgelegten Händen den unteren Teil des Brustkorbes zusammendrückt. Diese Uebung ersetzt, wenn sie oftmals am Tage wiederholt wird, den Gebrauch des nur für Bemittelte zugänglichen pneumatischen Kabinetts, bei welchem

verdichtete Luft eingeatmet und in verdünnte Luft ausgeatmet wird.

Fettsüchtige Leute, deren Herz nicht genug Triebkraft besitzt, um das Blut schnell durch den Körper zu treiben, neigen meistens zur Erkrankung an Emphysem. Das sind aber die dankbarsten Fälle; denn eine mit Konsequenz und Vorsicht geleitete Entfettungskur beseitigt hier oft in wenigen Wochen sämtliche Beschwerden.

Große Hoffnungen setzt man auf die vor kurzem in großem Maßstabe gelungene Verflüssigung der Luft.*) Die flüssige Luft enthält einen bedeutend höheren Prozentsatz Sauerstoff als die gewöhnliche Atmosphäre. Durch Einatmung der ersteren, welche man langsam im Zimmer verdunsten läßt, hofft man also den Lungen den mangelnden Sauerstoff in reichlicherem Maße zuführen und der übermäßigen Anhäufung von Kohlensäure im Blut vorbeugen zu können, welche ein Hauptgrund der asthmatischen Anfälle ist.

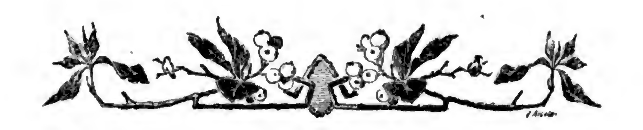
Viele Asthmatiker halten sich wegen des chronischen Katarrhs und des damit verbundenen Auswurfes für tuberkulös. Ganz mit Unrecht. Sie haben in dieser Hinsicht nichts zu befürchten. Die Tuberkulose setzt zu ihrem Entstehen und Vorwärtsschreiten eine Ueberfüllung der Lungen mit arteriellem Blut voraus; beim Emphysem ist aber gerade das Gegenteil der Fall, und der Uebergang desselben in Lungenschwindsucht gehört deshalb zu den größten Seltenheiten.

Uebrigens muß erwähnt werden, daß, obwohl beim Lungenemphysem im fortgeschrittenen Zustande fast regelmäßig auch Asthma vorhanden ist, doch keineswegs das Umgekehrte stattfindet. Es giebt auch ein Asthma rein

*) Vergleiche den Aufsatz „Flüssige Luft“ von Professor Koller im II. Band des laufenden Jahrgangs.

nervöser Natur, oder es hängt mit einer chronischen Erkrankung der Verdauungsorgane zusammen. Solche Personen brauchen also, weil sie an periodischen Asthmaanfällen leiden, sich deshalb noch nicht für Emphysematiker zu halten, falls die übrigen, oben angegebenen Zeichen dieses Leidens fehlen.





Mannigfaltiges.

Ein Vater, der sich zu helfen weiß: — Im Jahre 1766 war Graf W , ein verdienter Offizier Friedrichs des Großen, nach Baden-Baden gereist, um dort den Sommer mit seiner Tochter Helene zu verleben. Diese war jung, schön, hatte ein großes Vermögen zu erwarten und sah sich deshalb sehr bald von einer Menge Verehrer umworben. Unglücklicherweise fiel die Wahl des unerfahrenen Mädchens auf einen ihrer am wenigsten würdigen Mann, einen jungen Italiener mit blitzenden schwarzen Augen und langem dunklen Haar, der sich in gesellschaftlicher Beziehung zwar sehr gut zu benehmen und Mädchen zu fesseln wußte, dem jedoch alle sittlichen Eigenschaften fehlten, die dem Manne Wert verleihen. Er war ein gewerbsmäßiger Spieler und war aus Neapel wegen Falschspielens ausgewiesen worden.

Sobald Graf W. dies erfuhr, beschloß er, seine Tochter um jeden Preis vor dem Ehrlosen zu bewahren. Er machte ihr Vorstellungen über ihre Neigung und warnte sie; das junge Mädchen war jedoch zu naiv und unerfahren, um den Worten ihres Vaters Glauben zu schenken. Sie meinte, der Geliebte sei bei ihm nur verleumdet worden, weil er es verstand, sich bei ihr stets in dem vorteilhaften Lichte eines tief und zärtlich empfindenden Liebhabers darzustellen. Sie fuhr daher fort, ihm ihre Liebe zu schenken, und der Italiener benutzte die Gelegenheit, sich die reiche Erbin zu sichern. Der Graf ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen, sondern beschloß, dem Unwürdigen seine geliebte Tochter um keinen Preis zu überlassen, und müßte er selbst dazu schreiten, ihn zu vernichten.

Eines Tages fiel dem Grafen ein Brief in die Hände, in welchem der Italiener Helene zur Flucht aufforderte und sie zu diesem Zwecke um eine heimliche Unterredung bat, wenn ihr Vater des Abends im Konversationshaus weilen würde. Zum Zeichen ihrer Einwilligung sollte Helene am Nachmittag auf der Promenade eine weiße Rose an der Brust tragen.

Helene erhielt diesen Brief von ihrem Vater natürlich nicht ausgehändigt.

„Stecke heute diese Rose an," sagte der Graf, als sie sich zum Ausgehen rüsteten.

Helene gehorchte lächelnd und steckte die ihr dargereichte weiße Rose an die Brust.

Auf ihrem Spaziergange begegneten sie dem Italiener, dessen Augen vor Freude funkelten, als er die Rose erblickte. Dann brachte der Graf seine Tochter zu Bekannten und bat sie, dort auf ihn zu warten. Er selbst kehrte nach der kleinen Villa, die sie bewohnten, zurück, schickte seine Dienerschaft fort und blieb allein.

Zur bestimmten Stunde erschien der Italiener, sprang über die Gartenmauer und stieg, als er die Thür verschlossen fand, durch eines der Fenster zu ebener Erde. Dann eilte er die Treppe hinauf und trat in Helenens Zimmer, das ihm bekannt war.

Da kam ihm statt ihrer jedoch der Vater mit einer Pistole in der Hand entgegen. Der Graf verschloß die Thür und sagte zu dem zitternden Italiener: „Ich könnte Sie ohne weiteres erschießen, denn ich habe das Recht dazu, einen Einbrecher, der bei Nacht in mein Haus eindringt, einfach niederzuschießen."

„Aber Herr Graf," stammelte der Italiener, „ich bin kein Dieb."

„Was sind Sie sonst?" donnerte der Graf. „Sie wollen meine Tochter — eine Erbin und ein Vermögen — stehlen. Hier ist Ihr Brief, der Ihre verbrecherische Absicht enthüllt. Ich werde keine Gnade gegen Sie üben, doch will ich Ihnen das Leben schenken, wenn Sie mir gehorchen."

„Und was verlangen Sie von mir, Herr Graf?"

„Daß Sie Baden-Baden verlassen, und zwar sogleich. Sie

dürfen sich mir und meiner Tochter nie wieder nähern. Als Preis für Ihren Gehorsam erhalten Sie zehntausend Franken."

Der Italiener wollte sprechen.

„Kein Wort!" rief der Graf. „Sie kennen mich! Verstanden? Ihr Leben ist in meiner Hand, und wenn Sie einen Augenblick zögern, so jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf."

„Gut, ich gehorche," stotterte der Italiener.

„Das ist Ihr Glück! Ihre zehntausend Franken liegen dort in jenem Schreibtisch. Nehmen Sie dieselben."

„Erlauben Sie mir, Ihr Anerbieten auszuschlagen."

Eine gebieterische Bewegung machte jedoch der falschen Bescheidenheit ein Ende.

„Der Schreibtisch ist aber verschlossen," sagte der Italiener.

„So öffnen Sie ihn."

„Es ist kein Schlüssel daran."

„Brechen Sie das Schloß auf."

„Sie wollen, ich soll —"

„Brechen Sie das Schloß auf, oder —"

Dabei erhob der Graf die Pistole. Der Italiener gehorchte.

„Es ist gut," sagte der Graf, „nehmen Sie die Banknoten, sie gehören Ihnen. Haben Sie eine Brieftasche bei sich?"

„Ja."

„Was enthält sie?"

„Einige Papiere und Briefe, die an mich adressiert sind."

„Lassen Sie die Brieftasche vor dem erbrochenen Schreibtisch fallen."

„Wozu?"

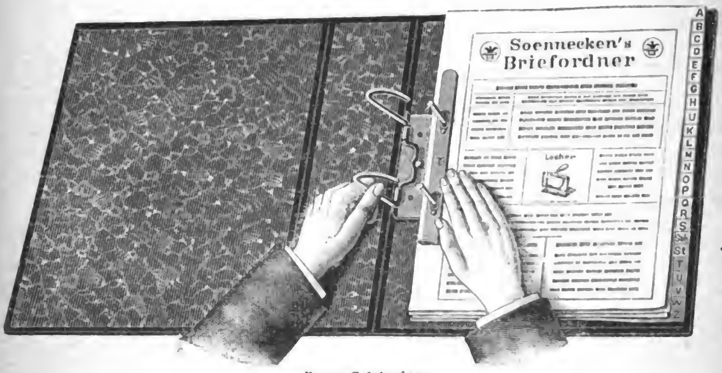
„Ich muß einen Beweis zu Ihrer Ueberführung haben."

„Aber —"

„Kein Aber, ich muß den Dieb nennen können. Dieb oder Tod! — Schön. Da liegt die Brieftasche. Sie werden jetzt vor mir hinausgehen, und ich werde Sie nicht eher verlassen, bis Sie eine Meile von Baden-Baden entfernt sind. Im übrigen seien Sie unbesorgt. Ich werde meine Anzeige erst übermorgen machen. Sie haben vollkommen Zeit zur Flucht. Jetzt fort!" — —

Nach diesem Vorfall, der großes Aufsehen erregte, konnte Helene nicht länger zweifeln. Sie verbannte den Italiener aus ihrem Herzen und hat mit keinem Worte seiner mehr erwähnt. Nach einigen Monaten ward ihre Verlobung mit einem österreichischen Rittmeister angezeigt. W. St.

Neue Erfindungen: 1. Briefordner nebst Locher. — Briefe, Rechnungen und sonstige Schriftstücke so aufzubewahren, daß sie chronologisch, oder wie es sonst am praktischsten er-



Neuer Briefordner.

scheinen mag, geordnet sind, ist nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch für jeden ordnungsliebenden Privatmann unerläßlich. Wesentlich erleichtert wird das durch eine Vorrichtung, die es ermöglicht, Schriftstücke jederzeit in diese Ordnung zu bringen und sie dann zusammen so aufzubewahren, daß eine Verwirrung beim Umblättern u. s. w. nicht zu befürchten ist. Ein bewährtes derartiges Hilfsmittel sind die Briefordner, welche die Schreibwarenfabrik von F. Soennecken in Bonn, Berlin, Leipzig, Wien in verschiedenen Systemen herstellt. Um die Papiere vor dem Aufeinanderschichten in der aus unserer Abbildung ersichtlichen Weise mit Löchern zu versehen, dienen die gleichfalls patentierten Locher. Auch von diesen werden mehrere Sorten hergestellt, alle aber sind leicht und bequem zu handhaben. Es

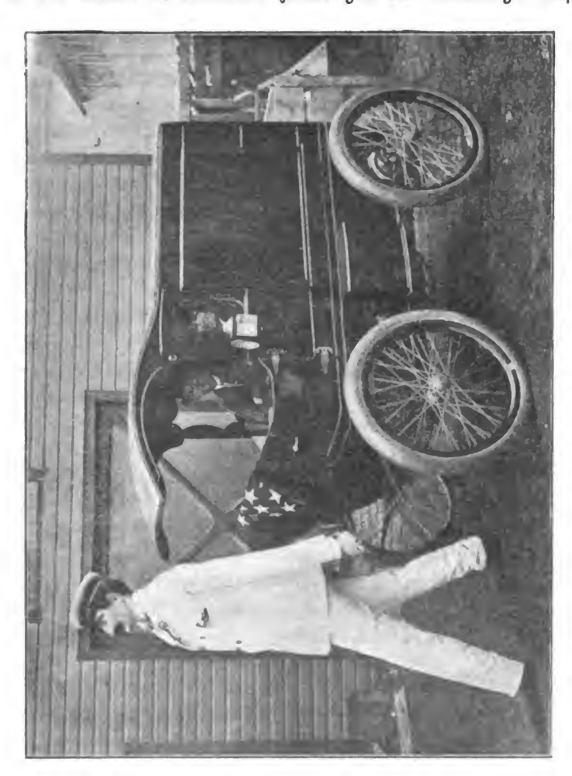
giebt Locher mit fein polierten Holzunterstützen nebst Mulde für die Papierspäne und mit einem verstellbaren Anschlag, der es ermöglicht, beliebige Formate auf das genaueste zu lochen. Die Locher werden aus Eisenguß hergestellt und dann lackiert; sie sind in verschiedener Spurweite und für eine unterschiedliche Anzahl von Löchern zu haben. E. M.

II. Der elektrische Mann. — Amerikanische Erfinder streben nicht nur nach Gewinn, sondern auch nach Erreichung sensationeller Wirkungen. Etwas noch nicht Dagewesenes muß es sein, das ihren Geist und ihre Thatkraft beflügelt, und der „elektrische Mann", den Louis Ph. Parew aus Tonawanda im Staate New York jetzt konstruiert hat, ist allerdings noch nicht dagewesen und in der That ein Automat, der alle seine berühmtesten Vorgänger übertrifft. Der elektrische Mann, ein Riese aus Holz, Gummi und Metall von 2,2 Meter Höhe mit dem größten Anschein des Lebens, kann gehen, laufen, springen, seine Augen verdrehen und sprechen — nur nicht empfinden und denken. Er ist in einen weißen Sommeranzug gekleidet, hat ein buntes Taschentuch in der Brusttasche, Kragen, Schlips und eine Mütze auf dem Kopf. Er geht mit langen, elastischen Schritten, macht Wendungen nach jeder Seite, steigt über einen Stein und sagt mit tiefer, deutlicher Stimme: „Ich kann von New York nach San Francisco gehen." In der That hat die bereits gegründete „Vereinigte Staaten Automaten-Gesellschaft" angekündet, daß sie ihren elektrischen Mann quer durch den ganzen Erdteil gehen lassen will, und zwar soll er einen leichten Kutschwagen mit zwei Personen ziehen, die von innen seine Bewegungen mittels des elektrischen Apparates lenken. Seine Uebungsfahrten mit dem Wagen hat er schon gemacht, unser Bild ist nach einer während



Locher zum Briefordner.

einer solchen Uebungsfahrt gemachten Photographie. Der Erfinder behauptet, der elektrische Mann könne mit seinem Wagen in der Stunde 30 Kilometer zurücklegen mit dreimaliger Rast

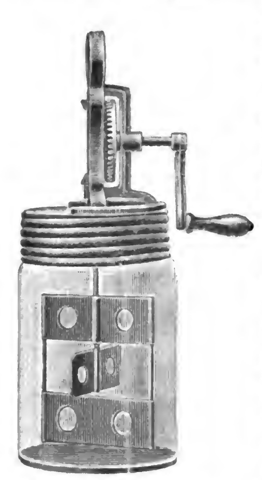


Der „elektrische Mann“ mit der von ihm gezogenen Kutsche auf einer Probefahrt.
Nach einer Photographie von Oscar A. Simon & Bro., Buffalo, N. Y.

von je einer Stunde täglich, während der er „gefüttert“ wird. Er würde also die ungeheure Strecke, zu der der Eilzug 124½ Stunden braucht, in etwa 170 Stunden zurücklegen. Der Mechanismus des Automaten ist natürlich Geheimnis des Erfinders, bekannt ist nur, daß er durch einen elektrischen Apparat mittels

zweier Drähte gelenkt wird. Als Merkwürdigkeit nimmt der eiserne Mann jedenfalls schon jetzt eine hohe Stelle ein; ob er auch einen praktischen Wert hat, muß erst der Versuch lehren. F. Z.

III. Haushaltungsbuttermaschine. — Wenn man auch unserer Zeit im allgemeinen das Zeugnis nicht versagen kann, daß sie es versteht, sich praktische Neuerungen rasch anzueignen, so gilt dies doch nicht von allen Gebieten in gleicher Weise; am wenigsten vielleicht von dem der Hauswirtschaft. Hier gilt das Verharren beim Alten und „Bewährten" noch vielfach als Regel, und so kommt es, daß manche wirklich praktischen Apparate und Einrichtungen in der Haushaltung noch nicht allgemein Eingang finden konnten, obwohl die veränderten Verhältnisse dies längst hätten wünschenswert erscheinen lassen.


Haushaltungsbuttermaschine.

Bei keinem Nahrungsmittel kommt es so sehr auf Appetitlichkeit, absolute Reinheit, Wohlgeschmack und Frische an als bei der Butter, und doch bietet leider die gewöhnliche Marktware in diesen Punkten sehr wenig Garantien. Die Selbstherstellung der Butter ist deshalb für den Haushalt heute von großer Bedeutung, und wenn sie nicht längst allgemein eingeführt ist, so liegt der Grund jedenfalls nur darin, daß die Vorteile des Selbstbutterns noch viel zu wenig bekannt waren und daß es seither an einer zweckmäßigen Buttermaschine gefehlt hat. Eine solche steht unseren Hausfrauen aber jetzt zur Verfügung in der oben abgebildeten Hünersdorffschen Haushaltungsbuttermaschine. Dieselbe besteht aus einem starken Glasgefäß, auf das ein mit dem Rührwerk verbundenes Zahnradgetriebe aufgesetzt wird. Beim Drehen der Kurbel werden infolge äußerst sinnreicher Konstruktion des Triebwerks die beiden Rührflügel

mit großer Schnelligkeit in entgegengesetzter Richtung bewegt, so daß schon nach wenig Minuten und ohne jede Anstrengung die Butter abgesondert wird und aus dem Glase genommen werden kann. Diese Butter ist eine wahre Delikatesse und hält auch, weil sie nicht vorher durch alle möglichen unappetitlichen Finger gegangen ist und dabei Keime aufgenommen hat, die ihr Verderben bewirken, viel länger als die gekaufte. Es liegt ferner auf der Hand, daß durch das Selbstbuttern, indem man den aus der täglichen Milch erübrigten Rahm verbuttert, eine beträchtliche jährliche Ersparnis erzielt wird, da die so gewonnene Butter nichts kostet. Außerdem gewinnt man dabei die beim Buttern zurückbleibende Buttermilch, die ein vorzügliches Getränk für Gesunde ist und, weil völlig fettfrei, bei vielen Krankheiten ärztlich verordnet wird. Die Haushaltungsbuttermaschine dient zugleich als praktischer Schneeschläger, Schlagrahmmacher und Schokoladequirler u. s. w. L. M.

Ein fürstliches Honorar. — In Romanen wird vielfach von reichen Gold- und Silberschätzen gefabelt, die noch jetzt in den alten Goldbergwerken Südamerikas schlummern. Eine wirklich verbürgte Thatsache ist aber folgende. Im Andengebirge unweit der Stadt Puno in Peru lebte ein altes Ehepaar vom Indianerstamme der Aymara. Der Mann hatte lange ein Fußleiden gehabt und hinkte ein wenig; man nannte ihn daher den lahmen Peres. Er war, wie die meisten dieser Indios, ein düsterer, schweigsamer Mann; seine Frau mußte früher einmal in ihrer Art eine Schönheit gewesen sein, sie hatte edle Züge, und auch Peres hatte trotz seines Fehlers etwas Hoheitsvolles. Die umwohnenden Indios hatten großen Respekt vor den beiden, es hieß, sie seien edelster Abstammung, und wenn es irgendwo Streitigkeiten unter den Eingeborenen gab, wurde Peres sicherlich als Schiedsrichter angerufen. Das Paar war außergewöhnlich wohlhabend; im Stalle standen acht Kühe, und die in einen Felsen eingebaute Hütte war geräumig; so einfach die innere Ausstattung auch war, so fehlte es in ihr doch nicht an einer gewissen Bequemlichkeit. Auf der Weide war außerdem noch ein starkes Pony und eine hübsche Herde von Alpakas. Peres' Grundbesitz erstreckte sich weit über tausend Morgen, und

man sagte, er hätte ein Anrecht auf den Corraberg, das unbestreitbar sei. So viel war gewiß, Minen wurden dort nicht angelegt, Peres hatte alle bezüglichen Anerbietungen abgelehnt.

Eines Tages kam ein indianischer Junge zum deutschen Arzte Dr. Weidner nach Puno und bat ihn, er möge zum lahmen Peres kommen, die Frau sei krank. Weidner bestieg sein Maultier und machte sich auf den Weg; da er ein tüchtiger Mineraloge war, vergaß er nicht, seinen Hammer mitzunehmen. Der Junge führte ihn, denn sonst hätte er die Heimstätte des Peresschen Paares wohl nie gefunden; der Weg ging durch eine Gegend voll erhabener Schönheit und einsamer Großartigkeit. Besonders auffallend war auf der Höhe ein von Felsen gebildeter halber Schwibbogen, der den Anschein hatte, als hätten Menschenhände ihn gebildet. Der Doktor versuchte auf einem Umwege hinaufzuklimmen, aber der Aufstieg erwies sich als so beschwerlich, daß er davon ablassen mußte. Beim Herabsteigen kam er an einer scharfen Kante vorüber, die metallisch gleißte. Es gelang ihm, ein Stück davon abzuschlagen, und er fand, daß es Spuren von Silber enthielt. Indes, die Zeit drängte, er mußte zu seiner Kranken und konnte den Fund nicht weiter verfolgen.

Die Krankheit der Frau Peres erwies sich als ein chronisches Leiden, das wiederholte ärztliche Hilfe erheischte. Elfmal mußte Weidner die Peressche Behausung betreten, ehe es ihm gelang, die Leidende wiederherzustellen; aber niemals kam er wieder an jener Stelle vorüber, wo er den Silberfund gemacht hatte. Peres, der aus den Unterhaltungen mit dem Arzte bemerkt hatte, wie eifrig der fremde Doktor um seltene Erze und Steine bemüht sei, schenkte ihm mancherlei, ein Stück Kupferkies mit einem kleinen Goldanhang, ein paar prächtige Krystalle, ein Stück grünen Marmors, in dem ein Onyx steckte, und andere Raritäten. Endlich, da Weidner seinen letzten Besuch abgestattet hatte, erbot sich Peres selber, ihn heimzugeleiten.

„Freund Peres,“ sagte der Doktor, „ich habe den Weg jetzt kennen gelernt, du brauchst dich nicht zu bemühen.“

Der Indianer lächelte. „Ich weiß,“ erwiderte er, „aber ich muß dir für deine vielen Mühen unseren Dank abtragen. Ich weiß, was du gerne hast, komm.“

Der Weg führte ins wildeste Gebirge hinein. An einem steilen Abhang ließen die beiden Männer ihre Reittiere gefesselt zurück, so daß sie sich bewegen, aber nicht entlaufen konnten.

„Du hast deinen Hammer und dein Säckchen bei dir? Gut,“ sagte Peres.

Der Abhang wurde umgangen, dann ging es eine furchenartige Rinne hinauf, an dem schwibbogenartigen Felsen vorbei, der dem Arzte schon früher einmal aufgefallen war. In schlangenartigen und kreisförmigen Windungen führte eine Art Fußpfad hinauf und hinab, endlich standen sie in einer Vertiefung, die rings von ragenden Felsen eingeschlossen erschien.

„Du wirst den Weg nie wieder finden,“ sagte der Indianer, „ich kann dir daher mein Geheimnis preisgeben.“

Er rüttelte an einem Felsenstücke, von dem sich ein Teil beiseite schieben ließ, eine Höhlung that sich vor ihnen auf. Der Aymara zog eine allem Anscheine nach uralte Lampe hinter dem Stein hervor und entzündete sie, dann gingen beide in einen engen und niedrigen Gang, der sich allmählich erweiterte. Nach Verlauf einer Viertelstunde standen sie in einer Felsenhalle still. Staunend blickte der Doktor um sich. Im Schein des Lämpchens sah er vor sich einen leuchtenden Block, der mit vielfachen Zacken aus der Tiefe aufragte. „Nimm deinen Hammer,“ sagte der Indianer, „und stecke dir von der Gabe der guten alten Götter ein, so viel du magst. Es ist reines Silber.“

So war es in der That. Nach kurzer Mühe hatte der Arzt eine ansehnliche Silberstufe abgeschlagen.

„Jetzt ist es genug,“ hob der Aymara wieder an, „eile dich, damit die Lampe nicht erlischt.“

Das Flämmchen flackerte nur noch leise und ging bald aus, den Rest des Rückweges mußten sie bereits in völliger Finsternis zurücklegen. An der Schatzpforte häufte der Indianer bereit liegende lose Steine auf, so daß bald jede Spur einer Oeffnung verschwunden war.

„Aber Peres,“ hob jetzt der Doktor an, „besinne dich doch, Mann! Im Besitz dieser kolossalen Reichtümer könntest du dir ja Paläste erbauen, in Hülle und Fülle leben und eine große Rolle in der Welt spielen!“

Ueber das Antlitz des Aymara zog es wie ein Schatten. „Ich wußte es, daß du mir so etwas vorwerfen würdest," sagte er, „aber für mich ist das nichts. Die Wunder der Fremde reizen mich nicht, und die Not kehrt in meine Hütte nicht ein."

„Aber was könntest du für dein Volk thun — wie ein Fürst könntest du herrschen."

Der Alte winkte mit der Hand ab. „Mein einziger Sohn ist tot, und mein Volk ruht im Schlummer. Meinst du, daß es sich je wieder erheben könnte? Ströme Blutes müßten fließen — und wer weiß, ob es einen Nutzen brächte? Wir sind friedlich und ergeben geworden und haben unsere Hoffnungen lange begraben. — Komm, wir wollen unsere Reittiere suchen, und ich will dich auf den gewohnten Weg bringen."

Bald darauf nahmen sie Abschied voneinander.

Dem Doktor ließ das Geheimnis des Silberschatzes keine Ruhe. Mit einer Schar bergkundiger und beherzter Männer hat er es mehrmals versucht, die Höhle wiederzufinden — umsonst, der Aymara hatte recht. Als Dr. Weidner später nach Europa heimkehrte, verkaufte er um eine hohe Summe seinen Silberschatz an ein Wiener Naturalienkabinett. Im Katalog steht: „Nr. 419. Silberstufe aus Peru Aus der Sammlung des Dr. Weidner." E. O. H.

Ein kleines Mißverständnis. — Im Frühling des Jahres 1804 kam Schiller zum ersten und einzigen Male nach Berlin. Am 4. Mai sah er im Theater, welches unter Ifflands trefflicher Leitung stand, seine „Braut von Messina". Als er in die Loge trat, wurde er vom zahlreich versammelten Publikum, welches ihm zu Ehren sich von den Sitzen erhob, mit Jubel begrüßt, und so auch am 6. Mai, als seine herrliche Tragödie „Die Jungfrau von Orleans" gespielt wurde.

Iffland hatte das letztere Stück glänzend in Scene gesetzt und besonders viel Pracht auf den Krönungszug verwandt, dafür auch ein so zahlreiches Statistenpersonal aufgeboten, daß es dem Dichter des Guten eigentlich etwas zu viel schien.

Am folgenden Tag befand sich Schiller als hochgeschätzter Ehrengast in einer auserlesenen Gesellschaft. Man bemerkte, daß der kränkliche Dichter, nachdem er mit den Anwesenden

längere Zeit sich recht angenehm unterhalten hatte, plötzlich still und in sich gekehrt dasaß, anscheinend in Nachsinnen vertieft; Damen und Herren sprachen deshalb leiser, um ihn nicht zu stören, und sie schauten mit Ehrfurcht den großen Poeten an, welcher den deutschen Bühnen und dem deutschen Volke schon so viele herrliche Meisterwerke geschenkt hatte und nun auf irgend ein neues zu sinnen schien.

Es wurde vom Theater gesprochen, von der gestrigen Aufführung der „Jungfrau von Orleans".

Da sagte eine Dame etwas lebhafter und lauter: „Es würde mir gestern noch viel besser im Theater gefallen haben, wenn nur nicht der Zug sich so unangenehm bemerkbar gemacht hätte."

Schiller hob plötzlich den Kopf und rief: „Da haben Sie ganz recht, meine Gnädige! Es war zu viel Zug, störend für die Handlung, weil er diese gar zu lange aufhielt."

„Verzeihen Sie, Herr Hofrat, so meinte ich es eigentlich nicht."

„Wie denn, meine Gnädige?"

„Sie denken, scheint es, an den Krönungszug?"

„Ja, freilich."

„Der hat mir ja gerade ganz gut gefallen. Welche Pracht! Wie vortrefflich das ganze Arrangement!"

„Freund Iffland hätte lieber weniger dabei thun sollen. Der Zug ist entschieden zu lang."

„Das finde ich doch nicht, Herr Hofrat."

„Aber welchen Zug meinten Sie denn vorhin, meine Gnädige?"

„Ich meinte den lästigen Zug, der jedesmal im Theater entsteht, wenn bei Beginn eines Aktes der Vorhang aufgezogen wird. Diese kalte Zugluft ist mir schrecklich unangenehm."

Schiller begann heiter zu lachen, und das kleine Mißverständnis war aufgeklärt.

Diese ehrenvolle Aufnahme in Berlin war einer der letzten und schönsten Triumphe des großen Dichters. Ein Jahr nachher starb er — zu frühe für Deutschland. F. L.

Eine chinesische Radlerin. — Daß die bezopften Söhne des Reiches der Mitte trotz der Boxerbewegung im Grunde keine

so argen Feinde westlicher Kultur und modernen Fortschrittes sind, als man gewöhnlich glaubt, beweist die Thatsache, daß in den Vertragshäfen, wo eine enge Berührung zwischen Chinesen



Eine chinesische Radlerin.

und Europäern stattfindet, das modernste westeuropäische Fortbewegungsmittel, das Fahrrad, auch bei den Chinesen Eingang gefunden hat. Junge Chinesen als Radfahrer kann man in Schanghai oder Hongkong in Menge sehen, und sie leisten zum Teil auch im Kunstfahren Vorzügliches, da sie sich diesem Sport

mit großem Eifer hingeben. Alle unsere Begriffe von chinesischer Kulturfeindlichkeit und der niedrigen Stellung des chinesischen Weibes wirft es aber über den Haufen, wenn wir erfahren, daß es auch bereits junge Damen im Reiche der Mitte giebt, die radeln. Zum unwiderleglichen Beweise dieser erstaunlichen Thatsache führen wir unseren Lesern Fräulein Kit-Sen auf ihrem Zweirad im Bilde vor. Die schlitzäugige Schöne ist die Tochter des chinesischen Geschäftsführers der Firma Jardine & Mathieson, und ihr Vater ist stolz darauf, daß sie das erste junge Mädchen war, das sich in China aufs Fahrrad wagte, und daß sie ihren europäischen Geschlechtsgenossinnen in Gewandtheit und Ausdauer nichts nachgiebt. F. Z.

Königin und Quäkerin. — Bekanntlich kennt die Religionsgesellschaft der Quäker keinerlei Rang- oder Klassenunterschiede, sie ziehen vor niemand den Hut ab, reden alle mit du an und nennen sich untereinander „Freunde". Im Herbste 1818 besuchte die Königin Charlotte von England die Bäder zu Bath in Begleitung ihrer Enkelin, der Prinzessin Elisabeth. Bei einer Spazierfahrt äußerte sie den Wunsch, eine in der Nähe wohnende Quäkerin zu besuchen, um deren Wirtschaft zu sehen. Diese wurde von dem ihr zugedachten Besuche unterrichtet und ließ der Königin sagen, daß sie willkommen sein werde. Die Königin war noch nie mit einem Mitgliede dieser Gesellschaft in Berührung gekommen, und die Damen und Herren, welche sie begleiteten, hatten nur schwache Vorstellungen von dem Empfange, den sie zu erwarten hatten, und glaubten, die Quäkerin werde wenigstens sagen: Majestät, Hoheit oder Madame.

Der königliche Wagen kam zur bestimmten Stunde vor dem Thore des Parkes an. Es schienen keine Vorbereitungen zum Empfange getroffen worden zu sein, und weder Wirtin noch Bediente standen bereit, den Gast zu empfangen. Die Glocke wurde endlich angezogen, da kam mit seinem großen Hut der Pförtner herbei und redete den diensthabenden Lord, ohne sich zu verbeugen, mit den Worten an: „Was beliebt dir, Freund?"

Auf diese unerwartete Frage erwiderte der Lord: „Eure Herrin ist gewiß unterrichtet, daß Ihre Majestät kommt. Geht zu Eurer Gebieterin und saget, daß die Königin hier ist."

„Nein,“ antwortete der Mann, „das ist nicht nötig; ich habe weder eine Gebieterin noch eine Herrin, aber die Freundin Rahel Mills erwartet die deine.“

Der Königin und der Prinzessin wurde aus dem Wagen geholfen, und sie gingen nach dem Vorplatze. An der Hausthür stand Rahel im schlichten Anzuge und sagte mit heiterem Zunicken: „Wie befindest du dich, meine Freundin? Ich bin erfreut, dich und deine Enkelin zu sehen. Ich wünsche, daß du dich wohlbefinden mögest! Bleib und erquicke dich und deine Leute, ehe ich dir meinen Hof zeige.“

Es fiel so in die Augen, daß die Quäkerin es gut, ja ehrerbietig meine, daß man ihr ihre Reden nicht übelnehmen konnte. Sie begleitete ihre Gäste durch ihr ganzes Besitztum. Die Prinzessin Elisabeth sah dabei im Hühnerhause eine ihr nicht bekannte Gattung Hühner, gab den Wunsch zu erkennen, einige dieser seltenen Vögel zu besitzen, und glaubte, die Quäkerin werde ihren Wunsch als ein Gesetz betrachten.

Die Quäkerin bemerkte aber nur: „Sie sind selten, wie du sagst; wären sie aber in diesem Lande oder anderwärts zu kaufen, so würde ich sie wenigen Frauen lieber als dir verschaffen.“

Die Prinzessin äußerte darauf ihren Wunsch deutlicher, daß sie einige von diesen Hühnern zu kaufen wünsche.

„Ich kaufe und verkaufe nicht,“ antwortete Rahel Mills.

„Nun, vielleicht wollen Sie mir dann ein Paar schenken?“ sagte darauf die Prinzessin mit einem gewinnenden Lächeln.

„Nein, wirklich nicht,“ erwiderte Rahel, „ich habe es vielen Freunden schon abgeschlagen, und es geziemt mir nicht, das, was ich meinen eigenen Verwandten verweigert habe, einem anderen zu bewilligen. Wir haben uns lange rühmen können, daß unser Haus allein nur diese Vögel besaß, und ich kann zu deinen Gunsten keine Ausnahme machen.“

Rahel Mills behielt ihre Hühner. Wie aber diese thatsächliche Unterredung mit der Quäkerin der Majestät und der Prinzessin Elisabeth behagt hat, darüber ist nichts laut geworden. C. T.

Die Apfelsine. — Im Mittelalter kannte man nur die bittere Orange oder Pomeranze; die süße Orange, unsere Apfelsine, hat erst ziemlich spät ihren Einzug bei uns gehalten. Bis

ins 17. Jahrhundert hinein war der Name für diese Frucht „Lissaboner Orangen", später hieß sie „Sina-Apfel", dann drehte man den Namen um und nannte sie „Apfelsine". Beides ist dasselbe und bedeutet Apfel aus Sina, wie man früher statt China sprach.

Der Orangenbaum fand um seiner köstlichen Frucht willen an den Küsten des Mittelmeeres eine schnelle Verbreitung, die sich bis in die Neuzeit ausdehnte, wie der billige Preis seiner Früchte beweist. Südlich von Neapel und bei Sorent beginnen die Orangenhaine, am bedeutendsten sind die Orangenhaine von Sizilien, Sardinien, dem südlichen Spanien und dem westlichen Portugal. Dort erreichen die Apfelsinenbäume auch die volle Höhe unserer Apfelbäume. Sie verlangen einen fruchtbaren, gut bearbeiteten und gut bewässerten Boden. Der Orangenbaum blüht nur einmal im Jahre, in den Monaten April und Mai; die Reifezeit beginnt im Januar und dauert bis zum April. Seine Fruchtbarkeit ist bedeutend, seine Lebensdauer durchmißt mehrere Menschenalter.

Besonders erwähnenswert sind die Orangenhaine am Fuße des Aetna um Messina und bei dem gegenüberliegenden Reggio auf Italiens Südspitze; Milis, in der Mitte der Westküste der mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Insel Sardinien, zählt in 300 Orangengärten über 500,000 Bäume, welche durchschnittlich 12 Millionen goldene Aepfel tragen. Auf der Insel Mallorca findet sich ein eine Stunde langes und dreiviertel Stunden breites Thal, angefüllt mit Tausenden von Orangengärten. Portugal hat in der Provinz Algarve seine Apfelsinenhaine. Sehr wohlschmeckend sind auch die Apfelsinen von Malta. Je nach dem Boden, in welchem der Baum wurzelt, zeigt er in der Menge und Güte der Früchte merkliche Unterschiede. Man unterscheidet 40 verschiedene Apfelsinenarten.

Die Apfelsinen, welche zur Ausfuhr bestimmt sind, pflückt man, bevor sie die völlige Reife haben, und schon an Ort und Stelle sind unmittelbar nach dem Pflücken Frauen damit beschäftigt, die Früchte in Seidenpapier einzuwickeln. Völlig reife Früchte lassen sich nicht versenden.

Spanier und Portugiesen brachten die Orangengewächse auch

nach Amerika, wo sie namentlich im Tropengebiete vorzüglich gedeihen. Früher bezog Amerika seinen Bedarf an Apfelsinen aus dem südlichen Europa, und Sizilien gab lange Jahre hindurch etwa zwei Drittel seiner Ernte an die Vereinigten Staaten ab. Aber schon vor Jahrzehnten hatte die Orangenkultur, namentlich in Florida, Louisiana und an der Pacificküste, eine so ausgedehnte Entwickelung genommen, daß heute die dortigen Apfelsinenplantagen den Bedarf Nordamerikas vollständig bestreiten können. C. T.

Ein Vorläufer Darwins. — Von dem ebenso heftig angegriffenen wie begeistert verehrten Naturforscher Darwin († 1882) nimmt man gewöhnlich an, daß er als der erste die ganze Welt durch seine Lehre aufregte, der Mensch habe seine Abstammung im Tierreich zu suchen. Und doch hat schon vor ihm ein Gelehrter Aehnliches behauptet. Einer der ausgezeichnetsten italienischen Aerzte des 18. Jahrhunderts war Pietro Moscati, geboren 1736 zu Mailand. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, wurde er schon Professor der Medizin an der Universität zu Pavia und erlangte durch seine Gelehrsamkeit große Berühmtheit, besonders auch durch die wissenschaftlichen Werke und Abhandlungen, welche er im Druck veröffentlichte. Im Jahre 1770 ließ er aber zu Mailand ein seltsames Buch erscheinen, welches damals ungeheures Aufsehen erregte und ihm nachher sein ganzes Leben lang manche Verdrießlichkeiten bereitete.

In diesem Buche versuchte er nämlich mit vielen sehr scharfsinnigen Gründen den anatomischen Beweis zu erbringen, daß der Mensch in seiner Eigenschaft als edelstes Lebewesen eigentlich seit etlichen Jahrtausenden gänzlich ausgeartet sei. Die Natur habe von Beginn an den Menschen nicht zum aufrechten Gange bestimmt, sondern vielmehr zum Laufen auf allen vieren, wie die vierfüßigen anderen Tiere. Das Gehen auf zwei Beinen, welches unglückseligerweise die Menschen in ihrem lächerlichen Unverstand sich angewöhnt, sei die Ursache vieler Krankheiten, vornehmlich aber der Seelenleiden. Insbesondere die Melancholie stamme daher; als Vierfüßler würden die Menschen nicht so schwermütig sein, nicht so viel sich mit Denken und Sorgen abplagen, auch würden dann nicht so viele Selbstmorde sich ereignen.

Er widerrief diese Ansichten niemals, hatte aber in Pavia gar argen Verdruß deshalb, aus welchem Grunde er seine Professur aufgab und nach seiner Vaterstadt Mailand übersiedelte, um dort fortan als Arzt zu wirken. 1796, als er sechzig Jahre alt war, wurde er eifriger Politiker und bald nachher zuerst zum Direktor, dann zum Präsidenten der Cisalpinischen Republik ernannt, trotz des energischen Widerspruchs seiner zahlreichen politischen Gegner, welche höhnisch behaupteten, daß ein Mensch, der ein solch sonderbares Buch verfaßt habe, welches die ernst gemeinte Ansicht enthalte, daß das Laufen auf vier Beinen vernünftiger sei, als das allgemein übliche Gehen auf zwei Beinen, ganz unmöglich den Staat auf vernünftige Art regieren könne. 1799 wurde er bei dem Einmarsch der Russen und Oesterreicher verhaftet, aber sogleich wieder in Freiheit gesetzt, da der Erzherzog Karl schwer erkrankte und von Moscati Hilfe begehrte, der ihn auch richtig kurierte. 1802 war er hervorragendes Mitglied der Staatskonsulta, sowie Minister des öffentlichen Unterrichts. Er wurde außerdem noch Senator und Staatsrat, auch in den Grafenstand erhoben, ferner erster Leibarzt des Vizekönigs Eugen und Ritter mehrerer hohen Orden. Im Januar 1824 starb er in seiner Vaterstadt Mailand in dem hohen Alter von achtundachtzig Jahren. F. L.

Die Sprache der Augen. — Der sogenannte Spiegel der Seele, das Auge, ist selbst keines wechselnden Ausdrucks fähig. Es ist zwar eine Thatsache, daß unter dem Einflusse von Gemütsaffekten sich die Größe der Pupille verändern kann, doch ist das so geringfügig, daß es mit der sogenannten Augensprache nichts zu thun hat. Interessante Untersuchungen über die Vorgänge, welche für die „Sprache der Augen" maßgebend sind, hat Professor Dr. Ritter v. Reuß in Wien angestellt. Sie zeigen, daß nicht das Auge selbst, sondern dessen Umgebung es ist, die seinen wechselnden Ausdruck bedingt.

Der Augapfel liegt wie die Kugel eines Kugelgelenks in ihrer Pfanne; alle seine Bewegungen erfolgen um einen festen Drehpunkt. Sie werden durch sechs Muskeln ausgeführt, welche alle Stellungen innerhalb der geöffneten Lidspalte ermöglichen. Außerdem haben die Augenlider zweierlei Muskeln, einen der

das obere Lid hebt, und einen der, kreisförmig verlaufend, mit seinen verschiedenen Partien die Lidspalte leicht oder krampfhaft schließt und die Lider an den Augapfel andrückt.

Mit jedem Aufwärtsrollen des Auges erfolgt zugleich eine Hebung des Oberlides, bei jedem Abwärtssehen zugleich eine Senkung desselben; nur einzelne Individuen sind im stande, nach unten zu blicken und zugleich das Lid zu heben.

Wenn wir zuvörderst die Bewegungen der Augenlider beobachten, so finden wir, daß diese ein Verkleinern oder Vergrößern der Lidspalte zur Folge haben. Jede Verkleinerung der Lidspalte zeigt uns sanfte Gefühle, eine milde Gemütsstimmung, etwas Gutmütiges, oder eine Depression unserer Stimmung, Bescheidenheit, Demut, Gram, Kummer, an; jede Vergrößerung manifestiert eine erregte Stimmung, freudiger oder nicht freudiger Natur. Sind die oberen Lider nur leicht gesenkt, so daß dadurch das Feuer des Auges gedämpft, das heißt der Spiegelreflex der Hornhaut teilweise verdeckt wird, so erhält der ganze Gesichtsausdruck etwas Sanftes, die Augen sind schmachtend. Sinken die Lider noch mehr herab, so wird der Blick schläfrig. Beim Schmachten sind die Mundwinkel in die Höhe gezogen, aber nur ganz wenig, der Mund ist zu einem unmerklichen Lächeln erweitert. Beim Schläfrigen hängen die Mundwinkel eher herab. Verwandt mit dem Schläfrigen ist der blasierte Blick, der das geringe Interesse zeigt oder zeigen will, das man an der Außenwelt nimmt; bei ihm kommt jedoch noch die Blickrichtung in Betracht. Halb aktiv, halb passiv ist das „Von-oben-herabsehen", nach abwärts gerichtete Augen und ein entsprechend gehobener Kopf. Werden die Mundwinkel dabei nach abwärts gezogen, der Kopf etwas zur Seite gedreht, so wird gleichzeitig Verachtung ausgedrückt, das „Ueber-die-Achsel-ansehen". Mit einer mehr oder minder starken Senkung des Kopfes bei gesenktem Blicke und gesenkten Lidern ist verbunden der Ausdruck der Bescheidenheit, der Schüchternheit, der Demut, auch der Scham und des schlechten Gewissens. Da man nicht gut annehmen kann, daß jemand kontinuierlich derartigige Gefühle hat, so werden wir aus der Beständigkeit dieser Augenhaltung auf Heuchelei schließen. Auch der Unglückliche, vom Gram Gebeugte verliert die stolze

Haltung, läßt gleichsam alles hängen, und so sind gesenkte Lider und abwärts gerichtete Augen (mit abwärts gerichteten Mundwinkeln) das Zeichen des Grames und des Kummers.

Eine ganz verschiedene Sprache sprechen aktiv verengerte Lidspalten, die durch leichte Senkung der Oberlider zugleich aber durch Hebung der Unterlider entstehen. In dieser Weise verkleinern wir unsere Lidspalten beim Lachen. Zum Teile gehören hierher die verliebten Augen; die seelische Freude wird den Ausdruck des Lächelns um die Augen zaubern, zugleich mit etwas stärkerer Senkung der Oberlider, insofern das Schmachtende, Schwärmerische gleichzeitig zum Ausdruck gelangt. Keinen physiognomischen Wert hat dagegen die Verkleinerung der Lidspalte, die aus optischen Gründen, um das Sehen zu verbessern, stattfindet, wie dies zum Beispiel bei Kurzsichtigen der Fall ist.

Wenden wir uns nun zu den Vergrößerungen der Lidspalte. Die Vergrößerung im allgemeinen zeigt an, daß wir die Außenwelt voll auf uns einwirken lassen wollen; die Gründe dazu können verschieden sein. Wir sehen irgend etwas, was uns unerwartet kommt oder was wir noch nicht gesehen haben; wir machen erstaunte, verwunderte Augen; wer aber über alles erstaunt, dem alles neu zu sein scheint, der beständig die Augen aufreißt, der erhält dadurch das Gepräge der Dummheit, oder wer es in solchen Momenten thut, wo die Sitte es verbietet, den Ausdruck der Frechheit. Auch der Neugierige wird die Augen derart öffnen, wenn dies erlaubt ist. Ein anderes Motiv ist, einen angenehmen Eindruck recht intensiv aufzunehmen. So sind weit geöffnete Lidspalten der Ausdruck der Freude; auch der edle Stolz und die Begeisterung werden in gleicher Weise zum Ausdruck kommen, natürlich modifiziert durch die Mitwirkung anderer Antlitzmuskeln. Das Erstaunen über etwas Gräßliches, das Entsetzen über einen Anblick, wie der Ausdruck des größten Körperschmerzes, zum Beispiel eines Gefolterten, bedingen eine Vergrößerung der Lidspalte, und zwar die höchstgradige, so daß das obere Lid so hoch gehoben wird, daß das Weiße der Augen oberhalb derselben sich zeigt. Bei allen diesen Manifestationen des Staunens werden gleichzeitig die Augenbrauen mit gehoben.

Einfaches Oeffnen der Augen ohne diese Hebung mit ruhig, zum

Beispiel auf eine Person gerichteten Augen wird das Gefühl der Zuversicht, des Vertrauens zum Ausdrucke bringen. Wird dabei das Auge nach oben gerichtet, ist der Himmel und Gott, den wir dort suchen, das Ziel unserer Blicke, so machen wir andächtige Augen; dabei ist entweder das Haupt in Demut gesenkt oder in frommer Begeisterung gehoben; ganz verschieden wird der Ausdruck sein, wenn wir in prosaischer Stimmung den Himmel betrachten, dann heben wir den Kopf stark und dafür die Augen im Verhältnis nur wenig. Wer stets die Augen andächtig erhoben trägt, wird als frömmelnder Heuchler erscheinen.

Wir haben uns bisher meist um die Lidspalten gekümmert und uns die Augen dabei in einer bestimmten Richtung ruhig gedacht. Wir sprechen aber sehr viel durch die Bewegungen unserer Augen. Wer die Gegenstände ruhig betrachtet, wer sich erst, nachdem er den einen Gegenstand in gemessenen Bewegungen mit den Augen gleichsam abgetastet hat, dem anderen zuwendet, hat die klugen Augen eines scharfen Beobachters; wer dagegen unstet, systemlos seine Augen bald hierhin, bald dorthin wendet, zeigt Flüchtigkeit, Blödigkeit oder Unbeholfenheit, auch Verwirrung. Wer einem Vortrage aufmerksam zuhört, wird so lange die Augen auf den Sprecher richten; fangen die Augen an, Bewegungen zu machen, ist der Zuhörer unaufmerksam geworden. Das ruhige Anblicken einer Person, das bei rhythmisch stattfindendem Lidschlage geschieht, darf man nicht verwechseln mit dem starren Anblicken mit unverwandt ruhigem Auge, mit dem Fixieren, noch weniger mit dem Anstarren; letzteres findet häufig statt, wenn die Person sich im Geiste mit etwas ganz anderem beschäftigt, als mit dem, das sie anblickt, speziell bei Uebersichtigen. Augen, die mit dem vorher beschriebenen Ausdruck des Lächelns seitwärts blicken, nennen wir schelmische Augen. Werden die Augen leicht zur Seite oder zugleich etwas nach oben gedreht und selig lächelnd auf ein Objekt des Wohlgefallens gerichtet, so sind das verliebte Augen in Anwesenheit des geliebten Gegenstandes, der ebensogut eine Person als eine Sache sein kann.

Noch einiger Arten des unruhigen Blickes möge hier gedacht werden. So des unruhigen Blickes, der es ängstlich vermeidet, der angesprochenen Person in die Augen zu sehen, woraus wir

auf Falschheit schließen, oft mit Unrecht; ferner der unruhig zwinkernden Augen, welche dadurch verbergen wollen, wohin der Blick eigentlich gerichtet ist; der spähenden Augen, deren Besitzer den Kopf nach einer Richtung drehen, um nicht merken zu lassen, daß die Blickrichtung nach einer anderen Seite gewandt ist; der unruhig rollenden Augen eines Wütenden; endlich des Manövers der Koketten, das ziemlich kompliziert ist. Gewöhnlich werden die Lider leicht, wie verschämt gesenkt, dann aber plötzlich und meist seitlich auf die zu behandelnde Person gerichtet, eine ganze Salve von Augenfeuer wird auf das Opfer abgeschossen; eine Prozedur, die oft rasch aufeinander folgt, so daß man von einer Kokette sagt: „Sie klappert mit den Augen"; in älteren Zeiten nannte man es „spillende Augen".

Diese Beispiele mögen genügen, doch ist damit das Wörterbuch der Augensprache noch lange nicht erschöpft. Wie aber zur Genüge aus dem Angeführten hervorgeht, ist es nicht das Auge, welches „spricht", sondern die Muskulatur der Lider und des ganzen Gesichtes. Wenn die Orientalen die Frauen zwingen, ihr Gesicht von unten her so zu verhüllen, daß nur die Augen frei bleiben, so scheinen sie zu wissen, daß man mit den Augen allein nicht sprechen könne, ebensowenig wie man das kann, wenn man eine Larve vor das Gesicht hält, durch welche man nur die Augen sieht. Schmidt-Rimpler erzählt, daß er unter einer solchen Larve ein möglichst zorniges Gesicht machte und dabei die Augen wild umherrollen ließ. Der Beobachter fragte: „Sie suchen wohl etwas?"

G. Badermann.

Folgerichtig. — Während der Regierung Karls IX., Königs von Frankreich, verübte dessen Günstling, der Geheimschreiber Bournazel, einen grausamen Mord an dem Grafen de la Tour. Das Gericht sprach über den Mörder das Todesurteil aus, allein Karl IX. fühlte sich bewogen, Bournazel auf die Fürbitte seiner Angehörigen hin zu begnadigen, so dringend auch die Witwe des Ermordeten um Gerechtigkeit flehte. Zu ihrer Beschwichtigung bot Karl IX. der Gräfin de la Tour die konfiszierten Güter des Verbrechers an. „Bewahre mich Gott," antwortete die Witwe, „daß ich das Blut meines Gatten verkaufen sollte! Aber wenn denn einmal der Kredit des Mörders die Gerechtigkeit

überwiegt, so werden Eure Majestät wenigstens meinem Sohne dieselbe Gnade erzeigen."

„Ihrem Sohne? Was hat er gethan?" fragte der König.

„Er hat noch nichts gethan," lautete die Antwort, „denn er ist noch unmündig; aber sobald er herangewachsen ist, soll er den Mörder seines Vaters umbringen. Dazu werde ich ihn täglich ermahnen und — deshalb bitte ich im voraus um eine gleiche Begnadigung, wie sie Bournazel zu teil ward."

Karl IX. schwieg verlegen und hob die Begnadigung des Mörders wieder auf. J. W.

Wie man Carriere macht. — Der 1678 zum obersten Hofkanzler des Kaisers Leopold I. ernannte Baron Julius Friedrich Bucelini hatte als Sekretär im Vorzimmer zu warten, wenn der Kaiser mit seinen Ministern konferierte. Daß er horchte, war natürlich, und was er nicht erhorchte, kombinierte er sich zusammen.

Als ihn einst nach einer solchen Konferenz der Kaiser in das Kabinett rief, wo ihm einer der Minister den gefaßten Beschluß diktieren sollte, warf Bucelini rasch das Konzept zu Papier, ehe der Minister es in seinem Geiste geformt und in Worte gekleidet hatte.

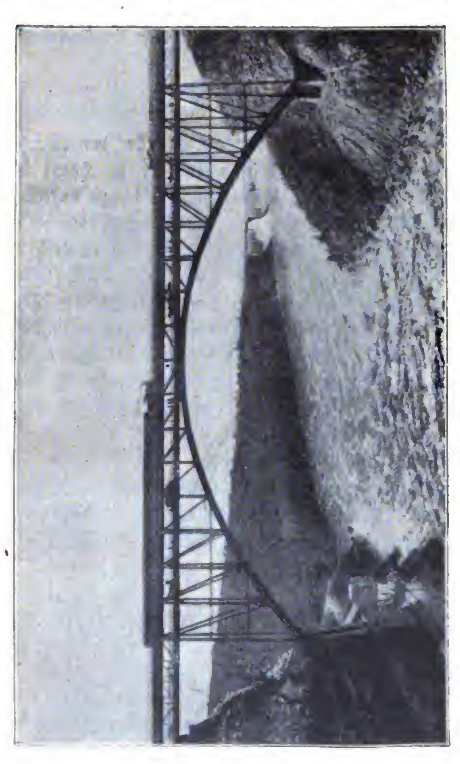
Verwundert fragte der Kaiser, woher er den Inhalt der geheimen Beratung kenne. Darauf log Bucelini und schmeichelte, daß von einem so erleuchteten Monarchen und von dessen weisen Ministern nach Stand der Angelegenheiten kein anderer Beschluß habe gefaßt werden können.

Der über den Verstand des Sekretärs entzückte Monarch rief wörtlich aus: „Ei, da gehörst du herein und nicht in das Vorzimmer!"

Von nun an zog er ihn allen geheimen Beratungen bei und machte ihn, wie gesagt, zum ersten Hof- und Staatskanzler, wobei sich beide Teile sehr wohl befanden. A. D. B.

Eine neue Niagarabrücke, die über die tosenden Wirbel des Stromes unterhalb der gewaltigen Fälle führt, ist von der kanadischen „Grand Trunk Railway" aus Stahl erbaut worden und nicht nur wegen ihrer bedeutenden Spannung, sondern auch wegen ihrer doppelten Fahrbahn bemerkenswert. Es ist im

Gegensatz zu der im Jahre 1899 eröffneten neuen Hängebrücke eine Bogenbrücke. Auf der obersten Fahrbahn laufen die Eisenbahnzüge, wie unser nach einer Photographie angefertigtes Bild



Niagarabrücke mit doppelter Fahrbahn.

gewahren läßt; die zweite, darunter liegende Brückenbahn ist für den Wagen- und Fußgängerverkehr eingerichtet. Auf ihr bewegen sich auch die Wagen der elektrischen Straßenbahn vom kanadischen nach dem amerikanischen Ufer des Stromes. Die Brücke ist ein Meisterwerk der modernen Technik, und von den

turmhoch über den strudelnden Wassern schwebenden Fußsteigen auf beiden Seiten der unteren Fahrbahn hat man einen großartigen Blick in die Tiefe, wie weiterhin auf den Hufeisenfall des Niagara, dessen Donner nur ab und zu von dem der schweren Eisenbahnzüge übertönt wird, die über dem Kopfe des Beschauers auf der oberen Brückenbahn dahinfahren. F. Z.

Lord Bristols Wette. — Lord Bristol war ein eifriger Kunstfreund und leidenschaftlicher Gemäldeliebhaber. Auf seinen Reisen berücksichtigte er lobenswerterweise bei den Ankäufen für die schöne Gemäldegalerie, welche er zu Hause in seinem Schlosse besaß, außer den Bildern alter, längst begrabener und vermoderter Meister auch die Schöpfungen lebender junger Künstler von Genie. Im Sommer 1795 kam er nach München, um dort Bilder zu kaufen, und traf dort im Hotel mit dem Baronet Beresford zusammen, den ebenfalls die Suche nach neuen Bildern nach der schönen Isarstadt geführt hatte.

Vertieft in ein Gespräch über Kunst, blickten sie zufällig dabei aus dem Fenster. Eben schritt ein junger Mann, dessen Aeußeres deutlich den Künstler verriet, draußen die Straße entlang und am Hotel vorbei.

„Wahrhaftig, er ist es!“ rief der Lord.

„Sie kennen Herrn v. Kügelgen?“ fragte der Baronet.

„Jawohl, Sir Beresford. Vor einiger Zeit lernte ich ihn in Rom kennen. Er ist ein ausgezeichneter Künstler.“

„Darin stimme ich Ihnen gern bei, Mylord.“

„Für einen der besten neueren Landschaftsmaler halte ich ihn.“

„Verzeihen Sie, Mylord! Offenbar sind Sie in einem Irrtum befangen.“

„Wieso meinen Sie das?“

„Er ist kein Landschafter, sondern Historienmaler.“

„Nein, er malt nur Landschaften, keine anderen Bilder, das weiß ich bestimmt,“ rief Lord Bristol. „Zwei reizende italienische Landschaften habe ich in Rom von ihm gekauft.“

„Hm, hm! Die möchte ich doch wirklich erst sehen.“

„Sir Beresford, Sie sagen das in einem so seltsamen Tone, daß ich zu meinem Bedauern Ihnen darüber mein Befremden ausdrücken muß.“

„Dazu haben Sie gar keine Ursache, Mylord."

„O doch! Aber lassen wir diesen Streit lieber nicht ernsthafter werden."

„Das ist auch mein Wunsch."

„Die beiden Landschaften kann ich Ihnen leider nicht zeigen, weil dieselben direkt von Rom nach England gesandt worden sind."

„Vor etwa acht Tagen kaufte ich ein schönes kleines Historienbild von Herrn v. Kügelgen."

„Sie beharren also bei Ihrer Behauptung?"

„Gewiß."

„Sie müssen sich irren, Sir. Er ist Landschaftsmaler. Ich weiß das ganz bestimmt."

„Was ich sagte, ist wahr. Glauben Sie mir denn nicht?"

„Sir Beresford —"

„Mylord —"

„Nun, streiten wir nicht länger. Wetten wir lieber."

„Meinetwegen."

„Um jede beliebige Summe. Tausend Pfund — zehntausend Pfund —"

„Nein. Um gar keine Barsumme, Mylord. Vor meinem Gewissen könnte ich es nicht verantworten, Ihnen auf solche Art so viel Geld abzunehmen. Wetten wir um ein feines Souper, wozu wir den Künstler einladen, der ja doch die Wette entscheiden muß."

„Es sei."

„Gehen wir sogleich zu ihm! Er wohnt nämlich nahebei. In seinem Atelier werden Sie nur Historienbilder und Porträts, aber keine einzige Landschaft sehen."

Lord Bristol war sofort bereit, und die beiden Kunstfreunde begaben sich nach dem Atelier des Künstlers, wo dieser sie äußerst höflich empfing.

Und richtig: es befand sich im Atelier keine einzige fertige oder halbfertige Landschaft, nur Porträts und Historienbilder sah man da.

„Seit wann malen Sie denn keine Landschaften mehr?" fragte der Lord.

„Ich habe nie Landschaften gemalt," versetzte der Künstler.

„Wie, was sagen Sie da? Habe ich doch selbst gesehen, wie Sie an der Staffelei standen und eine Landschaft aus der römischen Campagna malten."

„Sie irren sich, Mylord."

„Habe ich doch in Rom sogar zwei Landschaften von Ihnen gekauft."

„Nicht von mir, Mylord."

„Das ist wahrlich kurios! Nicht von Ihnen? Ja, ich bitte Sie, von wem denn?"

„Wohl jedenfalls von meinem Bruder Karl v. Kügelgen, der zur Zeit in Rom wohnt."

„Ah — Sie haben also einen Bruder?"

„So ist's, Mylord. Ich heiße Gerhard v. Kügelgen und bin Porträt- und Historienmaler. Mein Zwillingsbruder Karl ist Landschaftsmaler. Nur in dem, was wir malen, unterscheiden wir uns, denn sonst gleichen wir uns in allem anderen so sehr, daß durch die frappante Aehnlichkeit in Gestalt, Sprache, Haltung, Benehmen und so weiter schon oft wunderliche Verwechslungen entstanden."

Lord Bristol verlor also seine Wette.

Gerhard v. Kügelgen fand später ein tragisches Ende. Im März 1823 wurde er in der Nähe von Dresden ermordet. Karl v. Kügelgen war russischer Hofmaler geworden. Er starb im Jahre 1832. F. L.

Ein merkwürdiger Wurm. — Eine Plage für die Bewohner tropischer Gegenden der alten Welt ist der Medina- oder Guinea-wurm, der sich an den Beinmuskeln festsetzt und bisweilen die Länge von einem Meter erreicht. Wenn sich dieses Untier in das Bein gefressen hat, fühlt man anfangs keinen Schmerz, allein wenn es wächst und sich aufrollt, dann entstehen Entzündung und Schmerzen. Das beste Mittel dagegen ist, die angegriffene Stelle zur Eiterung zu bringen, bis das Geschwür den Kopf des Wurmes zeigt. Dieser wird sodann sorgfältig herausgezogen und an einen kleinen Zweig befestigt, womit man den Wurm nach und nach herauswindet. Reißt er ab, und es bleibt ein Stück davon im Bein, so erregt dies sehr bösartige Entzündungen. U. H.

Die Unglücksfeder. — Als Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich am 2. Dezember 1848 zu Gunsten des gegenwärtigen Kaisers Franz Joseph abdankte, schrieb der Legationssekretär Baron Hübner das betreffende Protokoll und wollte sich sodann die Feder, womit der alte Kaiser unterzeichnet hatte, als Andenken behalten. Erzherzog Maximilian aber, der nächste Bruder des neuen Kaisers, begehrte die Feder für sich, und Baron Hübner konnte nicht anders, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Allein indem er dem Erzherzog die Feder darreichte, fiel sie zu Boden.

„Möge dieses keine schlimme Vorbedeutung sein, Kaiserliche Hoheit," sagte der Baron, sich nach der Feder bückend, „sondern möge jedes Wort, das mit ihr geschrieben wird, Euer Kaiserlichen Hoheit Glück bringen."

Mit dieser Feder unterschrieb Maximilian sich zum erstenmal als Kaiser von Mexiko auf der bekannten Erklärungsurkunde in Miramare — ein Dokument, das mithalf, sein Todesurteil zu begründen. N. D. B.

Der Tausch. — Turenne, der bekannte französische Marschall († 1675), bemerkte bei einer Revue, daß ein Offizier ein sehr altes und langsames Pferd reite. Er erkundigte sich und erfuhr, daß den Offizier seine Armut hindere, sich ein besseres Pferd anzuschaffen. Turenne ließ den Offizier rufen. „Ich habe eine Bitte an Sie," sagte er. „Ich hoffe, Sie werden sie Ihrem Marschall nicht abschlagen. Meine Pferde sind mir zu feurig, sie ermüden mich leicht und machen mir beim Reiten viel zu schaffen, denn ich werde alt und schwach. Aber ich habe heute bei der Revue Ihr Pferd gesehen, das würde vortrefflich für mich passen. Würden Sie wohl geneigt sein, einen Tausch mit mir einzugehen und Ihr Pferd gegen eines aus meinem Stalle auszuwechseln?"

Der Offizier durchschaute die Absicht des Marschalls, ihm ohne Kränkung zu einem guten Pferde zu verhelfen, und ging gerührt auf den Tausch ein. D.

Krähen essen. — In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Redensart „Krähen essen" für „sich demütigen" sehr im Brauch. Die Phrase ist auf folgende Weise entstanden. Ein Soldat stand vor den Befestigungen von New York Posten.

Auf einer Wiese bemerkte er eine Krähe, zielte auf den Vogel und schoß ihn tot. Dann legte er sein Gewehr hin und ging, die Krähe aufzunehmen. Als er sich wieder aufrichtete und umwandte, sah er mit Schrecken sein eigenes Gewehr auf sich gerichtet, und zwar in den Händen eines holländischen Farmers, der offenbar in der größten Wut war, und bald stellte es sich heraus, daß die Krähe ein zahmer Vogel und der Liebling ihres Besitzers gewesen war. Erst nach langem Bitten gab der Holländer seine Absicht auf, den unvorsichtigen Jäger zur Sühne für seine getötete Krähe niederzuschießen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Soldat das Tier sofort verspeise. Immer unter dem Banne des auf ihn gerichteten Gewehrlaufs trug der Soldat einige Späne zusammen, machte Feuer an, briet den Vogel und fing an, ihn aufzuessen. Als er aber damit bis zur Hälfte fertig war, wurde ihm so miserabel zu Mute, daß er erklärte, lieber wolle er sich totschießen lassen, als weiteressen. Der Zorn des Holländers war mittlerweile verraucht, er schenkte dem Sünder den Rest der Strafe und gab ihm sein Gewehr zurück. Nun aber wandte sich das Blatt; der Soldat richtete jetzt seinerseits das Gewehr auf den Holländer und zwang ihn, die andere Hälfte des unappetitlichen Vogels zu verzehren. Damit war jedoch die Geschichte noch nicht zu Ende. Der Holländer führte Klage beim Obersten des Regiments, und dieser ließ den Soldaten sich vorführen und schrie ihn grimmig an: „Kennen Sie diesen Mann da?“

„Zu Befehl, Herr Oberst, ja,“ lautete die Antwort, „wir haben ja gestern zusammen gespeist!“

In die Heiterkeit, die diese Antwort erregte, stimmte auch der Holländer ein, und von einer Verfolgung der Klage war keine Rede mehr, aber der Ausdruck „Krähen essen“ ist seit der Zeit geblieben. E. K.

Kindischer Aberglaube. — König Ladislaus IV. von Polen († 1648), war so abergläubisch, daß er sein Schloß am Morgen nicht eher verließ, als bis er sich dreimal um sich selbst herumgedreht und einen Strohhalm in drei Stücke zerrissen hatte. W. H.



Die glücklichen Kuren

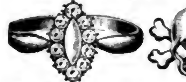
in Paschen's orthopädischer Heilanstalt in Dessau

haben den vorzüglichen Ruf dieses vor nun bald 14 Jahren gegründeten Muster-Instituts längst auch jenseits des Ozeans in der wirksamsten Weise verbreitet. Denn Paschen bekommt schon seit Jahren außer seinen zahlreichen deutschen Patienten Kranke nicht nur aus Italien, Rußland, Frankreich &c., sondern auch aus Amerika, Afrika und Asien, und die fast alljährlich vorgenommenen Vergrößerungen der Anstaltsgebäude haben sich immer wieder als unzureichend erwiesen. Durch verschiedene Neubauten prächtigster und originellster Art, die sich durch den Ankauf eines großen Nachbargrundstückes ermöglichen ließen, ist in diesem Jahre Vorsorge getroffen worden, sodaß jetzt fast die doppelte Anzahl Leidender Raum findet und sich trotzdem auch die verwöhntesten Patienten dort in jeder Beziehung wie zu Hause fühlen können. Es wird den Leser interessieren, zu erfahren, was eigentlich bei Paschen in Dessau geheilt wird. Alle Abnormitäten des Rückgrats, Lähmungen, Fußleiden, Klumpfüße, Rückenmarkschwäche &c.! Natürlich überläuft den Unkundigen sofort eine Gänsehaut; denn er sieht im Geiste einen großen Operationssaal mit teuflisch blitzenden Messern, blutigen Tüchern und anderen gruseligen Dingen; oder er erinnert sich gar der Notiz über das Verfahren des Dr. Callot in Paris, der armen Buckligen frisch und fröhlich die Wirbelsäule mit Gewalt eindrückt, um sie in die normale Façon zu bringen. An dergleichen Sachen ist jedoch in der Paschen'schen Anstalt gar nicht zu denken! Ohne Operation, ohne Gewaltmittel, ohne Gipsverbände, ohne Streckbett, nur durch eigens für jeden einzelnen Fall genau konstruierte Gelenkapparate oder Korsetts, verbunden mit vernünftiger Lebensweise, sorgfältig geregelter knochenbildender Diät, Massagen, Elektrisierungen, Bäder, Uebungen an Turn- und Handapparaten &c. erzielt der gewissenhafte und reich erfahrene Leiter des Dessau'schen Instituts seine oft wunderbaren Erfolge. Mittels Röntgenapparats wird Sitz und Natur des Leidens zunächst festgestellt, und alsbald geht es an die Herstellung des nötigen aus Lederhülsen, Stahlschienen, Polsterungen, komplizierten Charnieren &c. zusammengebauten Rüstzeugs, das den Patienten sofort in den Stand setzt, das Siechenlager verlassen und, ohne Schmerzen zu empfinden, sich frei bewegen zu können! Welch wonnige Empfindung durchströmt die Brust solches Armen, der die Hoffnung schon aufgegeben hatte, je wieder Gebrauch von seinen Gliedmaßen machen zu können! Von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der glücklich Geheilten, die ihrem Retter nicht Dank genug zu sagen wissen für die überraschende Hilfe, die ihnen hier endlich zu teil geworden. Beinbrüchige, die bisher zu monatelangem Siechenlager verurteilt waren, erlangen mit Anlegung des Apparats sofort die Fähigkeit, wieder zu gehen; Rückenmarksleidende, die jahrelang im Rollstuhl zugebracht haben, gewinnen durch das Skoliosenkorsett wieder Halt im Körper; Kinder, die an Verkrümmungen leiden und durch die Streckbettbehandlung sehr heruntergekommen sind, erholen sich hier schnell, da sie sich mit ihrem Apparat bewegen, im Park tummeln können und dadurch Appetit und Blutzirkulation haben.

Paschen's Heilanstalt liegt in gesunder gartenreicher Gegend und doch noch im Weichbilde der Stadt Dessau. Der große Komplex von Gebäuden enthält neben komfortabel eingerichteten Wohnräumen für die Patienten die Arbeitsräume des Direktors nebst den Werkstätten seiner Mitarbeiter; sodann einen großen mit allen möglichen Turnapparaten, Dreirädern &c. ausgestatteten Turnsaal, einen brillant eingerichteten Lesesalon, Speise- und Empfangsräume, Badezimmer, ferner das durch den Neubau entstandene Sonnenkurhaus, einen kleinen Glaspalast mit den prächtigsten Kindern der südlichen Flora ausgestattet, sowie ein in seiner ganzen Einrichtung höchst praktisch angelegtes Schulgebäude, in dem die kleinen Patienten auf allen nur wünschenswerten Gebieten durch eigene Lehrkräfte weiter gefördert werden. Die Erwärmung der Räume geschieht durch Central-Warmwasser-Anlage; die Beleuchtung durch Elektrizität. Der die Anstalt umgebende Garten ist parkartig und nur für die Patienten bestimmt. Die Wege darin sind den Leidenden entsprechend vorzüglich gehalten. Bei schlechtem Wetter bietet eine herrlich dekorierte Wandelhalle Gelegenheit zum Promenieren. Ueberall herrscht unter den Patienten Fröhlichkeit, nirgends sieht man verdrießliche Gesichter, niemals vernimmt man Aeußerungen des Schmerzes. Es fühlt sich eben jeder hier wohl und geborgen, tröstlicher Hilfe sicher, wozu das musterhaft geschulte Personal nicht zuletzt beiträgt.

Auch ärztliche Autoritäten, wie Professor von Bergmann, Professor von Leyden, der verstorbene Volkmann-Halle &c. haben die Erfolge Paschen's verschiedentlich und rückhaltslos anerkannt. Das Institut sei daher allen, die für die obengenannten Leiden Besserung und Genesung suchen, mit der Mahnung empfohlen, das was sie thun wollen, bald zu thun. Je früher man gerade bei diesen Krankheiten vor die rechte Schmiede geht, je sicherer darf man auf Erfolg rechnen.

Theodor Weinert.




Bestecke
massiv Silber





